



Info

Zeitschrift des Interdisziplinären
Frauenforschungs-Zentrum



20. Jg. Nr. 26 / 2003



Aufsätze

Studienbelastungen und Bewältigungsstrategien im Technikstudium
Frauenemanzipation und psychosoziale Beratung
Geschlecht in Behandlungsangeboten sozialpsychiatrischer Einrichtungen
Qualitätssicherung im Gesundheitswesen als Geschlechterpolitik

Berichte aus der Uni Bielefeld

Flexibilität in Arbeit und Alltag
Berufsorientierung und Lebensplanung

Berichte aus dem IFF

Rückblick auf die Tagung anlässlich des 20jährigen Bestehens
Geld und Geschlecht
Geschlecht und Fachkulturen in der Mathematik
Online-Studium VINGS

Impressum:

IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum
20. Jg., Nr. 26, 2003
ISSN 1611-230X

Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum
Universität Bielefeld
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
Fon: 0521-1064574, Fax: 0521-1062985
Email: iff@uni-bielefeld.de

Redaktion: Dr. Anina Mischau, Email: anina.mischau@uni-bielefeld.de
Layout: Sonja Neuß
Umschlagdesign: Imke Brunzema
Druck: Zentrale Vervielfältigung der Universität Bielefeld

IFF Info

Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum (IFF)
20. Jahrgang / Nr.26 / 2003

EDITORIAL

AUFSÄTZE

Andrea Wolfram Soziale Studienbelastungen und Strategien der Bewältigung im Technikstudium	7
Ruth Großmaß und Christiane Schmerl Frauenemanzipation und psychosoziale Beratung	22
Christa Oppenheimer Die Bedeutung von Geschlecht in den Behandlungsangeboten sozialpsychiatrischer Versorgungseinrichtungen	34
Ellen Kuhlmann Qualitätssicherung im Gesundheitswesen als Geschlechterpolitik	45

BERICHTE UND BEITRÄGE AUS DER UNIVERSITÄT

Birgit Geissler Flexibilität in Arbeit und Alltag: das neue Paradigma der postindustriellen Gesellschaft	53
Christiane Maschetzke und Elke Rosowski Berufsorientierung und Lebensplanung – Jugendliche in der Sekundarstufe II	63

BERICHTE UND BEITRÄGE AUS DEM IFF

Anina Mischau und Mechtild Oechsle Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen – Rückblick auf die Tagung anlässlich des 20jährigen Jubiläums des IFF	75
Birgitta Wrede Geld und Geschlecht – Tabus, Paradoxien, Ideologien	86
Judith Daniels und Anina Mischau Geschlecht und „Fachkulturen“ in der Mathematik	91
Vings Studieren: Online-Seminare im Wintersemester 2003/2004	103

BERICHTE UND BEITRÄGE AUS NRW UND DARÜBER HINAUS

Christiane Erlemann: Ein geschlechtsspezifisches Instrumentarium für die
Fachkulturforschung in den Ingenieurwissenschaften 109

Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie: Berichte aus dem
Kompetenzzentrum 114

AKTUELLE DEBATTE

Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität 127

TAGUNGSBERICHT

Birgitta Wrede: Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von
Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis 144

REZENSION

Birgit Blättel-Mink und Ellen Kuhlmann (Hrsg.): Health Professions, Gender
and Society. Shifting Relations in Times of Institutional and Social Change
(Stefanie Klug) 146

NEUERSCHEINUNGEN 148

INFORMATIONEN 152

EDITORIAL

Liebe LeserInnen,

im Mai dieses Jahres feierte das IFF mit der Tagung „Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinen und Netzwerken“ sein 20jähriges Bestehen. Wir freuen uns, unseren LeserInnen mitteilen zu können, dass aus dieser Tagung nach nur wenigen Monaten bereits zwei Publikationen hervorgegangen sind. Die Vorträge des Themenkomplexes „Frauen-/Geschlechterforschung und Mainstream: Breaking the wall?“ und die Vorträge des Themenblocks „Interdisziplinarität von Frauen- und Geschlechterforschung zwischen Anspruch, Wirklichkeit und Herausforderung“ sind im September als Themenschwerpunkt in dem aktuellen Heft der „Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien“ erschienen (Heft 2/3, 2003). Dieses Themenschwerpunktheft kann (zum Vorzugspreis von 12 statt 19.50 Euro) bei Ulla Reißland im Sekretariat des IFF bestellt bzw. erworben werden. Die Inputbeiträge der Podiumsdiskussion „Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität?“ können in diesem IFF Info in der Rubrik „Aktuelle Debatte“ nachgelesen werden; ein Tagungsrückblick findet sich in der Rubrik „Berichte und Beiträge aus dem IFF“.

An dieser Stelle möchten wir ganz besonders auf zwei Veranstaltungen hinweisen, die in den nächsten Wochen stattfinden. Ende Oktober führt das IFF-Projekt VINGS (Virtual International Gender Studies) die Tagung „Innovation und Implementierung. Aussichten aus einem Projekt“ durch. Im November findet die Tagung „Berufsorientierung in unübersichtlichen Zeiten – Anforderungen, Strategien und Konzepte“ statt. Die genauen Programme und alle weiteren Informationen zu diesen Veranstaltungen finden sich in der Rubrik „Informationen“.

Allen Autorinnen dieser Nummer des IFF Infos sei herzlich für ihre interessanten, spannenden und informativen Beiträge gedankt. Für das nächste IFF Info möchten wir schon jetzt wieder alle LeserInnen ermutigen, durch interessante Aufsätze, Forschungsberichte, Diskussionsbeiträge, Mitteilungen, Veranstaltungshinweise, Rezensionen oder Tagungsberichte daran mitzuwirken, das IFF Info zu einer lebendigen, interdisziplinären, anregenden und diskursfreudigen Zeitschrift der Frauen- und Geschlechterforschung und zu einem Forum frauen- und geschlechterpolitischer Diskussionen werden zu lassen. Die nächste Nummer wird im April 2004 erscheinen; Beiträge können bis 15. Januar eingereicht werden.

Für diese Ausgabe wünschen wir allen LeserInnen eine anregende Lektüre!

Anina Mischau, Redaktion

Soziale Studienbelastungen und Strategien der Bewältigung im Technikstudium

Insbesondere in den Kernfächern des Ingenieurwesens stagnieren die Frauenanteile seit Jahren auf niedrigem Niveau bzw. sind sogar rückläufig. Vor diesem Hintergrund wurde nach den Studienbedingungen in diesen Fächern gefragt. In einer empirischen Untersuchung wurden belastungsbedeutsame Studiensituationen und deren Bewältigungsformen aus einer Geschlechterperspektive analysiert. Es zeigte sich, dass leistungsbezogene Studienbelastungen von den Frauen und Männern im Wesentlichen gleich empfunden wurden. Belastungen hingegen, die auf „das Geschlecht abzielen“, betreffen Studentinnen in der Regel stärker, die auf diese oftmals mit Distanzierung reagieren.

1. Einleitung: Frauen im Technikstudium

In der Diskussion um die Gleichstellung der Geschlechter feiert das Thema „Frauen und Technik“ sein 25-jähriges Jubiläum. Die anhaltende Unterrepräsentation von Frauen in technischen oder techniknahen Ausbildungsberufen, ihre Minderheitensituation in entsprechenden Studienfächern und Berufsfeldern, die Frage nach den Ursachen hierfür aber auch die Suche, Entwicklung und Erprobung von Ansätzen zur Überwindung derselben, gab bis heute nicht nur den Anstoß für zahlreiche theoretische und empirischen Studien (vgl. zsf. Wender/Wolffram 2002), sondern auch für eine Vielzahl von Modellprojekten zur Förderung von Mädchen und Frauen in diesen Bereichen.

Insbesondere der Informatik, den Informationstechnologien und den Kernfächern des Ingenieurwesens (Elektrotechnik und Maschinenbau) wird weiterhin große Aufmerksamkeit seitens der Politik, Forschung, Wirtschaft und Industrie zuteil, nicht zuletzt wegen des in den letzten Jahren konstatierten und auch weiterhin prognostizierten Fachkräftemangels und der zum Teil wieder sinkenden Frauenanteilen in diesen Studienfächern und Berufsfeldern (vgl. Abb. 1).

Die Studiensituation von Studentinnen in technischen oder ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen wurde in einer Reihe von Studien untersucht, wobei vor allem ihre Minderheitensituation (und deren Auswirkungen), die technikbezogenen und mathematisch-physikalischen Vorerfahrungen, die leistungsbezogenen Studienbedingungen sowie zum Teil die Studienatmosphäre im Zentrum des Forschungsinteresses standen (vgl. zsf. Kahlert/Mischau 2000, den ausführlichen Überblick bei Wolffram 2003 sowie z.B. Schwarze 1998, Walter 1998, Engler/Faulstich-Wieland 1995, Janshen/Rudolph 1987). Die Studien

teilen das gemeinsame Anliegen, für Studentinnen im Technikstudium benachteiligende Studienstrukturen aufzudecken. Dabei bleibt kritisch anzumerken: Implizit (oder explizit) wird in den meisten dieser Studien angenommen, dass diese Frauen benachteiligenden Studienstrukturen zugleich ein wesentlicher Grund dafür seien, warum junge Frauen sich gegen ein (informations-)technisches Studium entscheiden, ohne dass diese Vorannahme selbst Gegenstand der Forschung wäre. Ein weiteres Manko dieser Studien ist, dass ihnen sehr häufig kein theoretisches Konzept zugrunde liegt. Hier gilt es eine Forschungslücke zu schließen,

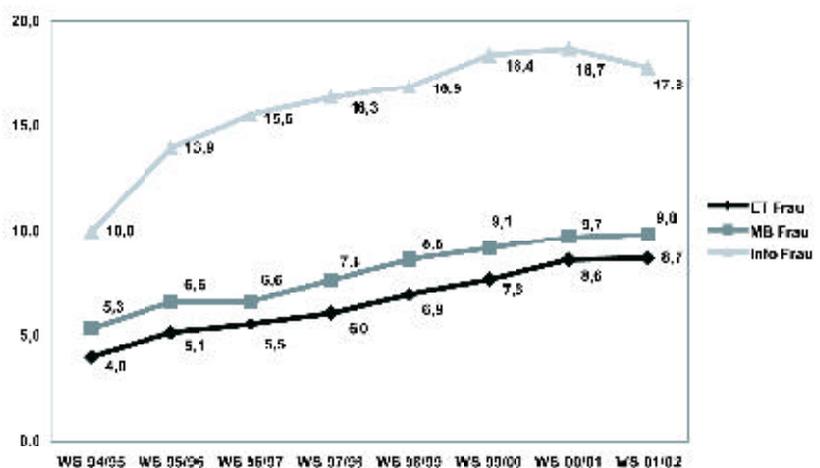


Abb. 1: Studentinnen in den technischen Kernfächern Elektrotechnik, Maschinenbau und Informatik im 1. Fachsemester an deutschen Hochschulen in Prozent (Quelle: Statistisches Bundesamt 2002, Fachserie 11.4.1., eigene Berechnungen)

womit mit der im Folgenden dargestellten quantitativen Untersuchung ein erster Ansatz gemacht werden soll. Diese geht u.a. der Frage nach, *wie* die Technikstudentinnen ihr Studium erleben. Nehmen sie Diskriminierungen wahr? *Falls* sie solche wahrnehmen, lassen sich diese als zusätzliche *soziale* Belastungen neben den bestehenden *leistungsbezogenen* Belastungen¹ fassen? Die sich anschließende Frage ist, wie sie diese Belastungen bewältigen, denn Fragen nach Bewältigungsstrategien von Ingenieurstudentinnen sind bislang noch nicht dezidiert in den Blick genommen worden. Ansatzpunkte für diese spezifische Fragestellung liefert das transaktionale Stressmodell von Lazarus (1981) aus dem Gebiet der Coping-Forschung, das zum theoretischen Bezugsrahmen der Untersuchung gewählt wurde.

In der Theorie von Lazarus wird *Stress* definiert als „a relationship between the person and the environment that is appraised by the person as relevant to his or her well-being and in which the person's resources are taxed or exceed“ (Folkman/Lazarus 1985, S. 152). Im Rahmen der dynamischen Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt sind zwei Aspekte von Bedeutung: einerseits Bewertungsprozesse von Situationen durch das Individuum und andererseits Bewältigungsprozesse, die alle Anstrengungen der Person umfassen, die Anforderungen der Stresssituation zu meistern. Stress als ein subjektiver Zustand erlebter Belastung wird immer dann empfunden, wenn die Anforderungen, die sich aus der Umwelt oder durch die Person selbst ergeben, die Ressourcen der Person zur Bewältigung der stressreichen Situation übersteigen. Stress ist folglich ein temporärer Zustand psychischer Belastung, der auf einer erlebten Diskrepanz zwischen Anforderungen und

Handlungsmöglichkeiten basiert und der sich in bestimmten Emotionen (z.B. Gefühl der Bedrohung) sowie einem verstärkten Einsatz von Anstrengungen äußert (vgl. Ulich/Mayring/Strehmel 1983).

Studierenden, die sich mit belastenden Studiensituationen auseinandersetzen müssen, stehen vor dem Problem bzw. der Aufgabe, auf dieses Belastungsgefüge zu reagieren. Das Ziel ihrer Bewältigungsbemühungen ist, die Handlungsfähigkeit und das Wohlbefinden wieder herzustellen (vgl. Greve 1997), soweit ihre Ressourcen (Handlungsmöglichkeiten und Umgebungsbedingungen) dies zulassen. Bislang hat sich die Coping-Forschung mit wenigen Ausnahmen nicht mit den Belastungen von Studierenden im Studium beschäftigt. Studien über die Belastungen von Studierenden im Technikstudium liegen gar nicht vor (vgl. Vollrath 1988).

In diesem Beitrag soll zunächst nachgezeichnet werden, auf welche sozialen Belastungen Studentinnen im Technikstudium stoßen können. Im Anschluss daran wird das Forschungsdesign der quantitativen Studie vorgestellt sowie wesentliche Ergebnisse präsentiert und diskutiert.

2. Frauen im Technikstudium aus der Perspektive sozialer Studienbelastungen und deren Bewältigung

2.1. Belastungsbedeutsame Studiensituationen im Technikstudium

Um einen systematischen Überblick über den Forschungsstand der Studien über Frauen im Technikstudium zu erhalten, wurden zunächst jeweils die Untersuchungsinhalte, die einen Bezug zu belastungsrelevanten Studiensituationen eröffnen, in ein nach Haupt- und Unterthemen geordnetes Kategoriensystem über-

führt (vgl. Tab. 1).

Der Forschungsstand analog des erstellten Kategoriensystems soll im Folgenden in einem zusammenfassenden Überblick skizziert werden: Hinsichtlich der biografischen Herkunft findet sich bei Ingenieurstudentinnen ein häufig auftretendes Muster: Das Vorbildungsniveau und die soziale Herkunftsschicht der Studentinnen ist höher als bei den Studenten (vgl. Rundnagel 1986). Die Väter sind oftmals aufstiegsorientiert und arbeiten in technischen Berufen. Sie haben ihre Töchter an Technik herangeführt und gefördert. Auch die Mütter nahmen eine unterstützende Haltung gegenüber der Berufswahl der Töchter ein (vgl. Vogel 1995). Im weiteren sozialen Umfeld können die Studentinnen aber auch auf Unverständnis stoßen. Während Freyer et al. (1995) zu dem Ergebnis gelangen, dass insgesamt Studentinnen häufiger von Frauen als von Männern Zuspruch erhalten, kommen Winker/Wolfram (2003) in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass Väter, Freunde und Lehrer die zentralen Personen darstellen, die das Interesse an Technik geweckt und unterstützt haben. Im Vergleich zu den Studenten haben die Studentinnen jedoch von weiblichen Bezugspersonen einen größeren Zuspruch erhalten.

Hinsichtlich der Studienmotivation und Fachwahlmotive benennen z.B. Schneider/Schmelter (1995) als begünstigende Faktoren das Interesse an Mathematik, Physik und/oder Technik sowie ein positives Leistungsselbstbild von mathematischen, technischen und/oder physikalischen Fähig- bzw. Fertigkeiten. Janshen/Rudolph (1988) fanden heraus, dass die Wahl des Ingenieurberufes häufig in bewusster Abgrenzung gegen konventionelle Frauenberufe erfolgte. Nicht zuletzt stellen die guten Berufsaussichten ein

Hauptthema	Beschreibung des Hauptthemas	Unterthemen
Biografische Merkmale und soziale Kategorisierung	Aussagen über den Rückhalt der Studierenden, den sie in ihrem sozialen Beziehungsnetzwerk in Abhängigkeit zur biographischen Herkunft	- Territorium - Weibliches soziales Umfeld
Studienniveauwahl	Aussagen über die Motive für die Berufswahl und das Wahl einer technischen Studienrichtung	- Interesse - Leistungselbstbild - Zufallsfaktoren - Orientierung an Vorbildern - Abgrenzung gegen konventionelle Fachbereiche - Berufsaussichten
Vorerfahrungen	Befunde über Umgang und Erfahrungen mit Technik/Computer/Technologie	- Technische Vorerfahrungen (Mathematik, Naturwissenschaften) - Persönliche Fähigkeiten und Fertigkeiten
Leistungsattribution	Selbst- u. Fremdeinschätzung der technischen Kompetenz der Studierenden	- Selbstwirksamkeitsverzerrungen - Kompetenzerzeugung durch Dritte
Studieninhalte	Aussagen über die Aspekte der Ausbildung und die Einschätzung der Anforderungen sowie des Erwerbsfachlicher Kompetenzen zum Inhalt hin	- Technische Inhalte - Vermittlung fachlicher und sozialer Kompetenzen - Bewertung von (Berufs-) Anforderungen
Lehr- und Lernformen	Ergebnisse, bei denen es um die Beurteilung der Lehr- und Lernformen durch die Studierenden geht	- Vermittlung von Inhalten - Neue Formen der Lernorganisation
Leistungsbezogene Belastungen	Befunde hinsichtlich der Studienorganisation/Anzahl der Semesterwochenstunden und Klausuren	- Leistungsdruck - Zeitdruck
Studienabbruchgedanken	Ergebnisse über Studienabbruchgedanken und Abbruchgedanken	- Studienabbruchgedanken aus fachlichen Gründen - Studienabbruchgedanken aus nicht-fachlichen Gründen
Minderheiten-situation	Ergebnisse, welche die Relevanz der Geschlechterrolle für das Verhalten von Frauen und Männern im Studium darlegen (soziale Integration)	- Vermittlung von Studieninhalten - Arbeitsinteraktion - Fehlen weiblicher Vorbilder
Erkennungen	Befunde, die auf einen immer noch verhaltenen Vorurteil hinweisen und Normalkriterien aufmerksamer machen	- Kostenleistungsbezug - Sexuelle Befähigung
Soziales Klima an der Hochschule	Aussagen über das Erleben des sozialen Klimas an der Hochschule	- Kommunikationserwartungen - Arbeits- und Sozialverhalten - Allgemeine Atmosphäre an der Hochschule
Verhältnis zur Technik	Befunde, die die persönliche Bedeutung der Person zur Technik herausheben	- Arbeitsleistungserwartungen - Technische Erwartungen
Berufsperspektiven, Lebensplanung und Karriere	Befunde über die Zukunftsstellung, Berufswahl und Studium	- Karriereplanung - Berufswahl - Familien vs. Karriere

Tab. 1: Beschreibung belastungsrelevanter Studiensituationen im Ingenieurstudium

bedeutsames Motiv bei der Studienfachwahl dar.

Die Erfahrung mit Technik ist bei jungen Frauen aufgrund konservativer Rollenvorstellungen geringer als bei Männern. Dennoch tragen gerade diese Vorerfahrungen zur technischen Studienfachwahl bei (vgl. Roloff/Everts 1992). Die Untersuchung von Schneider/Schmelter (1995) zeigt, dass Studentinnen in den „harten“ Ingenieurwissenschaften oftmals in mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulfächern sehr leistungsstark sind. Die befragten Studentinnen gaben aber auch an, dass ihr Interesse an praktisch-technischen Tätigkeiten, den Zugang zu ihrem Studium gefördert hätte.

Rustemeyer (1988) sieht in den

bestehenden Geschlechterstereotypen einen Grund für die im Leistungsbereich stattfindende Abwertung der Leistungen von Frauen im Vergleich zu Männern – sowohl aus der Eigen- als auch aus der Fremdperspektive. Hinsichtlich der Leistungsattribution zeigen Untersuchungen, dass Männer die Tendenz haben, ihre Erfolge eher ihren eigenen Leistungen zu zuschreiben, während Frauen hier häufig Glück oder Zufall anführen und umgekehrt bei Misserfolg, Ursachen wie fehlende Begabung benennen, während Männer dies eher mangelnder Anstrengung zuschreiben. Auch Wender et al. (1997) konnte nachweisen, dass junge Frauen im technischen Bereich geringe Selbst-

wirksamkeitserwartungen, d.h. geringere Erfolgserwartungen und niedrigere Selbstbeurteilungen in Bezug auf ihre eigenen Fähigkeiten, erkennen lassen. Rustemeyer (1988) verweist zudem auf Studien, in denen belegt ist, dass im Hinblick auf Kompetenzeinschätzungen (Kompetenzüberzeugungen durch Dritte) insbesondere immer dann Urteilsverzerrungen zu Ungunsten von Frauen auftreten, wenn sie in „geschlechtsunangemessenen“ Tätigkeitsfeldern beschäftigt sind.

In den Diskussionen um die Ingenieurausbildung und deren Reform wird immer wieder auf die zu enge fachliche Ausrichtung der Ausbildung hingewiesen (Neef 1999). Schwarze (1998) vertritt die These, dass u.a. die Lernbedingungen in technischen Studiengängen durch ihre traditionell ausgerichteten, d.h. vor allem autoritären Lehr- und Lernformen, dazu beitragen, dass Frauen die technischen Disziplinen meiden. Bislang gäbe es kaum Möglichkeiten zur Gruppenarbeit. Entsprechend entwickelten die Studierenden eine ausgeprägte Konkurrenzmentalität als „Einzelkämpfer“. Frauen finden hier nur wenig Möglichkeiten, ihre Gedanken zu entfalten (vgl. auch Sessar-Karpp 1983).

Nach einer Untersuchung des Hochschul-Information-Systems (HIS) scheitern in den Ingenieurwissenschaften mehr StudienabbrecherInnen als in anderen Fächergruppen an den Leistungsanforderungen (vgl. Lewin 1995). Der Abbruch erfolgt somit überproportional aus fachlichen Gründen. Ein weiteres Motiv des Studienausstiegs liegt in Identifikationsschwierigkeiten mit dem Studienfach. Die Studierenden sehen ihre Erwartungen nicht erfüllt, was zu einer mangelnden Studienmotivation führt. Aufgrund der methodischen Problemlage, Studienab-

bruch statisch zu erfassen (vgl. Schröder-Gronostay 1999), liegen jedoch widersprüchlichen Daten darüber vor, ob Frauen ein technisches Studium häufiger abbrechen als Männer oder nicht (vgl. Kosuch 1998, Reiche 1996).

In vielen Studien über Ingenieurstudentinnen wird das Erleben der Minderheitensituation überwiegend als konflikthaft beschrieben und als geprägt durch Erfahrungen direkter und subtiler Benachteiligung (vgl. z.B. Janshen/Rudolph 1987, Erb 1994, zsf. Kahlert/Mischau 2000). Als Folge stellt sich eine Vereinzelung von Studentinnen ein. Arbeitskontakte können fast ausschließlich nur mit Männern eingegangen werden. Ferner ist die Minderheitensituation auch dadurch gekennzeichnet, dass den Studentinnen weibliche Vorbilder vorenthalten werden. Die Erhebung von Freyer et al. (1995) brachte weitere Diskriminierungserfahrungen von Studentinnen und Frauen in der Technik hervor. Ein Aspekt ist die Kompetenzabsprache. Studentinnen fühlen sich oftmals nicht als Fachkommilitoninnen von ihren Mitstudenten akzeptiert, sondern primär als Frau von ihnen wahrgenommen. Des Weiteren würden ihre Beiträge von ProfessorInnen weniger ernst genommen und ihnen würde häufiger mit Vorurteilen begegnet werden. Diskriminierende Situationen wirken sich dabei um so gravierender für die einzelne Frau aus, je geringer der Frauenanteil im jeweiligen Studienfach ist.

Nach Rundnagel (1986) ist die Studienatmosphäre ferner beeinflusst durch ein Studium, das auf reine Wissensvermittlung reduziert ist und soziale wie emotionale Bezüge ausschließt. Konkurrenzverhalten, isoliertes Arbeiten, Konformitätsdenken und konsumptive Haltungen werden gefördert. Dieses findet seinen Ausdruck u.a. im

Kommunikationsverhalten sowie im Arbeits- und Sozialverhalten. Nach Wagner (1986) können Frauen unter den gegebenen Studien- und auch Berufsbedingungen kein ambivalenzfreies Verhältnis zur Technik entwickeln. Die Ambivalenzerfahrungen seien Ausdruck einer objektiven Widerspruchsstruktur naturwissenschaftlich-technischen Arbeitens, wie z.B. das geforderten Streben nach Macht und Kontrolle in der Technik und ihrer Ablehnung durch Frauen. Die Konnotation von Technik mit Männlichkeit ist ein weiterer Konfliktpunkt, da die Beschäftigung mit Technik zugleich die Übernahme eines männlichen Verhaltensmuster erfordert (vgl. Roloff/Evertz 1992). Somit korrespondiert ein Ingenieurstudium mit der Distanzierung von traditionell weiblichen Rollenmustern oder mit dem Versuch, technisches Interesse in ein modifiziertes Weiblichkeitsbild zu integrieren (vgl. Ritter 1994).

Auch der Berufsstart von Ingenieurinnen ist im Vergleich zu Ingenieuren steiniger. Oftmals verdienen sie weniger, erlangen wesentlich später eine Festanstellung, werden seltener befördert und sind häufiger von Arbeitslosigkeit bedroht. Diese Perspektive wird von Studentinnen auch antizipiert (vgl. Minks 1996, Schreyer 1999). Studentinnen beziehen ferner bereits während des Studiums Fragen der Lebensplanung mit ein, insbesondere die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Eine gute Vereinbarkeit beider Bereich wird im öffentlichen Dienst, nicht jedoch in der Wirtschaft gesehen. Darin sieht z.B. Schwarze (1998) einen weiteren ausschlaggebenden Grund, warum sich nur wenige Frauen für den Ingenieurberuf entscheiden, da dieser überwiegend in der Industrie angeboten wird.

Die vorliegenden Arbeiten bie-

ten bislang keine Anschluss an eine belastungstheoretische Konzeption zur Untersuchung der Studienbedingungen von Ingenieurstudierenden, insbesondere von Ingenieurstudentinnen. Unter Bezugnahme auf das transaktionale Stressmodell nach Lazarus lassen sich aus dem vorliegenden Forschungsstand jedoch sechs thematische Hauptkategorien ableiten, die sich in weitere Unterkategorien aufgliedern (vgl. Tab. 2). Dieses Kategoriensystem bildete die Grundlage für die Operationalisierung der Variablen in der von der Autorin durchgeführten Fragebogenerhebung.

2.2. Bewältigungsstrategien auf belastungsbedeutsame Studiensituationen im Technikstudium

Bewältigung setzt sich zusammen aus verhaltensorientierten und intrapsychischen Anstrengungen, mit umweltbedingten und internen Anforderungen umzugehen (d.h., diese zu meistern, zu tolerieren oder zu reduzieren), die die Fähigkeiten einer Person beanspruchen oder übersteigen (vgl. Lazarus/Launier 1981). Bewältigung umfasst somit zwei grundlegende Umgangsweisen: Einerseits können Studierende versuchen, die stressauslösende Situation zu handhaben (problemzentrierte Bewältigung), d.h. sie probieren die Situation dadurch zu verbessern, indem sie ihre eigenen Handlungen auf die bedrohliche Situation einstellen bzw. diese selbst verändern. Andererseits können sie versuchen, ihre emotionale Reaktion zu regulieren (emotionszentrierte Bewältigung). Welche Reaktionsform eingesetzt wird, richtet sich nach der Bewertung der Situation. Zumeist kommen beide Funktionen in einer stressreichen Situation zur Anwendung. Die problemzentrierte Bewältigung (Informationssuche, direktes zielgerichtetes Handeln)

Oberkategorie	Beschreibung der Oberkategorie	Unterkategorien
Minderheitensituation	Belastungen, die sich durch die jeweilige Situation als Frau in einem von Männern dominierten Studium einstellen	<ul style="list-style-type: none"> • Sonderrolle in Veranstaltungen • Fehlen gleichgeschlechtlicher Arbeitskollegen • Fehlen gleichgeschlechtlicher Vorbilder
Vorerfahrungen	Belastungen, die durch die einseitige oder überfordernde Vorerfahrungen im Studium entstehen (technisch-praktische Vorerfahrungen, die eher Männern in das Studium einbringen)	<ul style="list-style-type: none"> • technisch-praktische Erfahrungen • technisch-theoretische Erfahrungen • Einblick in technische Zusammenhänge • Voreinstellung über körperliche berufliche Arbeit
Studieneinhalte	Belastungen, die sich durch ein einseitiges Studienangebot, unangebrachte, praxisorientierte Details oder nachlässigen und überfachliche Qualitätskriterien ausfinden (geringgradige Lernziele, Aussehen nur soziale und sprachliche Lerninhalte)	<ul style="list-style-type: none"> • fehlende Herleitung eines interdisziplinären Zusammenhangs • fehlende Integration fachübergreifender Studienergebnisse • fehlender Bezug der Grundlagenfächer zur beruflichen Praxis (praxisorientierte Ansätze) • fehlende Einbindung von „soft skills“
Lehr- und Lehrformen	Belastungen durch eine veraltete, ungezielte Wissensvermittlung (Fehlen organisatorischer Lernziele wie Zielvorgabe und Organisation selbständiger Arbeitsaufträge)	<ul style="list-style-type: none"> • rezeptive Lehrstoffvermittlung in Vorlesungen und Übungen • selten eigenständige Problembearbeitung in Laborübungen und Praktika
Soziales Klima an der Hochschule	Früherung der Studienatmosphäre und Auswirkungen auf Vocationalisierungsmöglichkeiten	<ul style="list-style-type: none"> • „unkühler“ Studienatmosphäre • geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten • Konkurrenzorientiertes Arbeits- und Sozialverhalten
Kompetenzsprünge	Belastungen durch Zweifel seitens Dritter an Befähigung für ein technisches Studium	<ul style="list-style-type: none"> • Fremdzuschätzung von Kompetenzen in der Heilungsphase • auf dem Arbeitsmarkt

Tab. 2: Ober- und Unterkategorien zur Beschreibung von Studienbelastungen

wird meistens in Situationen eingesetzt, die von einer Person als veränderbar bewertet werden. Der Professor wird z.B. gebeten, die unterschiedlichen Kenntnisstände der Studierenden in seiner Vorlesung zu berücksichtigen. Im Gegensatz dazu findet eine emotionszentrierte Bewältigung (Leugnen, Bagatellisieren, Vermeiden) eher in Situationen statt, die als unveränderlich eingeschätzt werden, wie beispielsweise eine anonyme Studienatmosphäre. Bewältigungsversuche können entweder eher auf die Umwelt (z.B. auf die Mitstudierenden oder ProfessorInnen) oder eher auf die eigene Person gerichtet sein. Bewältigung kann sich auf Gegenwärtiges, Vergangenes (wie z.B. eine misslungene Prüfung) oder Zukünftiges beziehen (wie z.B. eine Bedrohung oder Herausforderung durch eine bevorstehende Prüfung). Durch das Problem erzeugte subjektive Betroffenheit und eine subjektiv bedeutsame Notwendigkeit zur Problemlösung sind dabei wichtige Voraussetzun-

gen für das Einsetzen von Bewältigungsversuchen. Das Repertoire möglicher Bewältigungsformen ist im Prinzip weit gefächert. Im Technikstudium sind die Anforderungssituationen sehr unterschiedlich und eine Vielzahl von mehr oder weniger effektiven Bewältigungsformen ist wahrscheinlich.

Obwohl Erhebungsverfahren für Bewältigungsformen und Coping-Prozesse zumeist auch bei Studierenden eingesetzt wurden, bezogen sich die Studien auf allgemein stressreiche Ereignisse und nicht speziell auf die Situation im Studium. Dennoch liegen auch zur Bewältigung von Studienbelastungen inzwischen einige Arbeiten vor. Diese knüpfen aber zumeist an eine spezifische Thematik an, insbesondere an die Bewältigung von Prüfungssituationen. Folkman und Lazarus (1985) untersuchten mit Hilfe der „Ways of Coping Checklist“ (WCCL) die Bewältigungsformen von College-Studierenden vor und nach einer Prüfung sowie nach Bekanntgabe

der Ergebnisse. Das acht Skalen umfassende Untersuchungsinstrument (vgl. Tab. 3) basiert auf einer theorie- und empiriegeleiteten Entwicklung. Es wird situationspezifisch eingesetzt und erfordert die Selbstbeurteilung der Probanden.² Der vorliegenden Studie wurde ebenfalls die WCCL zugrunde gelegt, weil sie mögliche Bewältigungsformen mit am differenziertesten erfasst und bereits in vielen Studien erfolgreich eingesetzt wurde.³

Hinsichtlich der Thematik „Bewältigung belastender Studiensituationen bei Ingenieurstudierenden“ liegen kaum Forschungsbefunde vor. In den analysierten Untersuchungen zur Studiensituation von Ingenieurstudentinnen finden sich jedoch vereinzelt Aussagen über ihre Bewältigungsstrategien zumindest hinsichtlich ihrer Minderheitensituation. Die Wahl der Bewältigungsform hängt davon ab, wie die Minderheitensituation von der einzelnen Studentin empfunden wird. Wenn diese nicht als relevant eingeschätzt wird, stellt sie keine Studienbelastung dar, die es zu bewältigen gilt. Wird die Minderheitensituation dagegen als belastungsrelevant eingeschätzt, ist es von Bedeutung, ob sie als Herausforderung, als Bedrohung oder als Schädigung/Verlust der Integrität bewertet wird. Küllchen (1997) beschreibt drei Umgangsweisen von Studentinnen mit der Sonderrolle: „Haben die jungen Frauen ihre Sonderrolle zunächst einmal wahrgenommen, dann bleiben ihnen beim Umgang mit dieser Rolle erst einmal verschiedene Wahlmöglichkeiten. Ob aus der Perspektive der jeweiligen Frau das Unbehagliche in der Situation überwiegt oder ob es gelingen kann, die Ausnahmesituation auf eine Weise umzudeuten, dass die Einzelne für sich einen Gewinn daraus ziehen kann, ist offen. Jede einzelne Frau kann sich prinzi-

piell entscheiden, ob sie unter der Ausnahmesituation [...] ‚leiden‘ will, ob sie sie neutral betrachtet oder ob sie sie gar genießt.“ (ebd. S. 125)

Es ist jedoch weitgehend unerforscht, inwieweit und warum Frauen ihre Sonderrolle positiv oder negativ bewerten bzw. welche Faktoren über die eigene Wahrnehmung hinaus die Bewertung beeinflussen (Kahlert/Mischau 2000). Auch hinsichtlich der fünf anderen Komplexe belastungsbedeutsamer Studiensituationen finden sich keine Befunde darüber, wie Ingenieurstudentinnen mit diesen umgehen. Um hier zu weiteren Aussagen zu gelangen, wurde in der quantitativen Untersuchung das von Lazarus/Folkman

(1985) entwickelte Bewältigungsinventar eingesetzt (vgl. Tab. 3).

3. Fragestellung, Anlage und Durchführung der quantitativen Studie

Die bisherige Darstellung des Forschungsstandes zeigt, dass kein einheitliches Bild darüber besteht, welche Studiensituationen für Studierende neben den Leistungsanforderungen im Technikstudium als belastend empfunden werden und ob Studentinnen hiervon stärker betroffen sind. Ferner gibt es keine Studien darüber, wie Studierende diese sozialen Studienbelastungen bewältigen. Auch wird mit Blick auf die Ingenieurstudentinnen, die ihr Stu-

dium erfolgreich studieren, die Frage aufgeworfen, ob sie andere Bewältigungsformen einsetzen als ihre Kommilitonen. Dies ist insbesondere vor dem Hintergrund bedeutsam, da davon ausgegangen wird, dass die Studentinnen von diesen Belastungen stärker betroffen sind, da sie aus Hochschulstrukturen resultieren, die sich an männlichen Lebensentwürfen orientieren.

Aus der Problemanalyse ergeben sich somit zwei zentrale Fragestellungen: Erstens: Welche Studienbelastungen sind für Ingenieurstudierenden relevant? D.h., welche Studiensituationen werden von den Studierenden als besonders zutreffend und welche davon als stark belastend eingeschätzt? Zeigen sich Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Wahrnehmung der Studiensituationen? Und zweitens: Durch welche Bewältigungsformen ist der Bewältigungsprozess der Studienbelastungen gekennzeichnet? Gibt es auch hier Unterschiede in der Bedeutsamkeit der Bewältigungsformen durch den Einfluss der Kategorie „Geschlecht“?

Für die statistischen Analysen, in denen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und auch den Hochschulformen hinsichtlich des Belastungsempfindens und der Wahl von Bewältigungsformen im Mittelpunkt standen, stellten somit die Variablen „Geschlecht“ und „Hochschulform“ die unabhängigen und die „Belastungs-“ und „Bewältigungsvariablen“ die abhängigen Variablen dar, d.h. es wird untersucht, welchen Einfluss das Geschlecht bzw. die Hochschulform auf das Belastungsempfinden und die gewählten Bewältigungsformen haben.

Dimensionen von Bewältigungsformen	Inhaltliche Beschreibung der Bewältigungsform	Die Situation x versuche ich zu bewältigen, indem ich ...
1. Problemzentrierte Bewältigung (Problemzentriertes Handeln)	Reaktionsformen auf Belastungen, welche durch zielgerichtetes soziales Handeln gekennzeichnet sind. Sie ist mit Anstrengung verbunden (z.B. kognitive u. koordinative Leistung, aktives Handeln, Verwirklichung eigener Bedürfnisse und Interessen).	„das Problem analysiere, um es besser zu verstehen.“ „mir meine Ziele und Bedürfnisse bewusst machen und mich dafür einsetzen.“
2. Funktionenzentrierte Bewältigung	Psychologische Reaktionsformen, welche auf Regulierung negativer emotionaler Zustände abzielen.	
2a. Wünschdenken (Resignatives Wünschdenken mit Gefühl von Hilflosigkeit)	Wunsch der keinerlei Hoffung, die sich einstellen kann, auch wenn die eigenen Möglichkeiten nicht zur Änderung der Situation ausreichen.	„wünschte, die Situation würde sich ins Nichts auflösen.“
2b. Diskutieren (Handlungsmissachtetheit und Unerschlossenheit)	Bestandigung von Belastungen wird zunächst aufgeschoben (Situation wird den Umständen überlassen) oder Akzeptieren der Situation.	„nicht zuversichtlich, da es es doch nicht ändern kann.“
2c. Herabsetzen des Problems (Kognitive Selbstregulation)	Positive Deutung einer Situation, aber auch Kenntnis von Erwartungen bzw. Neuanschätzung eigener Fähigkeiten.	„mit die positiven Seiten der Situation vor Augen führe.“
2d. Selbstbeschuldigung (Selbstbeschuldigung und Verantwortlichkeitsübernahme)	Der Grund für die Belastungen wird in der eigenen Person gesucht bzw. durch eigenes Handeln verursacht.	„nicht kritisiere und mir Vorwürfe mache.“
2e. Spannungserhöhung	Bewältigungsformen, die Belastungen durch problemvermeidende, kompensierende oder gegenregulierende Verhalte bewirken (z.B. aus dem Studium zurückziehen, Studienabbruchgedanken, Vermählungen reduzieren).	„miter nicht wissen lassen, was schlecht die Dinge stehen.“
2f. Soziale Isolation (Isolat- und Vermeidungsverhalten)	Erfahrene Belastung wird anderen nicht mitgeteilt, oder Rückzug aus sozialen Bezügen.	
3. Problemzentrierte und emotionenzentrierte Bewältigung	Sowohl handlungsorientierte als auch kognitive Reaktionsformen auf Belastungen	
Suchen sozialer Unterstützung	Nutzen sozialer Netze – in emotionaler wie sachlicher Hinsicht (z.B. Bitten um Hilfe, Stiftung und Pflege sozialer Kontakte).	„sich erfahrene Personen um Rat bitten und mich entsprechend verhalten.“

Tab. 3: Bewältigungsformen unter Bezugnahme auf Folkman/Lazarus (1985)

3.1. Operationalisierung der Belastungs- und Bewältigungsvariablen

Die Belastungen der Studierenden lassen sich durch die oben hergeleiteten sechs Hauptkategorien beschreiben (vgl. Tab. 2). Diese wurden durch die ihnen zugeordneten achtzehn Unterkategorien ausdifferenziert. Diese Unterkategorien wurden in der quantitativen Untersuchung als Variablen umgesetzt, welche die Belastungen inhaltlich darstellen. Sie wurden derart operationalisiert, dass jede Kategorie als Belastungssituation ausformuliert wurde. Entsprechend dem transaktionalen Stressmodell (Lazarus 1981) differenziert sich Belastung in die Belastungsbedeutsamkeit einer Situation und in das Ausmaß an Belastung. Die operationalisierten Belastungssituationen waren dementsprechend durch die Studierenden hinsichtlich a) des *Ausmaßes des Zutreffens* und b) des *Ausmaßes an subjektiver Belastung* einzuschätzen (vgl. Tab. 4). Dabei wurde davon ausgegangen, dass bei der Einschätzung einer Situation als nicht zutreffend, keine Belastung von dieser ausgehen könne. Das Ausmaß der absoluten Belastung wurde als Gesamtscore über alle Belastungssitems berechnet. Zur Erfassung der Bewältigungsformen wurde auf das Erhebungsinstrument von Folkman/Lazarus (1985) zurückgegriffen, das acht Bewältigungsformen unterscheidet, die jeweils als eigene Variable in die quantitative Untersuchung eingegangen sind (vgl. Tab. 3). Um die Bedeutung der einzelnen Bewältigungsformen für die Studierenden zu erfassen, hatten diese für jede Umgangsweise mit der spezifischen Belastung einzuschätzen, inwieweit die als geschlossenes Item formulierte Umgangsweise auf sie zutrifft. Für jede Umgangsweise wurde der Mittelwert über

I. Situation: Im Hörsaal sitzt (ein)bestimmte(r)ne/r Frau(n)en in der ganzen Studenten.	-3	-2	-1	1	2	3
a) Ausmaß des Zutreffens (wenn Ausmaß des Zutreffens = 0, dann wählen mit Situation 2)	0	0	0	0	0	0
b) Ausmaß der Belastung	0	0	0	0	0	0
c) Wie gehen Sie mit der Situation um?						
I. Empfinde ich diese Situation als Belastung, versuche ich aktiv eine Lösung für das Problem zu suchen.	0	0	0	0	0	0
II. Ich stelle mir vor, wie sich die Situation veränderte würde, wenn mehr Frauen im Hörsaal sitzen würden.	0	0	0	0	0	0
III. Ich denke nicht weiter über diese Situation nach.	0	0	0	0	0	0
IV. Ich versuche die Chancen, die ich dadurch auf mich aufzuzählen.	0	0	0	0	0	0
V. Ich mache mir Vorurteilen, dass ich nicht so verhalten mit dieser Situation umgehen kann.	0	0	0	0	0	0
VI. Wenn dadurch ähnliche Situationen immer häufiger, denke ich daran, das Studium in diesem Studiengang abzubrechen.	0	0	0	0	0	0
VII. Ich spreche mit niemandem darüber wie unangenehm für mich diese Situation ist.	0	0	0	0	0	0
VIII. Ich suche eine Unterstützung bei anderen Studierenden.	0	0	0	0	0	0

Tab. 4: Exemplarisches Itemset der Bewältigung für eine Belastungssituation

alle Belastungssituationen berechnet. Tabelle 4 zeigt exemplarisch, die Bewältigungsitems für eine Belastungssituation.

3.2 Erhebungsmethode, Auswahl der Stichprobe und Durchführung der Befragung

Die Untersuchung wurde als standardisierte schriftliche Befragung durchgeführt. In dem Fragebogen wurden die Operationalisierungen aller in Tabelle 2 aufgelisteten Variablen zusammengefasst. Darüber hinaus enthielt er Fragen zu den Sozialdaten sowie Fragen zum Studium (Studiengang, Semester, Hochschulzugangsberechtigung und Studienzufriedenheit).

Die Erhebung erfolgte im Sommersemester 1999. Sie wurde an den Fachhochschulen der Weser-Ems-Region sowie an der Technischen Universität Braunschweig in den Studiengängen Elektrotechnik, Maschinenbau und Wirtschaftsingenieurwesen durchgeführt. Die zwei Hochschulformen gingen in

die Untersuchung ein, weil das Belastungsempfinden und die Bewältigungsformen von Studienbelastungen sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen den beiden Hochschulformen differenziert werden sollten. Auf diese Weise war es z.B. möglich, Unterschiede auch innerhalb eines Geschlechtes, also beispielsweise zwischen Studentinnen an Fachhochschule und Universität zu erfassen. Durch den Geschlechtervergleich wurde dem Problem begegnet, bestimmte Empfindungen oder Verhaltensweisen als typisch „weibliche“ Charakteristika zu interpretieren, die unter Umständen eben nicht geschlechtstypisch sind, sondern auf die Hochschulform zurückgeführt werden müssen.

Die Studierenden wurden in zufällig ausgewählten Lehrveranstaltungen um ihre Teilnahme an der Befragung gebeten. In den Lehrveranstaltungen wurden nur vereinzelt Studentinnen angetroffen. Deshalb wurde ihnen der Fragebogen zu-

sätzlich per Post zugesandt. 268 Fragebögen gingen in die Auswertung ein. Der Rücklauf lag damit insgesamt bei 39%.

3.3. Beschreibung der Stichprobe

Das Durchschnittsalter der 268 befragten Studierenden (davon 23,1% Frauen) der Fachrichtungen Elektrotechnik (49,1%), Maschinenbau (41,5%) und Wirtschaftsingenieurwesen (9,5%) an den Fachhochschulen der Weser-Ems-Region (72,8%)⁴ und der Technischen Universität Braunschweig (27,2%) betrug 24,6 Jahre. Die Studentinnen sind rund ein Jahr jünger als die Studenten. Mit 95% hat der überwiegende Teil die deutsche Staatsbürgerschaft. Der überwiegende Teil der Studierenden (83,6%) befand sich – gemäß der Stichprobenauswahl – im vierten bis sechsten Semester. Fast doppelt so viele Studentinnen wie Studenten haben die Allgemeine Hochschulreife (80,6% vs. 42,2%). Dagegen haben rund dreimal so viele Studenten wie Studentinnen die Fachhochschulreife (46,1% vs. 14,5%). Die Studentinnen bringen wesentlich seltener als die Studenten (38,7% zu 75,7%), eine Ausbildung in ihr Studium mit ein. Wenn sie im Vorfeld eine Ausbildung absolviert haben, so handelt es sich dabei allerdings zu 83% um eine gewerblich-technische Ausbildung. Bei den Studenten mit Ausbildung haben 95,5% eine gewerblich-technische Lehre vor ihrem Studium absolviert.

3.4. Datenaufbereitung und Auswertung

Entsprechend der standardisierten Datenerhebung war eine quantitative Auswertung der Daten vorgesehen. Die Auswertung erfolgte je nach Datenqualität der jeweiligen

Variablen mit faktoren- und varianz-analytischen sowie multivariate Methoden.⁵ Dateneingabe und Auswertung erfolgte mit der PC-Version 10.0 des SPSS-Programm-Pakets.

4. Ausgewählte Ergebnisse

Um die Bedeutsamkeit sozialer Studiensituationen in technischen Studiengängen einzuschätzen, wurde zunächst untersucht, wie sich die Studiensituationen durch das Raster des individuellen Erfahrungshintergrundes der Studierenden ordnen lassen. Dahinter verbirgt sich die Annahme, dass Studierende im Studienalltag verschiedene Studiensituationen antreffen, die sich auf übergeordnete Situationskomplexe im Studium zurückführen lassen. Theoretisch wurde dieser Schritt bereits vollzogen, indem das entwickelte Kategoriensystem in Ober- und Unterkategorien strukturiert wurde (s.o.). Mit der Faktorenanalyse⁶ steht ein statistisches Instrument zur Verfügung, um die Theorie an der Empirie zu messen. Dies bedeutete für die aufgeworfene Fragestellung, dass die Belastungsvariablen darauf hin zu untersuchen waren, ob sie sich zu möglichst wenigen und inhaltlich sinnvoll interpretierbaren Variablenbündeln zusammenfassen ließen – und zwar aus der Perspektive ihres Zutreffens und aus der Perspektive ihrer Bedeutsamkeit. Im Anschluss daran konnte untersucht werden, mit welchen Bewältigungsformen Studierende auf die Belastungskomplexe reagieren.

4.1. Die Bedeutsamkeit sozialer Studiensituationen in technischen Studiengängen

Die Faktorenanalyse lieferte fünf Belastungsbereiche im Technikstudium, die wie folgt charakterisiert werden können⁷: (1) Einseitigkeit

der Studienvoraussetzungen und -inhalte, (2) soziale Umgangsweisen unter Studierenden, (3) unbefriedigende Studienbedingungen, (4) Minderheitensituation von Frauen, (5) Absprache weiblicher Technikkompetenz.

Die Studierenden unterscheiden zum einen zwischen Studiensituationen, die sich unmittelbar auf die Studienbedingungen und in deren Folge auch auf die Inhalte beziehen. Zum anderen differenzieren sie zwischen solchen Situationen, die auf die strukturellen Benachteiligungen von Frauen im Technikstudium verweisen und schließlich zwischen Situationen, die das soziale Verhalten zum Inhalt haben.

Im nächsten Schritt wurde danach gefragt, welche Situationen überhaupt bedeutsam sind. Kommen bestimmte Situationen im Studienalltag der Studierenden nicht vor, stellen sie auch keine Belastung dar. Die Untersuchung zeigte unterschiedliche Relevanzen für die beschriebenen Situationen. Ingenieurstudierende werten als sehr zutreffend, dass Frauen im Technikstudium nur vereinzelt anzutreffen und weibliche Vorbilder nicht vorhanden sind. Unbefriedigende Studiensituationen, die sich auf die Studienbedingungen beziehen, sowohl im Hinblick auf die Studieninhalte als auch hinsichtlich deren Vermittlung, werden in einem mittleren Umfang als gegeben eingeschätzt. Dagegen ist es in den Augen der Studierenden keine Studienrealität, dass Professoren und Kommilitonen sich gegenüber den Studentinnen abwertend verhalten. Die Kommilitonen werden eher nicht als konkurrenzorientiert gesehen.

Angesichts der besonderen Studienbedingungen von Frauen im Technikstudium wurden Unterschiede in der Einschätzung unbefriedigender Studiensituationen

durch die Geschlechter erwartet und in der Untersuchung bestätigt. Hinsichtlich der Dimension „Soziale Umgangsweisen unter Mitstudierenden“ schätzen die Studenten die Situationen negativer ein. Männer – insbesondere an der Universität – nehmen bei ihren Kommilitonen häufiger ein konkurrenzorientiertes Verhalten wahr als die Studentinnen. Dies lässt darauf schließen, dass Studentinnen sich aus solchen Situationen, in denen ein derartiges Verhalten praktiziert wird (z. B. in Diskussionen), fernhalten. Ferner treten bei der Einschätzung der „Minderheitensituation von Frauen“ Geschlechterunterschiede in der Form auf, dass Studenten diese für zutreffender halten als Studentinnen. Männer geben häufiger als Frauen an, dass ihre Arbeitsgruppe nur aus Männern bestehe. Das lässt vermuten, dass Studentinnen bestrebt sind, sich Arbeitsgruppen zu suchen, in denen sie mit (zumindest) einer weiteren Frau zusammen lernen können. Der Faktor „Absprache weiblicher Technikkompetenz“ weist in der Einschätzung der Studierenden kaum Unterschiede auf. Die Dimensionen „Unbefriedigende Studienbedingungen“ und „Einseitigkeit der Studienvoraussetzungen und -inhalte“ differenzieren vor allem zwischen den Hochschulformen. Dabei sind die Studierenden an den Fachhochschule zufriedener mit den vorgegebenen Rahmenbedingungen als diejenigen, die an der Universität studieren.

4.2. Das Belastungsausmaß sozialer Studiensituationen

Aus dem Blickwinkel des Belastungsausmaßes wurden die einzelnen Studiensituationen daraufhin untersucht, wie die Studierenden diese inhaltlich strukturieren. Eine Faktorenanalyse brachte folgende Belastungskomplexe hervor: (1)

Einseitige Voraussetzung von Vorerfahrungen und generelle Absprache von weiblicher Technikkompetenz, (2) unbefriedigende Studienformen und -inhalte, (3) Minderheitensituation von Frauen, (4) unzureichende Studienbedingungen, (5) soziale Umgangsweisen unter den Studierenden.

Es zeigte sich, dass die Belastungskomplexe von deren tatsächlichen Vorhandensein im Studium zum Teil abweichen bzw. durch die Studierenden anders strukturiert werden. Der größte Belastungskomplex beinhaltet solche Situationen, die sich für Studentinnen und Studenten aus der „einseitigen Voraussetzung von Vorerfahrungen und generellen Absprache von weiblicher Technikkompetenz“ ableiten. Diese Belastungen haben ihre Ursache einerseits in der Annahme, dass Studierende bereits technische Vorerfahrungen mitbringen. Entsprechend ist die Vermittlung bestimmter Kenntnisse kein Lehrinhalt mehr. Andererseits begründen sich Belastungen darin, dass in der Regel diese Vorerfahrungen nicht von Studentinnen erwartet oder „mitgebracht“ werden und diese deshalb zwangsläufig zum Scheitern verurteilt sind, wenn ihnen keine Hilfe angeboten wird. Diesen Belastungen ist gemeinsam, dass das Topos „Frauen und Technik“ wirksam ist, welches „Frauen“ und „Technik“ grundsätzlich für unvereinbar hält. Die Belastungssituationen, die im Zusammenhang mit unbefriedigenden Studieninhalten und Lehrformen stehen, betrachten die Studierenden als eine zusammengehörende Einheit, die eine wesentliche Basis für die Qualität ihrer Ausbildung darstellt. Ferner ist eine unpersönliche Atmosphäre an der Hochschule für die Zufriedenheit mit dem Studium insgesamt abträglich.

Bei der Einschätzung des Studi-

ums hinsichtlich seiner Belastungen sind die Situationen unterschiedlich belastungsbedeutsam. Unbefriedigenden Studiensituationen, die häufig auftreten, kommt im Hinblick auf das subjektive Belastungsempfinden der Studierenden vermutlich eine größere Bedeutung zu, als Situationen, die nur selten auftreten. Deshalb wurde untersucht, welche Bedeutung die einzelnen Belastungssituationen im Vergleich zueinander haben. Hierzu wurden die Mittelwerte der einzelnen Belastungssituationen errechnet. Folgende Ergebnisse zeigten sich: Im oberen Rangbereich, der bereits in der Skalenmitte angesiedelt ist, finden sich jene Situationen, die auf die Qualität der Ausbildung Bezug nehmen, gefolgt von Situationen, welche auf die unzureichenden Studienbedingungen allgemein verweisen. Von sehr geringer Belastungsbedeutsamkeit sind jene Situationen, die im Zusammenhang mit der Minderheitensituation von Frauen im Studium stehen. Alle weiteren Situationen, die den Faktoren „Einseitige Voraussetzung von Vorerfahrungen und generelle Absprache weiblicher Technikkompetenz“ sowie „soziale Umgangsweisen“ angehören, sind im Vergleich zu den anderen Situationen von mittlerer Bedeutung. Somit wird keine soziale Studiensituation von den Studierenden als wirklich große Belastung empfunden. Als im großen Ausmaß belastend empfinden sie vielmehr die sehr umfangreichen Leistungsanforderungen und die damit verbundenen psychischen (Leistungsdruck, Prüfungsangst und hoher Durchfallquoten) sowie zeitlichen Belastungen (umfangreiche Stundenpläne und Studieninhalte).⁸ Die zusätzlichen sich auf die Rahmenbedingungen beziehenden Belastungen vergrößern jedoch die Gesamtbelastung, so dass ein Studienabbruch wahrscheinlicher

werden kann.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob die sozialen Studiensituationen von den Geschlechtern an Fachhochschule und Universität gleichermaßen belastend erlebt werden. Als Ergebnis eines Geschlechter- und Hochschulvergleichs zeigte sich, dass die Hochschulform und das Geschlecht offensichtlich in unterschiedlicher Weise das Belastungsausmaß einzelner Studiensituationen beeinflussen: Die meisten Unterschiede hinsichtlich der Belastungsdimensionen lassen sich unter dem Einfluss des Geschlechts nachweisen. Unterschiede zeigen sich insbesondere bei solche Studiensituationen, die sich auf die Diskriminierung von Frauen in technischen Studiengängen beziehen. Während „einseitige Voraussetzungen und die Absprache weiblicher Technikkompetenz“ vor allem von den Studentinnen negativ erlebt werden, belastet in überraschender Weise die Studenten die geringe Präsenz von Frauen in ihrem Studienfach. Schwarze (1998) vermutet, dass sich Studenten durch einen größeren Frauenanteil eine bessere Studienatmosphäre versprechen. Dennoch weist dieser Belastungskomplex für die Studentinnen ein nicht unerhebliches Belastungspotential auf. Obwohl die meisten Studentinnen – wie auch die Studenten – bereits vor ihrem Studium davon ausgegangen sein dürften, dass auf ein theoretisches wie praktisches Technikverständnis aufgebaut wird, zeigt sich dann doch ein größeres Bedürfnis der Frauen nach mehr Reflexion und praktischem Umgang mit technischen Geräten. Hier spiegelt sich der Umstand wider, dass die Studenten häufiger eine Ausbildung im Vorfeld zum Studium absolviert haben als Studentinnen. Andererseits beweisen die Studentinnen mit guten Leistungen durchaus ihre Tech-

nikkompetenz. Dennoch treffen die Studentinnen hin und wieder im Studium auf diskriminierende Praktiken seitens der männlichen Hochschulmitglieder. Wenn sie mit einer derartigen Situation konfrontiert werden, ist es einsichtig, wenn sie hierdurch stark belastet sind. Bei der Dimension „Soziale Umgangsweisen“ fühlen sich die Studenten stärker belastet. Bei Studiensituationen, die sich auf die allgemeinen Studienbedingungen beziehen oder auch auf die Vermittlungsformen und die Studieninhalte, zeigen sich keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Hier ist es vielmehr entscheidend an welcher Hochschule studiert wird. Studierende an der Universität empfinden in größerem Ausmaß als Studierende an der Fachhochschule die entsprechenden Studiensituationen als Belastung.

4.3. Bewältigungsformen sozialer Studiensituationen

Unter dem Begriff „Bewältigungsformen“ wurden Variablen gefasst, die auf unterschiedlichen Umgangsweisen mit Studienbelastungen basieren. Insgesamt wurden acht Bewältigungsformen operationalisiert. Die Auswahl der Bewältigungsformen erfolgte in Anlehnung an das von Folkman/Lazarus (1985) entwickelte Bewältigungsinstrumentarium (s.o). Es wurde im Einzelnen untersucht, auf welche Bewältigungsformen die Studierenden primär zurückgreifen, ob sich dabei Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Hochschulen sowie Unterschiede in der Bedeutsamkeit der Bewältigungsformen durch belastungsspezifische Einflüsse zeigen.

Die Bedeutsamkeit der einzelnen Bewältigungsformen gibt zunächst einen generellen Eindruck über die Relevanz der verschiedenen Umgangsweisen mit Studienbelastun-

gen. Deshalb wurden die Mittelwerte der acht Bewältigungsformen über alle Belastungssituationen errechnet und miteinander verglichen. Die Ergebnisse zeigen eine klare Abstufung in der Relevanz der Bewältigungsformen. Jedoch liegt die höchste Ausprägung mit 3,75 (Distanzierung⁹) relativ nahe am Skalenmittelpunkt. Somit hat keine der Bewältigungsformen aus Sicht der Studierenden eine besonders große Bedeutung bei der Bewältigung von Studienbelastungen, die allerdings auch nur in einem mittleren bis niedrigen Ausmaß empfunden werden.

Im nächsten Schritt wurde untersucht, ob hinsichtlich der Einschätzung des Bewältigungsverhaltens Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Hochschulen bestehen. Dabei ist zunächst festzuhalten: Im Hinblick auf Hochschulunterschiede gleichen sich die Studierenden an Universität und Fachhochschulen mehrheitlich in der Wahl der Bewältigungsformen bei sozialen Studienbelastungen. Hinsichtlich möglicher Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigte sich, dass Studentinnen und Studenten – mit zwei Ausnahmen – auf Studienbelastungen im Großen und Ganzen mit den gleichen Bewältigungsformen reagieren. Studentinnen distanzieren sich häufiger von Belastungen bzw. betonen häufiger das Positive an einer belastenden Situation als Studenten.

Im Hinblick auf die Geschlechterunterschiede erklären sich die häufiger genutzten Bewältigungsformen des „Distanzierens“ und „Betonens des Positiven“ der Studentinnen dadurch, dass sie sich in einer Situation befinden, die ihnen eine permanente Beweislast für ihre Fähigkeiten, ein technisches Studienfach erfolgreich studieren zu können, auferlegt. Insofern handeln die Studentinnen folgelogisch, wenn sie

nach außen und auch vor sich selbst signalisieren, dass sie sich nicht belastet fühlen und eher die positiven Seiten von schwierigen Situationen betonen und diese somit als Herausforderungen annehmen.

Da die fünf Belastungskomplexe voneinander unabhängig sind, wurde davon ausgegangen, dass die jeweilige Belastung spezifisch bewältigt werden muss. Zur Überprüfung dieser Annahme wurden die Mittelwerte der einzelnen Bewältigungsformen je Belastungskomplex errechnet und miteinander verglichen. Die Annahme, dass jeder Belastungskomplex spezifische Bewältigungsformen bei den Studierenden bedingt, lässt sich jedoch nicht ohne Weiteres bestätigen. Die Rangfolgen der Bewältigungsformen je Komplex zeigen, dass in der Regel auf den vorderen Plätzen die Formen „Distanzieren“ und „Wunschdenken“ rangieren. Erst an dritter Stelle folgt die „problemzentrierte Bewältigung“. Das lässt darauf schließen, dass die Studierenden keine aktiven Handlungsmöglichkeiten zur Veränderung der Situation sehen und mit eher passiven emotionszentrierten Bewältigungsformen reagieren.

Im Hinblick auf einen Vergleich zwischen den Geschlechtern zeigte sich, dass Frauen häufiger als Männer in den unterschiedlichen Situationen soziale Unterstützung suchen. Davon ausgenommen ist der Belastungskomplex „Unbefriedigende Studieninhalte und -formen“. Hier verhält es sich umgekehrt. In Belastungssituationen, in denen Frauen einer größeren Bewältigungsanforderung unterliegen („Minderheitensituation von Frauen im Technikstudium“, „Einseitige Voraussetzung von Vorerfahrungen und generelle Absprache weiblicher Technikkompetenz“), distanzieren sich die Studentinnen wesentlich stärker

von diesen Problemlagen als die Studenten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: unabhängig vom Geschlecht und auch der Hochschulzugehörigkeit stellen zwei emotionszentrierte Bewältigungsformen die wesentlichen Reaktionen auf soziale Studienbelastungen dar. Es handelt sich mit den Bewältigungsformen „Distanzieren“ bzw. „Wunschdenken“ um Reaktionen, die vermuten lassen, dass sich die Studierenden mit den Belastungen nicht bewusst auseinandersetzen, sondern diese vielmehr verdrängen. Eine auf Veränderung angelegte Einflussnahme wird offensichtlich nicht in Betracht gezogen. Diese Bewältigungsformen werden insbesondere in den Situationen „Soziale Umgangsweisen unter Studierenden“ und „Unbefriedigende Studienformen und -inhalte“ gewählt. Diese Situationen können dadurch charakterisiert werden, dass sie sich auf soziale Kompetenzen und damit auch auf Anforderungen beziehen, die Wirtschaft und Industrie an die AbsolventInnen stellen. Das Bewusstsein für diese Anforderungen ist zwar bei den Studierenden vorhanden, da sie in diesen Bereichen der Hochschulausbildung durchaus Defizite sehen, jedoch werden dann letztendlich doch gute Kenntnisse in den fachspezifischen Kernfächern für wesentlich und ausreichend gehalten, um auf dem Arbeitsmarkt bestehen zu können.

Die Studentinnen stehen zudem unter der permanenten Beweislast, dass Frauen für technische Studiengänge bzw. Berufe in gleicher Weise befähigt sind wie Männer. Als Folge dieser Beweislast erklärt sich, dass sie sich dann insbesondere von solchen Situationen distanzieren, in denen die Gefahr besteht, dass sie als Alibifrau oder als besonders förderungsbedürftig abgestempelt

werden. Hierfür haben sie ein entsprechend feines Gespür entwickelt, und es fordert den Studentinnen stets erneut die Mobilisierung von Bewältigungsressourcen ab, die es ihnen ermöglichen, ihr Bild einer geschlechtergerechten Leistungsgesellschaft aufrecht zu erhalten.

4.4. Ein zusammenfassender Blick auf die Geschlechterunterschiede

Aus einer Belastungsperspektive auf der Basis des Forschungsstandes ist man geneigt anzunehmen, dass sich die Problematik der Minderheitensituation ausschließlich Studentinnen stellt. Entgegen der Annahme, dass Frauen hier eine sensiblere Wahrnehmung aufweisen, sind es jedoch vielmehr die Studenten, die die geringe Präsenz von Frauen im Technikstudium in höheren Maße als die Studentinnen selbst für belastend halten; vermutlich weil sie sich durch einen höheren Frauenanteil eine bessere Studienatmosphäre versprechen. Einzig das Fehlen von weiblichen Vorbildern stellt für die Studentinnen im Vergleich zu ihren Kommilitonen eine größere Belastung dar. Insgesamt sind jedoch Belastungssituationen, die im Zusammenhang mit der fehlenden Frauenpräsenz stehen, für die Studierenden beider Geschlechter von sehr geringer Bedeutung.

Weiter wurde angenommen, dass für Studentinnen aufgrund ihrer Verhaltensdispositionen an Hochschulen insgesamt ein weniger lernförderliches Klima als für ihre Kommilitonen bestünde. Es wurde vermutet, dass sich Unterschiede zwischen den Hochschulen zeigen, da der persönlichere Rahmen, wie er an Fachhochschulen eher vorzufinden ist, im Gegensatz zur größeren Anonymität an den Universitäten, einen positiven Einfluss auf die sozialen Umgangsweisen unter-

einander haben dürfte. Konkurrenzorientierte Umgangsweisen unter den Studierenden sind nach deren Einschätzung jedoch ein seltenes Phänomen, und daher kaum Ursache für Studienbelastung. Die Studenten, insbesondere an der Universität, nehmen ein solches Verhalten jedoch stärker wahr als die Studentinnen. Entsprechend dieser Einschätzungen fühlen sich die Männer eher durch ein konkurrenzorientiertes Verhalten ihrer Kommilitonen belastet, während sich die Studentinnen aus solchen Situationen heraushalten.

Auch die Annahme, dass die vorherrschenden Lehr- und Lernformen sowie Lehrinhalte für Studentinnen eine größere Belastung darstellen als für Studenten, weil sie ihren Bedürfnissen nur wenig angepasst sind, lässt sich nicht aufrechterhalten. Die Kritik der Studierenden an den anzutreffenden Studienbedingungen und -inhalten kommt zunächst im Vergleich zu anderen Studiensituationen die größte Bedeutung zu. Die in dieser Hinsicht unbefriedigenden Bedingungen werden jedoch gleichermaßen von beiden Geschlechtern vergleichsweise negativ beurteilt. Weiter wurde angenommen, dass die Voraussetzung technischer und berufsorientierter Vorerfahrungen im Technikstudium primär Studentinnen benachteiligt, weil sie in der Regel infolge einer geschlechtsspezifischen Sozialisation, und oft ohne eine gewerblich-technische Ausbildung vor ihrem Studium absolviert zu haben, die „unter der Hand“ verlangten Kenntnisse nicht mitbringen. Das technischer und berufsbezogene Vorerfahrungen im Studium vorausgesetzt werden, ist nach der Einschätzung der Studierenden nicht von der Hand zu weisen. Dies trifft gleichermaßen für die Universität wie auch für die Fachhochschulen zu. Jedoch sind die Stu-

dierenden hierdurch nur wenig belastet. Vor allem im Hinblick auf den Umgang mit technischen Geräten und die fehlende Reflexion technischer Zusammenhänge fühlen sich Studentinnen aber stärker belastet als Studenten.

Da sich die subtile Diskriminierungsform der Absprache von Technikkompetenz ausschließlich gegen Frauen richtet, wurde vermutet, dass die Studentinnen hierfür auch sensibler sind als ihre Kommilitonen und als unmittelbar Betroffene diese Diskriminierungen belastender empfinden. In dieser Untersuchung sind nach Ansicht von Frauen und Männern gleichermaßen jedoch Situationen, in denen Frauen ihre Technikkompetenz abgesprochen wird, eher selten. Insgesamt geben die Studierenden an, durch solche Situationen nur wenig belastet zu sein. Allerdings bestehen hier deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Erwartungsgemäß fühlen sich die Studentinnen – wenn solche Vorkommnisse auftreten – wesentlich stärker belastet als ihre Kommilitonen.

In der Untersuchung wurde weiter danach gefragt, mit welchen Bewältigungsformen auf soziale Studienbelastungen reagiert wird und ob sich hier Geschlechterunterschiede abzeichnen. Vier Ergebnisse sind hervorzuheben: Erstens spielt keine der Bewältigungsformen eine hervorgehobene Rolle bei der Bewältigung von sozialen Studienbelastungen. Dies deckt sich mit dem Befund, dass die Studierenden die meisten der Situationen nicht als sehr belastend empfinden. Es zeigen sich jedoch zweitens deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinsichtlich der Bewältigungsformen „Distanzieren“ und insbesondere „Betonen des Positiven“. Die Studentinnen greifen häufiger auf diese Formen zurück. Dies

ist vermutlich der Tatsache geschuldet, dass sie einer permanenten Beweislast hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit im Technikstudium ausgeliefert sind. Die Reaktion auf einzelne Belastungsdimensionen zeichnet sich drittens nicht durch eine sehr differente Wahl der Bewältigungsformen aus. „Distanzierung“ und „Wunschdenken“ sind die wichtigsten Bewältigungsformen im Bewältigungsprozess sozialer Studienbelastungen. Auf der Grundlage der Analyse einzelner Belastungsdimensionen wurde viertens deutlich, dass Frauen häufiger soziale Unterstützung suchen als Männer. Dies trifft jedoch nicht in solchen Situationen zu, in denen diese Hilfesuche auf eine potenzielle Inkompetenz im Hinblick auf Technik verweisen könnte.

5. Zusammenfassung und Ausblick

In der vorgestellten Untersuchung wurden drei Fragen behandelt. Die ersten beiden untersuchten zum einen die Relevanz sozialer Studiensituationen im Technikstudium und zum anderen deren Bedeutsamkeit in Hinsicht auf ihr Belastungspotential für Ingenieurstudierende. In der dritten Frage wurden die Bewältigungsformen als Reaktion auf die Belastungssituationen analysiert. Dies erfolgte jeweils unter der Perspektive des Geschlechter- und Hochschulvergleichs. Hierfür musste im Vorfeld auf der Basis vorliegender Studien und auf dem theoretischen Hintergrund des transaktionalen Stressmodells nach Lazarus ein Kategoriensystem entwickelt werden, mit dessen Hilfe belastungsrelevante Studiensituationen identifiziert und thematisch spezifischen Belastungsdimensionen zugeordnet werden konnte. Dieses System umfasste sechs Belastungsdimensionen sowie achtzehn belas-

tungsbedeutsamen Studiensituationen und stellte die Grundlage für die Operationalisierung von Belastungssituationen in der quantitativ angelegten Untersuchung dar. Es konnten Aussagen zu besonders relevanten und weniger bedeutsamen sozialen Studiensituationen, die als Studienbelastung wirken können, getroffen werden. Als besonders relevant wurden solche Situationen benannt, die mit der Minderheitensituation in Verbindung stehen sowie Situationen, die sich auf unbefriedigende Studienbedingungen im Hinblick auf Studienformen und Studieninhalte beziehen. Belastungsbedeutsam sind vor allem solche sozialen Studiensituationen, die im Zusammenhang mit leistungsbezogenen Belastungen stehen und sich auf die Ausbildung beziehen. Frauen unterliegen primär einer größeren Belastung bei Studiensituationen, die auf Diskriminierungen von Frauen im Technikstudium verweisen. Ebenso konnten die wesentlichen Bewältigungsformen auf soziale Studienbelastungen identifiziert werden, bei denen es sich insbesondere um Formen der „Distanzierung“ von Belastungen und der „Betonung des Positiven“ an einer belastenden Situation handelt.

Mit der Frage nach Belastungen und Bewältigungsformen im Technikstudium ist aus Sicht der Coping-Forschung ein neues Gebiet beschritten worden. Die Ergebnisse dieser Studie weisen darauf hin, dass insbesondere Ingenieurstudentinnen Bewältigungsstrategien und -ressourcen nutzen, die durch das verwendete „Bewältigungsinventar“ gar nicht erfasst werden konnten. Die identifizierten Bewältigungsformen des „Distanzierens“ und „Betonen des Positiven“ primär bei den Studentinnen, scheint nicht ausreichend zu sein, um Studienerfolg und Studienabbruch umfassend er-

klären zu können. Die Untersuchung machte aber deutlich, dass die bestehenden Strukturen in den technischen Fachbereichen attraktiver werden müssen, wenn mehr Frauen für ein Technikstudium gewonnen werden sollen. Neben einer allgemeinen Förderung der Geschlechtersensitivität gibt sie Hinweise auf fünf Ansatzpunkte für eine Studienreform in den Ingenieurwissenschaften: die Reform der Zugangsvoraussetzungen, der Fächerstruktur und des Lehrangebots, die Verbesserung der Lehre durch Lehrevaluationen und eine Reform der DozentInnenfortbildung, die Reform der Lernorganisation sowie der allgemeinen Studienbedingungen. Konsequenterweise umgesetzte Studienreformen würden die Attraktivität der Ingenieurausbildung steigern und wären damit zugleich ein Beitrag zur Frauenförderung.

Anmerkungen

1 Umfangreiche leistungsbezogene Studienbelastungen durch überfüllte Lehrpläne und Leistungsdruck durch ein noch immer übliches „Aussieben“ durch hohe Durchfallquoten in Klausuren werden sehr eindrucksvoll in einer Reihe von Studien beschrieben (vgl. z.B. Morsch, Neef/Wagemann 1986, Wankum 1989, Neef/Pelz 1997).

2 Eine Übersicht über weitere Bewältigungsinventare mit ihren jeweiligen Anwendungsgebieten, ihrer Vor- und Nachteile sowie ihres theoretischen Hintergrunds finden sich bei Wendt/Petermann (1996) und Schwarzer/Schwarzer (1996).

3 Als Nachteil wird allerdings angesehen, dass Interkorrelationen unter den Skalen bestehen. Problemzentrierte und emotionszentrierte Reaktionen treten oftmals gemeinsam auf (z.B. Folkman/Lazarus 1985). Jedoch muss das zeitliche Zusammentreffen beider Bewältigungsformen nicht auf einer gemeinsamen inhaltlichen Basis beruhen (vgl.

Wendt/Petermann 1996). In dieser Studie wird diesem Einwand dadurch Rechnung getragen werden, indem die inhaltliche Basis, d.h. die jeweilige Belastungssituation, klar definiert sein wird.

4 Die hohe Zahl der befragten Studierenden an den Fachhochschulen erklärt sich dadurch, dass dort ein Teil der Lehrkräfte ihre Veranstaltung für die Befragung zur Verfügung gestellt haben und somit die Rücklaufquote dort fast 100% betrug.

5 Nähere Angaben zu den verwendeten Auswertungsverfahren finden sich in Wolfram (2003).

6 Die explorative Faktorenanalyse wird im Allgemeinen dazu verwendet, um hinter einer gegebenen Anzahl von Variablen, Dimensionen bzw. Faktoren zu entdecken, auf die diese Variablen reduziert werden können. Somit stellt es u.a. ein Verfahren dar, mit dem die Dimensionalität komplexer Merkmale überprüft werden kann.

7 ausführlich beschrieben in Wolfram (2003).

8 Dies wurde aus den Kommentaren in den Fragebögen einiger Studierender und insbesondere auch aus einigen Studien deutlich (vgl. z.B. Minks 1996, Wankum 1989).

9 Es folgen die Bewältigungsformen „Wunschdenken“, „Problemzentrierte Bewältigung“, „Betonen des Positiven“, „Suchen sozialer Unterstützung“, „Selbstisolation“, „Spannungsreduktion“ und „Selbstbeschuldigung“

Literatur

- Engler, Steffani: Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion: eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaften, Rechtswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus, Weinheim 1993.
- Engler, Steffani/Faulstich-Wieland, Hannelore: Ent-Dramatisierung der Differenzen. Studentinnen und Studenten in den Technikwissenschaften, Bielefeld 1995.

- Erb, Ulrike: Technikmythos als Zugangsbarriere für Frauen zur Informatik?, in: Zeitschrift für Frauenforschung, 12 Jg., Heft 3, 1994, S. 28-40.
- Folkman, Susan/Lazarus, Richard S.: If it changes it must be a process: study of emotion and Coping during three stages of a College examination, in: Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 48, No. 1, 1985, S. 150-170.
- Freyer, Catrin/Kleinn, Karin/Michel, Renate: Nach dem 20. Kongreß – Wie stellt sich die Situation von Frauen in Naturwissenschaft und Technik heute dar? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung unter ehemaligen Kongreßteilnehmerinnen des Kongresses „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“, in: Michel, Renate (Hg.): 21. Kongreß von Frauen in Naturwissenschaft und Technik vom 25. bis 28. Mai 1995, Karlsruhe, Dokumentation, Darmstadt, 1995, S. 569-654.
- Greve, Walter: Sparsame Bewältigung – Perspektiven für eine ökonomische Taxonomie von Bewältigungsformen, in: Tesch-Römer, Clemens (Hg.): Psychologie der Bewältigung, Weinheim 1997, S. 18-41.
- Janshen, Doris/Rudolph, Hedwig: Ingenieurinnen. Frauen für die Zukunft, Berlin 1987.
- Janshen, Doris/Rudolph, Hedwig: Frauen im Ingenieurberuf: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: Janshen, Doris/Rudolph, Hedwig: Frauen gestalten Technik. Ingenieurinnen im internationalen Vergleich, Pfaffenweiler 1988, S. 18-26.
- Kahlert, Heike/Mischau, Anina: Neue Bildungswege für Frauen. Frauenhochschulen und Frauenstudiengänge im Überblick, Frankfurt a.M. 2000.
- Kosuch, Renate: Zwischenbilanz der Erfahrungen aus den Modellversuchen: Was sind die Probleme von Frauen im Ingenieurstudium? Welche Maßnahmen sind hilfreich?, in: NUT, 1/1998, S. 32-36.
- Küllchen, Hildegard: Zwischen Bildungserfolg und Karriereskepsis. Zur Berufsfindung junger Frauen mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Interessen, Bielefeld 1997.
- Lazarus, Richard S.: Streß und Streßbewältigung – ein Paradigma, in: Philipp, Sigrun H. (Hg.): Kritische Lebensereignisse, München 1981, S. 198-232.
- Lazarus, Richard S. & Launier, Raymond: Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt, in: Nitsch, Jürgen R. (Hg.): Streß: Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen, Bern 1981, S. 213-259.
- Lewin, Karl: Studienabbruch: Gründe und anschließende Tätigkeiten. Ergebnisse einer bundesweiten Befragung im Studienjahr 1993/94, HIS-Kurzinformation: A, 1, 1, Hannover 1995.
- Minks, Karl-Heinz: Frauen aus technischen und naturwissenschaftlichen Studiengängen. Ein Vergleich der Berufsübergänge von Absolventinnen und Absolventen, Hannover 1996.
- Morsch, Rainer/Neef, Wolfgang/Wagemann, Carl-Hellmut: Das Elend des Grundstudiums: Ergebnisse einer Verlaufsuntersuchung im Grundstudium des Maschinenbaus und des Bauingenieurwesens an der TU Berlin, Alsbach 1986.
- Neef, Wolfgang: Netzwerk „Innovative Ingenieurausbildung“ – Ingenieurinnen und Ingenieure für die Zukunft, in: Netzwerk „Innovative Ingenieurausbildung“ – Ingenieurinnen und Ingenieure für die Zukunft (Hg.): Aktivierende Lehr- und Lernformen in der Ingenieurausbildung, Reihe 3 Netzwerk-Report Nr. 1, 1999, S. 9-12.
- Neef, Wolfgang/Pelz, Thomas (Hgg.): Ingenieurinnen und Ingenieure für die Zukunft. Aktuelle Entwicklungen von Ingenieurarbeit und Ingenieurausbildung, Berlin 1997.
- Reiche, Karin: Entwicklung der Situation von Ingenieurinnen und Ingenieurstudentinnen in den neuen Bundesländern seit der Wende, in: Greif, Moniko/Stein, Kira (Hgg.): Ingenieurinnen. Daniela Düsentrieb oder Florence Nightingale der Techni, NUT-Frauen in Naturwissenschaft und Technik e.V., Schriftenreihe Bd. 3, Mössingen-Talheim 1996, S. 72-93.
- Ritter, Martina: Computer oder Stöckelschuh: eine empirische Untersuchung über Mädchen am Computer. Frankfurt a.M./New York 1994.
- Roloff, Christine/Everts, Brigitte: Ingenieurin – (k)eine lebbare Zukunft. Vorurteile im Umfeld von Gymnasiastinnen an der Schwelle der Leistungskurswahl, Weinheim 1992.
- Rundnagel, Regine: Die Studiensituation in Ingenieurstudiengängen der Fachhochschule Gießen-Friedberg unter besonderer Berücksichtigung der Situation der Studentinnen, in: FH Gießen-Friedberg, Hochschule für Technik und Wirtschaft, Projekte Nr.1, 8/86, Frauen in Technik und Mathematik, Gießen 1986, S. 39-78.
- Rustemeyer, Ruth: Geschlechtsstereotype und ihre Auswirkungen auf das Sozial- und Leistungsverhalten, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), Heft 2, 1988, S. 115-129.
- Sessar-Karpp, Ellen: Frauen in naturwissenschaftlichen und technischen Studiengängen, in: Zeitschrift für Hochschuldidaktik, Bd. 7, Heft 4, 1983, S. 558-571
- Statistisches Bundesamt: Studierende an Hochschulen (Fachserie 11, Reihe 4.1), WS 1994/95fff, Stuttgart 2002.
- Schneider, Käthe/Schmelter, Andrea: Ergebnisse des qualitativ ausgerichteten Teils der Untersuchung „Studienmotivation und Studienbarrieren für Frauen in technischen Studiengängen“. Ein Forschungsprojekt der Fachhochschule Rheinland-Pfalz in Kooperation mit der Universität Kai-

- serslautern, in: Michel, Renate (Hg.): 21. Kongreß von Frauen in Naturwissenschaft und Technik vom 25. bis 28. Mai 1995, Karlsruhe, Dokumentation, Darmstadt 1995, S. 470-479.
- Schreyer, Franziska: Studienfachwahl und Arbeitslosigkeit: Frauen sind häufiger arbeitslos – gerade wenn sie ein „Männerfach“ studiert haben, in: IABkurzberichte, 14, Nürnberg 1999, S. 1-7.
- Schröder-Gronostay, Manuela: Studienabbruch – Zusammenfassung des Forschungsstandes, in: Schröder-Gronostay, Manuela/Daniel, Hans-Dieter (Hgg.): Studierenerfolg und Studienabbruch. Beiträge aus Forschung und Praxis, Neuwied/Kriftel 1999.
- Schwarze, Barbara (Hg.): Frauen im Ingenieurstudium an Fachhochschulen. Geschlechtsspezifische Aspekte in Lehre und Studium, Fachhochschule Bielefeld BLK-Modellversuch, unveröffentlichter Abschlussbericht, Bielefeld 1998.
- Schwarzer, Ralf/Schwarzer, Christine: A critical survey of coping instruments, in: Zeidner, Moshe/Endler, Norman S.: Handbook of Coping: theory, research, application, New York 1996, S. 107-132.
- Ulich, Dieter/Mayring, Philipp/Strehmel, Petra: Streß, in: Mandl, Heinz/Huber, Günter L. (Hgg.): Emotion und Kognition, Wien, Baltimore 1983, S. 183-216.
- Vogel, Ulrike: Fachengagement und Studierenerfolg bei Ingenieurstudentinnen und Ingenieurstudenten. Eine Untersuchung zu Kompetenzen und Handlungspotentialen für Studium, Beruf und Familie, Bielefeld 1995.
- Vollrath, Magarete: Studentinnen: Stress und Stressbewältigung im Studium, Frankfurt a.M. 1988.
- Walter, Christel: Technik, Studium und Beruf: Was verändert sich im Technik- und Selbstkonzept der Geschlechter?, Opladen 1998.
- Wagner, Ina: Das Erfolgsmodell der Naturwissenschaften. Ambivalenz Erfahrungen von Frauen, in: Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hgg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a.M. 1986, S. 237-252.
- Wankum, Johannes: Vom Studium zu den ersten Berufsjahren. Eine Untersuchung des Studien- und Berufshandelns in den Ingenieurwissenschaften, Aachen 1989.
- Wendt, Almuth/Petermann, Franz: Meßverfahren zur Erfassung des Bewältigungsverhaltens: Eine kritische Bestandsaufnahme, in: ZKPPP, Jg. 44, 1996, S. 3-32.
- Wender, Ingeborg/Strohmeyer, Astrid/Quentmeier, Birgit (Hgg.): Technik bewegt die Frauen – Frauen bewegen die Technik. Berufsorientierende Hilfen für Schülerinnen der Sekundarstufe II in Zusammenarbeit von Schule, Hochschule und Betrieb, Aachen 1997.
- Wender, Ingeborg/Wolffram, Andrea: Konzepte zur Förderung von Mädchen und Frauen im Bereich Technik, in: Pasero, Ursula/Gottburgsen, Anja (Hg.): Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik, Wiesbaden 2002, S. 186-198.
- Winker, Gabriele/Wolffram, Andrea: Technikhaltungen von Studierenden in Zukunftstechnologien. Ergebnispräsentation des 1. Panels der Längsschnittuntersuchung „Effekte geschlechtersensitiver Bildung in Zukunftstechnologien“ an der FH Furtwangen auf der 2. Beiratssitzung von TanGenS am 31.01.2003, unveröffentlichtes Arbeitspapier, Villingen-Schwenningen 2003.
- Wittenberg, Reinhard: Computerunterstützte Datenanalyse, 2.Aufl., Stuttgart 1998
- Wolffram, Andrea: Frauen im Technikstudium. Belastungen und Bewältigung in sozialen Studiensituationen, Münster 2003.

Andrea Wolffram
Technische Universität Hamburg-
Harburg
Arbeit-Gender-Technik (4-15)
Schwarzenbergstr 95
21071 Hamburg
Email: wolffram@tu-harburg.de

Frauenemanzipation und psychosoziale Beratung

Der Aufsatz verfolgt die Genese psychosozialer Beratung und reflektiert die Rolle, die die Geschlechterfrage für die Entwicklung von Beratung gespielt hat. Sichtbar wird eine sehr enge Verbindung: Die Themen, um die herum Beratungsangebote entwickelt wurden, sind mit den sich verändernden Geschlechterverhältnissen verknüpft; beide Frauenbewegungen sind unter den sozialen Kräften zu finden, die sich um die Etablierung von Beratungsangeboten bemühen; und schließlich gehen auch wichtige Impulse für die Konzeption psychosozialer Beratung von den Erkenntnissen und Forderungen der Frauenbewegung aus.

Professionelle Beratung als ein eigenständiges Unterstützungsangebot in Fragen der beruflichen Entwicklung, der persönlichen Lebensführung oder als Hilfe in persönlichen Krisen ist heute in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern anzutreffen: in der Jugend- und Familienhilfe, im Bildungsbereich, in der Gesundheitsvorsorge, aber auch als Serviceleistung von Selbsthilfeorganisationen (z.B. AIDS-Beratung) sowie in Trägerschaft von Gruppen der neuen sozialen Bewegungen (z.B. Frauenberatung, Migrantenberatung). Die Beratungsangebote, die in diesen Feldern anzutreffen sind, unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht; die Trägerschaft reicht von Landesministerien, über Wohlfahrtsverbände und Landeskirchen, Kommunen und Bildungseinrichtungen bis hin zu kleinen Vereinen. Entsprechend unterschiedlich sind die Finanzierung, der Etablierungsgrad und die Lebenswelt, auf die sich das Angebot jeweils bezieht. Gemeinsam dagegen ist all diesen Beratungsangeboten, dass die beraterische Praxis von sozialwissenschaftlichen Kenntnissen und Konzepten ausgeht, also mit interdisziplinären Wissenschaftsbezügen umgeht und dass in der Regel in multiprofessionellen Teams gearbeitet wird (vgl. Thiel/Brückner/Beck 1991, S. 13). D.h. Beratung erfolgt in Kooperation von Sozialarbeiter-

Innen, (Sozial-) PädagogInnen, PsychologInnen und SoziologInnen. Schaut man darauf, um was es in den unterschiedlichen Beratungsprozessen jeweils geht, dann zeigt sich zudem eine bedeutsame inhaltliche Gemeinsamkeit: alle Beratungsthemen lassen sich als Konflikte der individuellen Psyche mit den Bedingungen, Anforderungen und Zumutungen der sozialen Lebenswelt verstehen; und alle Beratungsprozesse können als (Neu-)Verknüpfung des Psychischen mit dem Sozialen beschrieben werden. In der Professionalisierungsphase der 1970er Jahre hat sich deshalb die Bezeichnung „psychosoziale Beratung“ durchgesetzt.¹

1. Zum Verhältnis von Beratung und Gender

Welche Bedeutung kommt nun der Kategorie Gender im Kontext psychosozialer Beratung zu?

Untersucht man das Geschlechterverhältnis in Theorie und Praxis psychosozialer Beratung, so trifft man zunächst auf Zahlenverhältnisse, die auch aus anderen Bereichen sozialer Professionen bekannt sind: Die meisten der in der beraterischen Praxis Tätigen sind weiblichen Geschlechts, in Leitungspositionen hingegen sind überproportional Männer vertreten und die Bereiche von Theoriebildung und Wissenschaft sind männlich dominiert. Auf der

Seite der Klientel findet sich – die Frauenberatungen sowie die wenigen Männerberatungen ausgenommen – eine einigermaßen konstante Geschlechterrelation weiblich/männlich von 60 zu 40% (in den Erziehungsberatungseinrichtungen ist der weibliche Anteil häufig etwas höher, in der Drogenberatung der männliche). In diesen Zahlenverhältnissen drückt sich zunächst einmal nichts Beratungsspezifisches aus; vielmehr spiegelt sich darin die gesamtgesellschaftliche Geschlechterrelation: Soziale Berufe sind klassische Frauenberufe, in den beruflichen Hierarchien steigt dennoch der Anteil an Männern in der Regel, je höher das Prestige und das Einkommen sind (vgl. Rommelspacher 1989, S. 11f.) – damit ist die Geschlechterverteilung auf Seiten der Professionellen erklärt. Krisenmanagement und Beziehungsarbeit sind in den privaten Lebensverhältnissen nach wie vor wesentlich weibliche Aufgaben – das erklärt den großen weiblichen Anteil auf Seiten der Klientel.

Schaut man genauer hin – auf die Entwicklungsgeschichte und die zentralen Themen psychosozialer Beratung – dann zeigt sich allerdings eine sehr viel engere und bedeutungsvollere Verknüpfung von Beratung und Gender, man könnte sogar sagen, von Beratung und Frauenemanzipation. Die folgenden

Überlegungen wollen dies verdeutlichen.

2. Ein Blick in die Entstehungsgeschichte von Beratung

Beratung als institutionalisiertes Unterstützungsangebot, das individuell in Anspruch genommen werden kann und sich auf Themen bezieht, die als privat gelten, entsteht in den westlichen Gesellschaften im ersten Drittel des 20. Jhs. Das bedeutet nicht, dass es Beratung vorher in keinerlei Form gegeben hätte – „Alltagsberatung“², das Rat suchende, Rat gebende Gespräch zwischen Erfahrenen/Kundigen auf der einen Seite und Unsicheren/Unerfahrenen auf der anderen Seite, ist sicher so alt wie soziale Gemeinwesen überhaupt. Und Beratung als Nebenfunktion einer anderen Aufgabe, z.B. bei Geistlichen, Lehrern oder Professoren existiert schon so lange wie es diese gesellschaftlichen Aufgaben und Rollen gibt.³ Neu an den um die Jahrhundertwende erstmals entwickelten Vorstellungen für neu einzurichtende Beratungsangebote ist, dass Beratung gerade nicht als Nebeneffekt anderer Tätigkeiten – nachbarschaftliche oder familiäre Alltagspraxis, Erziehung oder Seelsorge – vorgesehen wird, dass nicht an Beistand mit „Rat und Tat“ gedacht wird, sondern, dass losgelöst von anderen Lebensvollzügen Raum und Kommunikation dafür bereitgestellt werden soll, einzelnen Personen bei persönlichen Irritationen, Schwierigkeiten und Entscheidungskonflikten eine (Neu-) Orientierung zu ermöglichen. Die Themen, um die es dabei geht, sind zunächst solche, die die Berufswahl⁴ betreffen – die neuen Ingenieur- und Dienstleistungsberufe bieten zum ersten Mal so etwas wie eine individuelle Berufswahl. Die Möglichkeiten einen Beruf zu ergreifen, sind zu Beginn des Jahrhunderts

zwar noch sehr stark durch die Geschlechtsrollenvorstellungen festgelegt, doch es gibt auch neue Berufsmöglichkeiten für Frauen: der durch die Frauenbewegung erkämpfte Zugang zur Lehrerinnenausbildung⁵ und die entstehenden sozialen Berufe bieten Chancen, aber auch die Technisierung von Buchhaltung und betrieblicher Korrespondenz produziert neue Tätigkeitsfelder – die Sekretärin und das Fräulein vom Amt werden selbstverständliche Rollen des Erwerbslebens.

Auch der zweite Bereich, in dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts Beratungseinrichtungen gegründet werden, die Erziehungsberatung, ist eng mit der Geschlechterfrage verknüpft; hatten doch die im 19. Jh. verfestigten Vorstellungen von Geschlechtscharakteren (vgl. Hausen 1978) die familiäre Erziehung scheinbar unauflöslich mit Mütterlichkeit verbunden – eine Konstruktion, die erst an den Auswirkungen von Industrialisierung und Klassengesellschaft ihren ideologischen Charakter erwies und durch die Erfahrungen des ersten Weltkrieges dann auch für einige Jahre an Plausibilität verlor. 1903 wird die erste (kriminalpsychiatrisch motivierte) heilpädagogische Beratungsstelle gegründet, 1916 entsteht eine weitere in Frankfurt, 1917 in Heidelberg, 1919 in Berlin. Diese ersten Einrichtungen gingen von Kriminalpsychiatern und Ärzten aus und waren Teil der sich etablierenden öffentlichen Fürsorgeerziehung, die sich um „auffällige“ Kinder und Jugendliche kümmerte.⁶ Zu Beginn der 1920er Jahre werden dann auch auf der Basis psychoanalytischer und individualpsychologischer Konzepte Erziehungsberatungsangebote entwickelt, in denen es nicht mehr in erster Linie um Diagnostik und Versorgung bereits problematisch gewordener Kinder ging, sondern um Aufklä-

rung und Information von Eltern und Pädagogen.⁷

Die Gesundheits- und Sexualberatung⁸ – der dritte Bereich, in dem im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts Beratungsinitiativen entstehen – ist noch deutlicher als die bisher genannten mit Bedürfnissen und Problemen verknüpft, die dem sich ändernden Geschlechterverhältnis zugeordnet werden können: Diskussionen um die „Kameradschaftsehe“ sowie eine neue Auseinandersetzung um Geburtenregulierung und Abtreibung. In diesen neuen, individuell zu verantwortenden Themen spiegeln sich Veränderungen der Lebensbedingungen, die es den einzelnen unmöglich machen, weiterhin nach tradierten Werten zu entscheiden, sondern persönliche Werthaltungen und Entscheidungen verlangen. Die Beratungsangebote, die als Antwort auf die damit verbundenen Irritationen entstehen, bemühen sich, Orientierungshilfen zu geben, die individuelle Lösungen ermöglichen. Sie verstehen sich in diesem Bemühen als Bündnispartner „moderner“ und aus den Zwängen der Tradition „befreiter“ Lebensformen.⁹

Die Entwicklung von Beratungsangeboten und das Dringlichwerden von Fragen, in denen auch das Geschlechterverhältnis angesprochen wird, stehen in engem Zusammenhang. Es scheinen dieselben gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse zu sein, durch die einerseits Beratungsbedarf und Beratungsinitiativen entstehen und die andererseits die Geschlechterfrage in ungewöhnlicher Deutlichkeit auf die Tagesordnung setzen: Die Auflösung der ständischen Verortung der Individuen im Sozialgefüge, Bildung als kulturelle Selbstverständlichkeit für *beide* Geschlechter, individuelle Berufswahl und Lebensplanung, Familie nicht

mehr als natürliches Geschick, sondern als Lebensform, die mögliche Planbarkeit der Kinderzahl – all diese Merkmale „moderner“ Lebensführung sind zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar keine soziale Realität (schon gar nicht für alle sozialen Klassen), aber sie sind als neue Möglichkeiten vorhanden und als Themen präsent und – sie werden politisch eingefordert: durch die Frauenbewegung, durch die Sexualreformbewegung, durch die reformpädagogische Bewegung. Dass mit den angestrebten Veränderungen auch Verunsicherungen einhergehen, dass neue Formen der individuellen Orientierungshilfe erforderlich werden und so etwas wie Beratungsbedarf gesellschaftlich entsteht, wird in den emanzipatorischen Vorstellungen und Forderungen mitgedacht. Nicht zufällig sind bei der Einrichtung erster Beratungsangebote daher auch dieselben gesellschaftlichen Kräfte anzutreffen, die sich für Modernisierung stark machen. Und es überrascht nicht, unter den InitiatorInnen für Beratungsangebote auch bekannte Namen der ersten Frauenbewegung anzutreffen: War schon der Begriff „Berufsberatung“ aus einer Kommission des „Bundes deutscher Frauenvereine“ hervorgegangen (vgl. Schnautz 1981, S. 136), so ist auch in der Praxis Beratung ein Element von Frauenbildung und -ausbildung. Alice Salomon z.B. führte in „ihrer“ sozialen Frauenschule eine berufliche Beratung ein, in der es, wie man heute sagen würde, um Beratung zur individuellen Berufslaufbahn sowie um Unterstützung bei konkreten Arbeitsprojekten ging (vgl. Salomon 1927). Helene Stöcker setzte sich stark für die Sexualberatung ein. Sie gründete 1905 mit anderen Sexualreformerinnen und -reformern den „Bund für Mutterschutz“ und gab bis 1933 ihre Zeit-

schrift „Die neue Generation“ heraus. Der „Bund für Mutterschutz“ wurde ab 1924 Träger mehrerer Sexualberatungsstellen; an der Einrichtung der ersten dieser Beratungsstellen war Helene Stöcker selbst aktiv beteiligt (vgl. von Soden 1988, S. 64).

3. Frauenemanzipation und professionelle Beratung

Um zu verdeutlichen, wie eng in der ersten Frauenbewegung Politik, Sozial- und Bildungsarbeit mit dem Engagement für Beratungsangebote verknüpft waren, soll im Folgenden jedoch keine dieser für ihr Engagement im Sozialen bekannten Frauen ausführlicher dargestellt werden.¹⁰ Vielmehr wird auf das Beispiel einer Feministin zurückgegriffen, die in der Regel weniger mit sozialer Arbeit und der Geschichte von Beratung in Verbindung gebracht wird.

Eine der bekanntesten Vertreterinnen des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung, Lida Gustava Heymann, beschreibt in ihren Memoiren (1941/1977), wie sie als engagierte und vermögende junge Frau mit anderen „höheren Töchtern“ in Hamburg ab 1896 zunächst einen Mittagstisch für arbeitende Frauen aus dem Proletariat nebst einem Kinderhort einrichtet und betreut, und wie sich dann daraus – aus dem Bedarf an „Rat und Aufklärung“ ihrer Mittagsgäste – eine Beratungsstelle entwickelt. Diese beginnt, in derselben Etage wie der Mittagstisch, mit einer zweimal wöchentlichen „Sprechstunde“, um dann wegen der großen Nachfrage ein tägliches Beratungsangebot bereitzuhalten, oft bis in die späten Abendstunden. Aus dem Kontext wird klar, dass es sich vor allem um Rechtsauskünfte und -beratungen handelt, die dem Mangel an Wissen über die eigenen Rechte gegenüber

dem Arbeitgeber, aber auch gegenüber dem eigenen Ehemann abhelfen sollen. Heymann beschreibt knapp aber anschaulich, wie sich ihr eigenes Wissen (und das der anderen höheren Töchter) über die Lebensbedingungen der ihrer eigenen Klasse so fernen Frauen rasant vermehrt, sich ihre eigenen Einstellungen zur bürgerlichen Familie und zum wilhelminischen Staat zunehmend radikalisieren, und wie ihre Fähigkeiten wachsen, sich mit Polizei, Politikern, Ärzten und Juristen erfolgreich auseinander zu setzen.

Sie erkennt auch notgedrungen, dass eine (Beratungs-)Stelle, die eine so große Nachfrage an Rat und Hilfe bewältigen will, ein Mindestmaß an Räumen und Komfort benötigt: eine Etage tut es bald nicht mehr, es wird ein Haus gekauft – sie hat die Mittel dazu und es liegt zentral. Heymann zieht aus ihren Erfahrungen mit dieser Art von engagierter Hilfe und Beratungsarbeit logische Schlüsse: Ihr wird klar, dass den Frauen zuallererst eine gute Vorbildung für eine mögliche Berufstätigkeit fehlt – Bedingung Nummer eins für Berufsarbeit und ökonomische Eigenständigkeit –, und dass sie Wissen über ihre Rechte haben müssen, um sich gegen Ausbeutung und Gewalt (durch Arbeitgeber wie durch Ehemänner) wehren zu können. Sie erkennt durch ihre selbst erworbene juristische Sachkenntnis (als jahrelange Testamentsverwalterin ihres Vaters ist sie mit allen hanseatischen Winkelzügen vertraut), dass die komplizierten Rechtsparagrafen sich in ihrer Unverständlichkeit stets gegen die einfachen Leute wenden, und daher die Funktion einer Beraterin die sein muss, komplizierte Dinge für die Betroffenen begreifbar (und damit an-greifbar) zu machen. Ihr Haus in Hamburg bietet, diesem umfassenden Anspruch gemäß, neben Beratung

nicht nur weiterbildende und aufklärende Vorträge und Vorlesungen an, sondern auch Unterhaltungsabende mit „Gesang“ und „Deklamation“.

Für Lida Gustava Heymann ist die Einsicht in die notwendige Kombination von Bildung/Ausbildung, ökonomischer Eigenständigkeit plus Wissen/Aufklärung über (politische) Rechte ein Ergebnis ihrer eigenen Beratungs- und Hilfetätigkeit. Interessanterweise bauen sie und ihre Freundinnen nach einigen Jahren ihr Angebotsspektrum für Frauen auch institutionell aus: es werden fünf Vereine für unterschiedliche Zielgruppen gegründet, so speziell für Handelsangestellte, für Bühnenkünstlerinnen, für Prostituierte, sowie für eine reformierte Mädchenschule und für eine Kleiderreform der (teuren und unpraktischen) Frauenmode.

Sie berichtet aber auch stolz, dass, obwohl die Zielgruppe und somit der Mehrzahl der Ratsuchenden Frauen gewesen seien, doch auch viele Männer die Beratungsangebote aufgesucht hätten. Sie selbst glaubt, dass die Ursachen für den großen Erfolg dieses ersten „Frauenhauses“ in drei Gründen liegen: im Gebrauch von Verstand, von Mut und im Vorhandensein ökonomischer Mittel. Als sie selbst mit 35 Jahren noch ein Universitätsstudium aufnehmen will und dazu die Genehmigung von einem „liberalen“ Professor der Wirtschaftsökonomie verweigert bekommt, weil sie eine Frau ist („weibliche Hörer sind mir ein Greuel, sie wissen und verstehen nichts“) kontert sie kühl, dass sie glaube, an praktischem sozialen Einblick sehr viel mehr Wissen zu haben als er, schildert ihre Hamburger Erfahrungen und – erhält (widerwillig) die Genehmigung!

Dieser Rückzug aus der praktischen sozialen Arbeit ist nicht nur

darin begründet, dass Lida Gustava Heymann sich persönlich weiterentwickeln will. Auch die Einsicht, dass die soziale Arbeit zwar einerseits viel Wissen und neue Erkenntnisse produziert, andererseits aber, politisch gesehen, deutliche Grenzen hat, ist ein wichtiges Motiv. „Mit den Jahren reifte in mir immer klarer die Erkenntnis, daß private soziale Fürsorge, Arbeit um und mit dem Volke, die weitaus beste Methode ist, sich selbst zu orientieren, Kenntnisse und Einsicht zu sammeln: es ist Studium am lebenden Objekt. Nichts sonst gibt so tiefe Einblicke in die Psyche der Menschen und die Einrichtungen des Staates. Gleichzeitig wurde mir aber auch immer mehr bewußt, daß private soziale Fürsorge allein niemals die trostlosen Zustände beseitigen kann, in denen achtzig und mehr Prozent aller Völker zu leben verdammt sind. Auch erkannte ich die gefährlichen Begleiterscheinungen für alle Beteiligten, d.h. für Gebende wie Nehmende. Private Fürsorge lullt das Gewissen wohlighin ein, erfüllt diejenigen, welche sie ausüben, und diejenigen, die von ihr profitieren, mit geruhsamer Befriedigung.“ (Heymann 1977, S. 59) – So resümiert Lida Gustava Heymann selbst die Erfahrungen ihrer Projektarbeit im sozialen Bereich.¹¹

Was kennzeichnet – so lässt sich nach dieser Skizze der Entstehungsgeschichte von Beratung fragen – die erste Phase der Entwicklung von Beratungsinitiativen und wie ist sie mit der Geschlechterfrage verknüpft? Zusammenfassend lässt sich festhalten:

- Beratungsinitiativen entstehen zu Beginn des 20. Jahrhunderts als fortschrittliche bzw. „moderne“ Antwort auf soziale Missstände; die Missstände, um die es dabei geht, sind eng mit den Geschlechterverhältnissen verknüpft. Bera-

tungsthemen wie Mutterschutz, Kinderversorgung, Paarbeziehung und Geburtenregulierung beziehen sich auf zentrale Konfliktpunkte der in der Umbruchsituation nach dem ersten Weltkrieg neu auszuhandelnden Geschlechterrelation; Beratungsthemen aus den Bereichen Bildung und Beruf tangieren genauso wichtige Anliegen der politischen Frauenbewegung wie Beratung zur rechtlichen Situation.

- Beratungsprojekte in dieser Zeit sind nicht isoliert entstanden, sondern sie sind Teil breiter und vielfältiger Reforminitiativen, zu denen Klinikambulanzen und Gebärdhäuser genauso gehören wie Mittagstische, Kulturvereine, Kindergärten und -horte oder Berufsgenossenschaften. Sie sind Produkte politischer Bewegungen, unter denen die Frauenbewegung eine der stärksten ist – und sie werden von den Akteurinnen durchaus in ihrer Begrenztheit wahrgenommen.
- Beratungsarbeit in dieser ersten Entwicklungsphase ist – dies zeigt das vorgestellte Beispiel deutlich – noch keine methodisch reflektierte pädagogische oder psychologische Interventionsform. Beratung bedeutet vielmehr in erster Linie Information (über Rechte, medizinische Erkenntnisse, soziale Einrichtungen, Bildungsmöglichkeiten) und Aufklärung (über moderne Lebensvorstellungen und politische wie kulturelle Perspektiven).

Dies ändert sich deutlich in der zweiten Entwicklungsphase von Beratung in den 1960er/70er Jahren.

4. Die Professionalisierung psychosozialer Beratung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die hier akzentuierte Entwicklungs-

linie von Beratung wurde in Deutschland durch den Faschismus unterbrochen.¹² Der zweite Weltkrieg führte dann zu Beginn der 1940er Jahre auch in den anderen westlichen Ländern zu einem Stillstand. Erst nach dem zweiten Weltkrieg fand eine Weiterentwicklung von Beratung statt. In der BRD¹³ knüpften die Familien- und Erziehungsberatungseinrichtungen der Kirchen und Wohlfahrtsverbände sowie die Mütterberatungen der Gesundheitsämter an die unterbrochenen Impulse der 1920er Jahre an, allerdings eher mit restaurativer Zielsetzung: Die durch Krieg und Wiederaufbauphase chaotisch gewordenen Familien- und Lebensverhältnisse sollten durch diese Beratungsangebote wieder in ein geordnetes, die Gesundheit und Erziehung der Kinder sicherstellendes Alltagsleben überführt werden.

Erst in der sozialpolitischen Umbruchphase der 1960er und 1970er Jahre, die veränderte Vorstellungen von Erziehungsverantwortung, Selbstentfaltung und individuellen Lebensformen öffentlich sichtbar macht und voranbringt, ist auch im Bereich von Beratung wieder eine Experimentierfreude anzutreffen, die an die Zeit der Weimarer Republik erinnert. Dies führt einerseits zu einem breiten Ausbau von Beratungsmöglichkeiten: Die Erziehungsberatungseinrichtungen werden zahlreicher; Drogenberatung, Schulberatung und Studienberatung entstehen neu; die „neue“ Frauenbewegung schafft Gesundheitsberatung für Frauen sowie Frauenberatung und -therapie; Pro Familia entsteht. Diese zweite Etablierungsphase von Beratung ist jedoch nicht nur eine des Ausbaus und der Expansion. Wie schon an den neuen Beratungseinrichtungen erkennbar, werden neue Themen aufgegriffen – auch in den bereits etablierten Bera-

tungsterrains werden neue Problemstellungen (Berufsorientierung in Richtung Höherqualifizierung, Schulversagen, neue Verhütungsmittel, Scheidung und Trennungsfamilien, Drogenkonsum, Identitätsprobleme und Selbstverwirklichungswünsche, psychosomatische Probleme u.v.m.) zum Gegenstand von Beratung. Auch in der Art und Weise, wie Beratung angeboten und durchgeführt wird, verändert sich etwas: Die Einrichtungen werden offener, die Räume werden „wohnlischer“ gestaltet, das Methodenspektrum wird erweitert. Es geht in den Beratungseinrichtungen zwar immer noch um Information und Aufklärung; aber was bis dahin eher Nebeneffekt gelungener Beratungsgespräche war – Kommunikation, die sich der Person ernsthaft zuwendet, verbessert unmittelbar das Befinden – wird nun zunehmend auch explizites Ziel von Beratung: Emotionales Verstehen wird als methodisch einsetzbare Ressource entdeckt; und die Berater und Beraterinnen bemühen sich um eine Professionalisierung der Gesprächsführung, die diesem Anspruch auch gerecht werden kann.

Diese Innovationen führen auch zu einer anderen Sicht auf die Probleme der Klientel: individuelle Orientierungsbedürfnisse und Probleme lassen sich nun nicht mehr, wie in den Beratungseinrichtungen der 1950er Jahre üblich, unmittelbar aus physiologisch-körperlichen Voraussetzungen oder den sozialen Bedingungen ableiten; die *individuelle Verarbeitung* sozialer und kultureller Anforderungen – die Psyche – wird als wichtige Dimension „dazwischen“ erkannt. Dieser Entwicklungsschub schafft psychosoziale Beratung in dem uns heute selbstverständlichen Sinne und verwandelt sie in eine im engeren Sinne psychologische Dienstleistung. Drei Fakto-

ren tragen zur Psychologisierung von Beratung bei:

- Die neuen, in den Vereinigten Staaten entwickelten psychotherapeutischen Methoden (Verhaltenstherapie, Gesprächspsychotherapie, Gestalttherapie, Psychodrama und Bioenergetik) ermöglichen kürzere Behandlungszeiten, lassen auch wenig hierarchisierte Kommunikationskontexte zu und sind deshalb nicht nur im klinischen Bereich, sondern jetzt auch in breiteren psychosozialen Arbeitskontexten einzusetzen.
- In der Mittelschicht wächst die Bereitschaft, Selbsterfahrung und persönliche Veränderung zuzulassen.
- Durch die Bildungsexpansion steht im Vergleich zu den ersten Nachkriegsjahren eine relativ große Zahl akademisch ausgebildeter PsychologInnen und PädagogInnen zur Verfügung.

„Beratung zwischen Fürsorge und Therapie“ (vgl. Hörmann 1985) – eine neue psychosoziale Interventionsform etabliert sich. Im Reformklima der 1970er Jahre wird das Bereitstellen von Beratungsangeboten dann auch zu einer Interventionsform der Sozialpolitik, und so entwickelt sich in der Folge ein differenziertes und diversifiziertes Spektrum von Beratungseinrichtungen. Gerade weil Beratung auch zu einem Instrument der Sozialpolitik avanciert – um soziale Missstände abzumildern werden Drogen- und Bildungsberatungsstellen geschaffen; um Gruppierungen von sozialen Bewegungen zu befrieden, werden deren Beratungseinrichtungen teilfinanziert – entstehen Beratungseinrichtungen in sehr unterschiedlicher Trägerschaft, mit sehr unterschiedlich sicheren Etats und sehr unterschiedlichen Klientelen.

Bleibt man bei der Beschreibung dieses Professionalisierungsschubes

psychosozialer Beratung auf der bisher gewählten Abstraktionsebene und lässt die Ebene der politischen Diskussionen sowie die der konkreten Projektarbeit außen vor, dann kann man – gerade weil sich diese Entwicklung auf beruflichem, meist funktional und damit geschlechtsneutral beschriebenen Terrain abspielt – diese zweite Etappe der Etablierungsgeschichte psychosozialer Beratung darstellen, ohne dass dem Genderaspekt eine besondere Bedeutung zukäme. Dennoch spielt das Geschlechterverhältnis bei den skizzierten Veränderungen und Innovationen eine große Rolle: Wie in der ersten Entwicklungsphase von Beratung stehen auch jetzt Bildung, Erziehung, Sexualität und Reproduktion im Zentrum der Beratungsinitiativen, Themen also, die das Geschlechterverhältnis unmittelbar betreffen. Zudem greifen die kulturellen Veränderungen, in deren Kontext sich Beratung weiterentwickelt, besonders in die weibliche Lebenspraxis ein: Es sind vor allem Mädchen und Frauen, die die erweiterten Bildungsangebote nutzen und sich den Herausforderungen von Selbsterfahrung und Selbstveränderung stellen. Und wie die erste ist auch die zweite Frauenbewegung eine wichtige Schubkraft für die genannten Innovationen (vgl. Sickendiek/Engel/Nestmann, 1999, S. 72-80; Gröning 1998, S. 3). Um dies nachvollziehbar zu machen, werden im Folgenden die Innovationen im Beratungsbereich sowie das Interesse gerade der in den 1960er/1970er Jahren aktiven Frauengeneration an psychosozialer Beratung aus der Perspektive der Frauenbewegung beleuchtet.

5. Der Einfluss der zweiten Frauenbewegung auf die Entwicklung psychosozialer Beratung

Vergleicht man die Beratungsaktivitäten der zweiten Frauenbewegung mit denen der ersten, dann lässt sich feststellen: Zwar haben sich z.T. die Themen verschoben; der legale Zugang zu schonenden Methoden des Schwangerschaftsabbruchs, Schutz vor männlicher Gewalt sowie die generelle Möglichkeit, über das eigene Leben zu bestimmen, stehen nun im Zentrum. Auch die Aktionsformen haben sich – zeitgemäß – verändert; die Motive für Beratungsprojekte und der deutliche Zusammenhang zwischen Politik, Projektarbeit und Erkenntnisgewinn jedoch sind keine anderen als in der ersten Frauenbewegung¹⁴:

Die ersten Kristallisationspunkte der zweiten Frauenbewegung (die weniger in Vereinen und Verbänden organisiert war und gerade dadurch in der öffentlichen Wahrnehmung einheitlicher operierte als die erste) waren Frauengesprächsgruppen (consciousness-raising-groups), Aktionen gegen den § 218 und die Einrichtung von autonomen Frauenhäusern (erst danach folgten weitere Projekte wie Frauengesundheitszentren, Notruftelefone, Frauenbildungseinrichtungen, Frauenzeitschriften und -verlage, sowie Mädchenhäuser und Projekte gegen sexuellen Missbrauch). Öffentliche Aktionen und Debatten sowie politisch motivierte Projektarbeit waren die wichtigsten Arbeitsformen. Sich selbst zusammen mit anderen Frauen um die eigenen Probleme zu kümmern und aus der institutionellen Bevormundung bzw. aus der Bevormundung durch den eigenen Mann auszusteigen, war das, diese Aktivitäten verbindende Motiv. Schon während der ersten ermutigenden Erfahrungen der gegensei-

tigen Selbstaufklärung, der Selbstversicherung und der wechselweisen Hilfe beim Bewusstwerden und Abstreifen von patriarchalen Zwängen (CR-Gruppen, Frauentherapie-Gruppen) wurde der Kampf für die reproduktive Selbstbestimmung (§218) und für die körperliche Unversehrtheit von Frauen (Frauenhäuser) aufgenommen und entsprechende Projektarbeit initiiert. Die Frauen, die sich in diesen beiden Feldern als Nicht-Professionelle und ohne Bezahlung engagierten, hatten sich durch eigene biographische Erfahrung, durch politisches Engagement und durch gegenseitigen Wissensaustausch sachkundig gemacht – eine Sachkunde über weibliche Lebensthemen, die zu der Zeit in Medizin, Psychologie und Pädagogik ohnehin nicht zu finden war. Die Frauenzentren der 1970er Jahre (die Abtreibungsfahrten nach Holland organisierten), die ersten westdeutschen Frauenhäuser in Köln, Bielefeld und Berlin haben nicht nur selbst konkrete Hilfe organisiert, sondern sie haben, da sie möglichst viele Frauen mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen erreichen wollten, „natürlich“ auch regelmäßig Beratung angeboten und Informationen, Ratschläge und Zuwendung gespendet. In den Frauenzentren wurden – lange vor den heutigen offiziellen 218-Beratungsstellen – ungewollt Schwangere umfassend über Abtreibungs- und Verhütungsmethoden, über Abtreibungsärzte und -kliniken informiert, beraten und sogar dorthin begleitet. In den Frauenhäusern gab es Beratungsangebote für die dort aufgenommenen Frauen, aber auch für anonyme Anruferinnen und „Ehemalige“ – Beratung zu Problemen wie Scheidung, Sorgerecht, Mietfragen, Sozialhilfe, Schulden und Gesundheit (vgl. Gröning 1993, S. 241f.).

Grundlage dieser aus der Frauenbewegung entstandenen Beratungsaktivitäten war demnach eine sehr enge, selbstverständliche und politisch motivierte Verknüpfung des Kampfes für eigene Rechte mit Beratung und *tätiger Hilfe*. Durchaus vergleichbar den Erfahrungen von Lida Gustava Heymann war auch bei diesen Projekten schnell eine Vergrößerung und Ausdifferenzierung nach Funktionen erforderlich – eigene Beratungsstellen für Gesundheitsfragen, für psychische Probleme sowie für berufliche Weiterbildungsmöglichkeiten entstanden. Anders als in dem skizzierten Beispiel aus der ersten Frauenbewegung erfolgte die Gründung dieser (autonomen) Frauenprojekte jedoch nicht aus privaten finanziellen Mitteln, sondern war von Anfang an mit der Forderung nach öffentlicher Förderung (Bereitstellung von Räumen, Einrichtungsgegenständen, Unterhaltszuschüssen, später dann auch Finanzierung von Stellen) verbunden.

Gemeinsam war den Projekten der hohe Anspruch, in der Praxis der Einrichtungen weitmöglichst egalitäre Beziehungen zu etablieren. So war die Qualität des „Peer-Counseling“¹⁵, das keine Hierarchien zwischen Ratsuchender und Ratgebender akzeptieren wollte, ausdrücklich gewollt. Es dominierte die ehrlich empfundene und stark motivierende Einstellung des „Tua res agitur“, d.h. der realen bzw. potentiellen eigenen Betroffenheit (Gebärzwang, Gewalt in intimen Beziehungen) jeder in diesen frühen Frauenprojekten mitarbeitenden Frau. Die gelebte und selbst erfahrene Alternative eines möglichen „schwesterlichen“, sich identifizierenden Umgangs zwischen Beratender/Helfender und Berater/Hilfesuchender war enthusiastisch und in vielfacher Hinsicht erkenntnisfördernd:

Nicht nur das heute zur Verfügung stehende Wissen über Gewalt in intimen Beziehungen und über Missbrauch an Kindern hatte in den Frauenzentren und -häusern seinen Ausgangspunkt. Auch die Kritik an der rollenkonformen Zurichtung von Frauen durch Psychiatrie und Psychotherapie sowie die Auseinandersetzung mit der schulmedizinischen Behandlung von „Frauenkrankheiten“ nahm hier ihren Anfang (vgl. Bock/Schmerl 1978; Blessing 1991; Gröning 1993, S. 239; Schmerl 2002).

Mit wachsender Erfahrung und zunehmender Professionalität war die Vision einer prinzipiellen „Gleichheit“ von Betroffenen und Ratgebenden/Helfenden nicht mehr aufrecht zu erhalten, und von einem bestimmten Punkt der Entwicklung an auch nicht mehr realitätsangemessen.¹⁶ Der Selbsthilfecharakter der Projekte trat zurück; erreichte Studienabschlüsse und erworbene Zusatzausbildungen führten zur Professionalisierung der dort tätigen Frauen¹⁷ und auch die Angebote und die Arbeitsweise der Einrichtungen wurden professionalisiert.¹⁸ Diese Veränderungen bedeuteten jedoch keine Rückkehr zu den alten autoritären Verhältnissen zwischen Ratsuchenden und Ratgebenden. Auch die heutigen Frauenberatungs- und Therapieeinrichtungen, die Mädchenberatungen und die nach wie vor existierenden autonomen Frauenhäuser, die Frauennotrufe und die Wildwasserberatungsstellen arbeiten nach Konzepten, in denen Parteilichkeit und der Subjektstatus der Ratsuchenden eine große Rolle spielen. Die berufliche Professionalisierung allerdings hat in den letzten 25-30 Jahren in allen Frauenprojekten, die heute Beratung und Hilfe anbieten, Einzug gehalten. Das persönliche Engagement der dort Tätigen ist damit jedoch

nicht geringer geworden.

Mit den hier nur kurz benannten Spezifika feministischer Projektarbeit im psychosozialen Feld war die Frauenbewegung in mehrfacher Hinsicht impulsgebend für wichtige Veränderungen im Beratungsbereich:

- Allein die Tatsache, dass in der Frauenbewegung Beratungsangebote entstanden sind, die den Frauen, die dieses Angebot in Anspruch nahmen, unabhängig von (androzentrischer) wissenschaftlicher Schulmeinung und amtlicher Kontrolle Informationen, Erfahrungsaustausch und Orientierungshilfe zur Verfügung stellten, hat die Beratungslandschaft verändert. Die Frage nach der Angemessenheit des jeweiligen Angebotes für die es mehrheitlich nutzenden Frauen wurde nun auch in den anderen Einrichtungen gestellt; Arbeitsschwerpunkte „Frauen“ entstanden (vgl. exemplarisch Großmaß 2000, S. 50-60), und konzeptionelle Anforderungen an die Beratungsarbeit mit Frauen konnten formuliert werden (vgl. Kypke/Voss 1991; Vogt 1997).
- Die Erkenntnis, dass es notwendig ist, den Frauen für den Austausch untereinander, für Information und Beratung eigene Räume (jenseits des kontrollierenden, diskriminierenden männlichen Blicks) zu schaffen, hat die Aufmerksamkeit stärker als bei anderen Initiativen darauf gelenkt, dass *jede* Beratung eines *Raumes* bedarf: offen (für diejenigen, denen das Angebot gilt) und zugleich geschützt (vor dem kontrollierenden oder diskriminierenden Blick). Die Diskussion um die mit diesem Anspruch verbundenen Fragen – „männerfreie Räume“, autonome Projektarbeit versus Arbeit in den Institutionen,

feministische Beratung/Therapie¹⁹ – hat den ganzen Etablierungsprozess feministischer Projekte begleitet. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse gelten strukturell für jedes professionelle Beratungsangebot: Beratung benötigt eigene Räume, wobei es nicht nur um die Räumlichkeiten im engeren Sinne geht, sondern auch um den *soziokulturellen* Raum des Beratungsangebotes und um seine Positionierung im *öffentlichen* Raum (vgl. Großmaß 2002), denn davon hängt es ab, wen das Angebot erreicht und ob Beratung im Sinne individueller Neuorientierung geleistet werden kann.

- Dass Engagement in der sozialen und pädagogischen Praxis Erkenntnisse über die Lebensverhältnisse und Handlungspotenziale derer produziert, denen man Hilfe und Beratung anbietet, war bereits (s. Lida Gustava Heymann) eine Erfahrung der ersten Frauenbewegung. Auch die zweite Frauenbewegung hat diese Erkenntnisquelle zu nutzen gewusst und zeitweise sogar als erkenntnisleitende Methode feministischer Wissenschaft diskutiert (vgl. Mies 1978). Das Wissen, das in Prozessen wechselseitiger Beratung und in psychosozialen Beratungsangeboten gewonnen werden konnte (über Gewalt in der Familie, sexuelle Ausbeutung von Frauen und Kindern, über die Institution Klinik und über die Geschlechterkultur in Institutionen), bezog sich sehr häufig auf verdeckte oder verleugnete soziale und/oder kulturelle Sachverhalte. Dass Beratung diese Potenz des Erkenntnisgewinns hat, ist erst durch die feministischen Projekte deutlich geworden. Dass dies generell auch für die berufsbezogene Beratung, für Super-

vision gilt, darauf hat Katharina Gröning (1998) verwiesen.

- Für die Konzeptionalisierung von Beratung als *psychosozialer* Beratung schließlich haben die feministische Kritik und Projektarbeit entscheidende Beiträge geleistet. Die zentrale Richtung feministischer Wissenschaftskritik zielte ja einerseits auf den Androzentrismus (gerade auch der Humanwissenschaften), andererseits auf die Festschreibung kultureller Weiblichkeitsbilder als „natürlich“. Die in den 1970er Jahren *neue* Unterscheidung zwischen biologisch-körperlichem Geschlecht (= sex) und sozio-kulturellem Geschlecht (= gender) ermöglichte, viele Probleme und spezifisch weibliche Bewältigungsstrategien, die als quasi-genetisch vorbestimmt galten, auf Sozialisation und geschlechthierarchische Arbeitsteilung zurückzuführen. Und so setzte auch die Beratungsarbeit in den Projekten an psycho-sozialen Bedingungen an. „Insgesamt trug und trägt die feministische Forschung wesentlich zur Durchsetzung des ‘psychosozialen Modells’ von Problemen und Störungen, wie sie in Beratungsstellen bearbeitet werden, bei. So wurden z.B. Vorstellungen des ‘medizinischen Modells’ zur defizitären Wesenhaftigkeit von Frauen oder ‘angeborener’ Schwäche, androzentrische Auffassungen z.B. tiefenpsychologischer Orientierungen von Abhängigkeit und ‘Hysterie’ als Ursache von Beziehungsproblemen widerlegt.“ (Sickendiek/Engel/Nestmann 1999, S. 74)

6. Die Bedeutung von Gender in Beratungsprozessen

Blickt man auf die bis zu diesem Punkt ausgeführten Überlegungen zurück, dann lässt sich für die Ent-

stehungsgeschichte von Beratung wie für deren Professionalisierung eine enge Verknüpfung mit der Geschlechterrelation konstatieren. So sind nicht nur die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen für Beratung dieselben wie für die Form der politischen und theoretischen Thematisierung von Geschlecht, die wir heute mit der Kategorie „Gender“ verbinden: Beide verdanken sich dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den westlichen Gesellschaften einsetzenden Modernisierungsschub, der Erziehung, Bildung, Sexualität, Partnerschaft, Erwerbstätigkeit und politische Partizipation – alle bis dahin fest eingebunden in ständische Strukturen und in ein patriarchales, naturalisiert gedachtes Geschlechterverhältnis – erstmals als mit individuellen Optionen verbunden zum Thema gemacht hat. Und auch auf der Ebene praktischer Projektarbeit und Initiativen sind Verbindungen gegeben: von beiden Frauenbewegungen sind zentrale Impulse für die Entwicklung von Beratungsangeboten und -konzepten ausgegangen.

In dem, was in heutigen, professionalisierten Beratungseinrichtungen geschieht, dürfte daher – allein auf Grund des gemeinsamen Ursprungs in Modernisierungseffekten – „Gender“ gleichfalls von Bedeutung sein. Und so überrascht es nicht, dass auch heute in Erziehungsberatung, Berufsberatung, Studienberatung, Sexualberatung und Stadtteilberatung Themen mit deutlicher Nähe zur Geschlechterrelation anzutreffen sind: Partnerschaftsprobleme, Unsicherheit in der sexuellen Identität, Schwangerschaftsabbruch, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Kinder in Patchworkfamilien, Traumatisierung durch sexuelle Gewalt, Karrierechancen in akademischen Berufen. Auf dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen ist die Bedeutung solcher Themen

leicht nachzuvollziehen, denn Beratung beschäftigt sich mit Orientierungsproblemen der Individuen hinsichtlich der (sich weiterhin schnell verändernden) gesellschaftlichen Anforderungen – und: das Geschlechterverhältnis steht nach wie vor im Zentrum des Prozesses soziokultureller Umstrukturierung. Die Bedeutung des Genderaspektes in Beratungsprozessen bleibt jedoch nicht auf diese thematisch-inhaltliche Seite beschränkt. Wenn man sich die konkreten Kommunikationsabläufe eines Beratungsgesprächs vor Augen führt, wird eine weitere Ebene deutlich: Beratung ist ein Kommunikationsprozess, der sich an der Perspektive und den persönlichen Verarbeitungsmodi der „Ratsuchenden“ ausrichtet, denn nur dann kann wirklich Orientierungshilfe geleistet werden. D.h. bei jeder Beratung geht es darum, zunächst einmal Kontakt zu der Person herzustellen, die die Beratungseinrichtung aufsucht. Im nächsten Schritt muss eine Situation geschaffen werden, die es dieser Person mit ihren milieuspezifischen Bedürfnissen und ihren individuellen Unsicherheiten ermöglicht, sich mitzuteilen. Schließlich geht es in einem weiteren Schritt darum, ihr Anliegen und ihre individuelle Ausgangssituation zu *verstehen*. Die Beziehungsdimension, die im Beratungsprozess jeweils aktivierten emotional besetzten Beziehungserfahrungen eingeschlossen, ist deshalb das für jede Beratung wichtigste Arbeitsmedium. Das Geschlecht der beteiligten Personen, Irritationen und Fixierungen der sexuelle Identität, sexuierte Erfahrungsräume sowie die latenten Geschlechtsbedeutungen der Sprache – kurz: Gender – sind daher in jeder Beratungssituation präsent.

Diese, in der professionellen Praxis bis dahin weitgehend verdeckten Genderaspekte sichtbar und ei-

ner Konzeptionalisierung zugänglich gemacht zu haben, ist ein Verdienst der feministischen Theoriebildung und Projektarbeit; sie sollen deshalb dem die Projektarbeit begleitenden Reflexionsprozess folgend skizziert werden:

- Der deutlichste und inzwischen in vielen Kontexten formulierte Punkt (vgl. exemplarisch Kypke/Voss 1991) betrifft die sozialwissenschaftliche Einbindung von Beratung und ergibt sich aus dem Wissen, das feministische Projektarbeit und Forschung über die psychosozialen Effekte der Geschlechterhierarchie verfügbar gemacht haben. Geschlechtsspezifische Sozialisation, geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, kulturell produzierte weibliche Selbstentwertung, Heterosexualität als generelle Norm, sexuelle Diskriminierung und Gewalt – all diese Themen spielen in den individuellen Orientierungsproblemen eine Rolle, die Gegenstand von Beratungsprozessen sind. Und es ist auch hier die feministische Diskussion, die darauf hingewiesen hat, dass es zur notwendigen Qualifikation von Beraterinnen und Beratern gehören muss, über die entsprechenden sozialwissenschaftlichen Kenntnisse zu verfügen und sie in angemessener Form in Beratungsgespräche einbringen zu können. Auch Beratungsangebote für Männer und die Arbeit mit Kindern und Familien haben von dieser Einsicht profitiert.
- Auch auf die Bedeutung der Geschlechterrelation für die Beratungssituation und den Kommunikationsprozess hat die feministische Debatte aufmerksam gemacht. So steckt in der Diskussion um das Herstellen „männerfreier Zonen“ für die Beratung von Frauen die Wahrnehmung

der psychosozialen Auswirkungen der gesellschaftlich gegebenen Geschlechterhierarchie. Dies zunächst einmal in dem unmittelbaren Sinne, dass es den Frauen in „weiblichen“ Umgebungen leichter fiel, über Irritierendes, Belastendes, manchmal auch Beschämendes zu sprechen – Kommunikation ist ein durch die Anwesenheit und das Verhalten von Personen sexuierter Raum, und der „weibliche“ Kommunikationsraum hat in vielen Bereichen von Beratung – nicht nur, wenn es um sexuelle Gewalt geht – die Bedeutung eines Schutzraumes.

- Darüber hinaus wird in dem Konzept „Frauen beraten Frauen“ einem weiteren Genderaspekt Rechnung getragen: Die Definitionsmacht dafür, welche Probleme als relevante gelten, welche Erklärungen herangezogen werden dürfen und welchen Stellenwert individuelle Erfahrungen haben, liegt auf Grund der geschlechtshierarchischen Struktur psychosozialer Kommunikation nur dann sicher bei den Frauen selbst, wenn keine Männer (weder die, mit denen private Beziehungen gelebt werden, noch die professionellen Vertreter androzentrischen Wissens) anwesend sind. Die Erkenntnis, dass auch in einem informellen offenen Gespräch, in dem Persönliches verhandelt wird, die verwendeten Kategorien, die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata (vgl. Bourdieu 1997, S. 166f.) des dominanten Geschlechts dominieren, ist in den Konzepten feministischer Beratung enthalten und (durch Ausschluss der Männer) radikal beantwortet.
- Natürlich heißt dies nicht, dass mit dem Herstellen geschlechtshomogener Konstellationen eine Antwort auf alle Probleme ge-

funden war. In der Praxis der Frauenprojekte wurde eher umgekehrt – gerade dadurch dass sich 'Gleiche' um ein möglichst egalitäres Beratungskonzept bemühten – ein grundlegendes Problem jeder institutionalisierten Hilfe besonders (schmerzlich) deutlich: das Machtgefälle, das in jeder Beratungs- wie in jeder therapeutischen Situation gegeben ist. Auch wenn die Beraterinnen nicht „den Expertenstatus“ für sich in Anspruch nehmen²⁰, entsteht nach einiger Zeit ein Gefälle zwischen Beraterinnen und Klientinnen, das sich aus der unterschiedlichen Verteilung von Wissen, Kommunikationssicherheit und Vertrautheit mit dem Setting ergibt (vgl. Großmaß 1986, S. 15f.) – ein Gefälle, durch das sich institutionelle Macht und Definitionsmacht zunehmend auf der Seite der Beraterinnen konzentrieren. Dies als unvermeidbar zu erkennen, war eine Voraussetzung dafür, die Professionalisierung der Projektarbeit zu akzeptieren (d.h. entsprechende Ausbildungen zu machen und in die Berufsverbände einzutreten) und damit auch zu befördern. Möglich wurde dadurch die Entwicklung von berufsethischen Standards, die den respektvollen Umgang mit der professionellen Beziehungsmacht einfordern: Transparenz des methodischen Vorgehens in der Beratung, Respektieren von persönlichen Grenzen, Ausschluss jeglicher Form von Sexualität, berufsbegleitende Supervision auch hinsichtlich der Genderrelation – und dies nicht nur für die feministischen Projekte, sondern für Beratungs- und Therapiearbeit generell.

- Mit der Professionalisierung der Beratungsarbeit stand auch die Frage an, ob es fachliche Theori-

en über die Struktur psychodynamischer Prozesse und das methodische Know-How gibt, worauf (im Wissen um die erarbeiteten Genderaspekte in Beratungsprozessen) für die Praxis zurückgegriffen werden kann. Die Konzepte, die hierfür zur Verfügung stehen, stammen aus dem psychotherapeutischen Kontext. Konstatieren lässt sich heute, dass sich kein psychotherapeutisches Konzept als Leittheorie für Beratung hat durchsetzen können. Durchgesetzt hat sich – wie in der Sozialpädagogik generell – als eine pragmatisch gehandhabte Basiskompetenz die nicht-direktive Gesprächsführung (vgl. Rogers 1978), allerdings ohne dass die zugehörige Vorstellung von psychischer Entwicklung immer geteilt würde. Trotz der heftigen feministischen Kritik an der Psychoanalyse sind neuere (und die feministische Kritik verarbeitende) psychoanalytische Positionen (vgl. Mitscherlich 1990; Benjamin 1990; Gissrau 1993) inzwischen wichtige Bezugstexte für feministische Debatten über die männliche/weibliche Psychogenese; und das Theorem von Übertragung und Gegenübertragung in Beratungs- und Therapiesituationen findet weitgehend Anerkennung (vgl. Kypke/Voss 1991, S. 76; Freytag 1991, S. 20). Durchgängig erhalten hat sich in der feministischen Beratungspraxis auch eine Präferenz für die Arbeit mit Gruppen (vgl. Kypke/Voss 1991, S. 79; Sickendiek/Engel/Nestmann 1999, S. 75). Doch weiter als diese eher grundlegenden konzeptionellen Entscheidungen reichen die von allen geteilten Gemeinsamkeiten nicht. Zusatzausbildungen und Erklärungsansätze werden aus dem ganzen Spektrum psycho-

therapeutischer Schulen gewählt – allerdings mit einer weitgehend skeptischen Distanz zu den anthropologischen und psychodynamischen Annahmen, die das Geschlechterverhältnis betreffen. Abschließend bleibt vielleicht zu fragen, ob die neueren, auf Dekonstruktion setzenden Gender-Diskurse die psychosoziale Beratung gar nicht erreicht haben. Die Frage lässt sich zum einen mit dem Hinweis beantworten, dass die meisten Beratungseinrichtungen nicht in Milieus plaziert sind, in denen intellektuelle Debatten und die zugehörigen kulturellen Experimente eine große Rolle spielen (vgl. Sickendiek/Engel/Nestmann 1999, S. 79). Handlungsanleitend für die Beratungspraxis können die de-/konstruktivistischen Ansätze erst dann werden, wenn man sie von der theoretisch-wissenschaftlichen Ebene auf die Praxisebene transponiert. So schlägt Ursel Sickendiek vor, den von Hagemann-White für die Ebene der Sozialforschung formulierten Ansatz des Perspektivwechsels auf Beratung zu übertragen: „Eine Beraterin kann oder sollte demzufolge bewusst zwischen zwei Betrachtungsweisen wechseln: In der einen Perspektive nimmt sie das für Frauen nachteilige Ergebnis der Konstruktion 'Frau' in seiner Unterscheidbarkeit vom 'Mann' als Tatsache ernst. In der zweiten Sichtweise interpretiert sie die Benachteiligung von Frauen – und die entsprechenden Fakten des Einzelfalls – im Licht des Konstruktivismus und entwirft mit ihren Klientinnen Gegenstrategien ...“ (Sickendiek/Engel/Nestmann 1999, S. 79). Für Beraterinnen steckt in einem solchen Konzept vor allem ein Instrument zur Reflexion der eigenen Praxis, denn der Beratungsprozess selbst ist ja in gewisser Weise als ein „Dazwischen“ definiert: als eine Balance zwischen der

Affirmation von Identität und dem Öffnen von Perspektiven für Neues.

Anmerkungen

1 Da die Interdisziplinarität der Referenzdisziplinen auf der Wissenschaftsebene nicht ähnlich weit gediehen ist, ist in manchen Kontexten nach wie vor auch von „psychologischer Beratung“ oder „pädagogischer Beratung“, gelegentlich auch von „soziologischer Beratung“ die Rede. Diese Perspektiven ermöglichen es, den spezifisch psychologischen, pädagogischen oder soziologischen Zugang zum Beratungsgeschehen deutlich zu machen, nicht aber das Phänomen Beratung wirklich zu erfassen.

2 Zur Abgrenzung von informeller, alltäglicher Beratung, halbformalisierter (an andere Funktionen und Aufgaben gebundener) Beratung und professioneller Beratung vgl. Sickendiek/Engel/Nestmann (1999, S. 21-23)

3 Allerdings werden auch diese beiden Formen von Beratung erst als solche thematisiert, seit es Beratung als eigenständiges Angebot gibt. Ein schönes Beispiel hierfür: Der immer wieder als Ausgangspunkt der Beratungsdiskussion in den 1960er/1970er Jahren bzw. als Grundlage pädagogischer Beratung zitierte Vortrag von Klaus Mollenhauer (1965) entwickelt Beratung als pädagogische Funktion von Lehrern bzw. in der Erziehung generell in der Auseinandersetzung mit der wachsenden Nachfrage und dem Ausbau der Erziehungsberatungseinrichtungen.

4 In Deutschland hat die Berufsberatung seit dem Ende des ersten Weltkrieges eine offizielle, per Erlass geregelte Grundlage (vgl. Schnautz 1981, S. 136).

5 Zur Entwicklung des Lehrerinnenberufs s. Huerkamp (1999).

6 In dieser Kontextualisierung von Beratung deutet sich bereits ein Problem an, das in den Debatten der 1970er Jahre dann eine große Rolle gespielt hat: die Steuerungs- und Kontrollfunktion der „von Amts wegen“ etablierten Beratungsangebote. Zum heutigen Stand der Diskussion vgl. Gröning (1993, S. 235f.).

7 Zur Geschichte der Erziehungsberatung s. Abel (1998).

8 Zur Geschichte der Sexualberatung s. von Soden (1988, S. 62-90).

9 Der Zusammenhang von Modernisierungsprozessen, Krisen des Individuums, die als psychische erlebt werden und der Entstehung von Beratungsbedarf ist ausführlicher behandelt in Großmaß (2000, S. 116-135).

10 Dass „Helfen“ für Frauen auf Grund der zugewiesenen Geschlechterrollen naheliegt, wenn gesellschaftliches Engagement ansteht (vgl. Rommelspacher 1989), dass soziale Arbeit innerhalb der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung weiblich konnotiert ist, dass auch die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrem Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ zur Stabilisierung entsprechender Zuschreibungen beigetragen hat – all dies soll dabei nicht vergessen werden. Es geht vielmehr darum, hier den häufig weniger sichtbaren Zusammenhang von emanzipatorischer Politik und psychosozialer Projektarbeit hervorzuheben.

11 Lida Gustava Heymann benennt damit einen Zwiespalt, der auch noch die Zweite Frauenbewegung begleiten wird: Eigene Projektarbeit ist ein wichtiger Schritt, will man von der Kritik zur Veränderung fortschreiten; sie ist zugleich (im Sinne der Handlungsforschung) eine der wichtigsten Quellen für konkrete Erkenntnisse; sie bindet jedoch die Energien an die Auseinandersetzung mit Einzelnen und tendiert dazu, von der Politik wegzuführen.

12 Das heißt nicht, dass alle Einrichtungen verschwanden: Berufsberatung, einige in eugenische Beratungsstellen verwandelte Sexualberatungen und einzelne Erziehungsberatungen blieben auch während des Nationalsozialismus bestehen. Deren Auftrag war jedoch nicht mehr Beratung im bisher diskutierten Sinn, sondern Lenkung. Die gilt in weit schärferem Sinn – Lenkung und Kontrolle – für die Strukturen der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“, die auf nahezu alle Fragen der privaten Lebensführung einwirken sollte (vgl. Abel 1998, S. 33-37).

13 Die Entwicklung in der DDR setzte

viel später ein und nahm einen anderen Verlauf (vgl. Sickendiek/Engel/Nestmann, 1999, S. 27-29); sie wird hier ausgeklammert.

14 Dies ist insofern durchaus überraschend, als die sich im Aufbruch befindenden Frauen über das Engagement ihrer Großmütter-Generation fast nichts wussten.

15 Dies galt nicht nur für Beratung, die sich auf soziale Lebensprobleme bezog, sondern auch für Selbsthilfe im Bereich psychischer Probleme (vgl. Psychologinnengruppe München 1978).

16 Zur Debatte um Professionalisierung und Psychologisierung feministischer Beratungsangebote vgl. das Schwerpunktheft „Neue Heimat Therapie“ der Zeitschrift „beiträge zur feministischen theorie und praxis“ (1986).

17 Zu dem hier angedeuteten Transformationsprozess s. ausführlicher: Großmaß (1986, S. 7-11; zu den damit verbundenen professionellen Problemen vgl. Gröning (1993, S. 238-244)

18 Auch dieser häufig mühselige Transformationsprozess ist dokumentiert und reflektiert worden (vgl. Frauenberatung Wien/Scherl 1991).

19 Auch die ganze Debatte um Frauenprojektarbeit und Ökonomie (vgl. exemplarisch Stahmer 1977), sowie die Kontroverse um „Staatsknete“ (vgl. exemplarisch Giebler/Hohmann/Schuhmann 1987) lässt sich als Auseinandersetzung um die Klärung dieser Fragen lesen.

20 Dies war ja der Ausgangspunkt für feministische Selbsthilfe-Projekte (vgl. Psychologinnengruppe München 1977, S. 250).

Literatur

- Abel, Andreas: Geschichte der Erziehungsberatung. Bedingungen, Zwecke, Kontinuitäten, in: Körner, Wilhelm/Hörmann, Georg (Hrsg.): Handbuch der Erziehungsberatung Bd. 1, Göttingen 1998, S. 19-51.
- Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe – Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Basel 1990.
- Blessing, Annemie: Geschichte der feministischen Therapie, in: Bilden, Helga (Hrsg.): Das Frauentherapie Hand-

- buch, München 1991, S. 47-57.
- Bock, Ulla/Schmerl Christiane: Zum Verständnis „feministischer“ Therapiegruppen, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 9/10, 1978, S. 128-152.
- Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M. 1997, S. 153-217.
- Frauenberatung Wien/Scherl, Margot: Grenzen grenzenloser Gemeinsamkeit. Teamentwicklung in einem feministischen Projekt, in: Voigt, Diana/Jawad-Estrak, Hilde (Hrsg.): *Von Frau zu Frau*. Wien 1991, S. 45-55.
- Freytag, Gabriele: Grundlagen der feministischen Therapie, in: Bilden, Helga (Hrsg.): *Das Frauentherapie Handbuch*. München 1991, S. 11-35.
- Giebeler, Cornelia/Hohmann, Angelika/Schuhmann, Cornelia: Über die Unverträglichkeit von Staatsknete, Sozialarbeit und Feminismus. in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 19, 1987, S. 79-88.
- Gissrau, Barbara: Die Sehnsucht der Frau nach der Frau. Das Lesbische in der weiblichen Psyche, Zürich 1993.
- Gröning, Katharina: Beratung für Frauen, in: *Neue Praxis* 3, 1993, S. 227-248.
- Gröning, Katharina: Pädagogische Beratung, Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript, Bielefeld 1998.
- Großmaß, Ruth: Feminismus und Therapie, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 17, 1986, S. 7-23.
- Großmaß, Ruth: Psychische Krisen und sozialer Raum. Eine Sozialphänomenologie psychosozialer Beratung, Tübingen 2000.
- Großmaß, Ruth: Gestaltung von Beratungsräumen als professionelle Kompetenz, in: Frank Nestmann und Frank Engel (Hrsg.): *Die Zukunft der Beratung*. Tübingen 2002, S. 187-198.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Rosenbaum, Heidi (Hrsg.): *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den Bedingungen von Familienformen*, Frankfurt a.M. 1978, S. 161-191.
- Heymann, Lida Gustava, in *Zusammenarbeit mit Anita Augspurg: Erlebtes - Erschautes*. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850-1940. 1941; (neu hrsg. von M. Twellmann) Meisenheim 1977.
- Hörmann, Georg: Beratung zwischen Fürsorge und Therapie in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 31, 6, 1985, S. 805-820.
- Huerkamp, Claudia: Die Lehrerin, in: Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): *Der Mensch des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 1999, S.176-200.
- Kypke, Inga/Voss, Hannelore: Feministische Beratung, in: Beck, Manfred/Brückner, Gerhard/Thiel, Hans-Uwe: *Psychosoziale Beratung. Klient/inn/en – Helfer/innen – Institutionen*, Tübingen 1991, S. 71-81.
- Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel Gewalt gegen Frauen, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 1, 1978, S. 41-63.
- Mitscherlich, Margarete: Über die Mühsal der Emanzipation, Frankfurt a.M. 1990.
- Mollenhauer, Klaus: Das pädagogische Phänomen „Beratung“, in: Mollenhauer, Klaus/Müller, C. Wolfgang (Hrsg.): „Führung“ und „Beratung“ in pädagogischer Sicht, Heidelberg 1965, S. 27-41.
- „Neue Heimat Therapie“, *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 17, 1986.
- Psychologinnengruppe München: Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfe-Ansatz, in: Keupp, Heiner/Zaumseil, Manfred (Hrsg.): *Die gesellschaftliche Organisation psychischen Leidens*, Frankfurt a.M. 1978, S. 221-265.
- Rogers, Carl: *Die nicht-direktive Beratung*, München 1978.
- Rommelspacher, Birgit: Das typisch Weibliche in der Beratung – das organisierte Helfen, in: *Hauswirtschaft und Wissenschaft*, 1, 1989, S. 11-15.
- Salomon, Alice: *Die Ausbildung zum sozialen Beruf*, Berlin 1927.
- Schmerl, Christiane: Die Frau als wandelndes Risiko: Von der Frauenbewegung zur Frauengesundheitsbewegung bis zur Frauengesundheitsforschung, in: Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hrsg.): *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit: Männer und Frauen im Vergleich*, Bern 2002, S. 32-52.
- Schnautz, Rainer: Berufsberatung, in: Rexilius, Günter/Grubitzsch, Siegfried (Hrsg.): *Handbuch psychologischer Grundbegriffe. Mensch und Gesellschaft in der Psychologie*, Reinbek 1981, S. 135-140.
- Sickendiek, Ursel, Frank Engel und Frank Nestmann: *Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze*. Weinheim und München 1999.
- Von Soden, Kristine: *Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919-1933*, Berlin 1988.
- Stahmer, Anne: *Frauenprojekte – Frauengeschäfte*, in: *Redaktionskollektiv: Frauen. Frauenjahrbuch '77*, München 1977, S. 124-143.
- Thiel, Hans-Uwe/Brückner, Gerhard/Beck, Manfred: *Beratung: Momentaufnahmen eines professionellen Handlungsfeldes*, in: Beck, Manfred/Brückner, Gerhard/Thiel, Hans-Uwe (Hrsg.): *Psychosoziale Beratung. Klient/inn/en – Helfer/innen – Institutionen*, Tübingen 1991, S. 11-20.
- Vogt, Irmgard: *Geschlechtsspezifische Aspekte von Beratung – Exemplarische Überlegungen am Beispiel der Suchtkrankenhilfe* in: Nestmann, Frank (Hrsg.): *Beratung. Bausteine für eine interdisziplinäre Wissenschaft und Praxis*, Tübingen 1997, S. 137-150.

*Dr. Ruth Großmaß,
ZSB-Zentrale Studienberatung der
Universität Bielefeld*

*Prof. Dr. Christiane Schmerl,
Fakultät Pädagogik, Universität
Bielefeld, Postfach 10 01 31,
33501 Bielefeld.
Email: ruth.grossmass@uni-bielefeld.de*

Die Bedeutung von Geschlecht in den Behandlungsangeboten sozialpsychiatrischer Versorgungseinrichtungen

Die vorliegende Studie¹ ist bundesweit die erste umfangreiche Untersuchung zur Geschlechteranalyse in gemeindepsychiatrischen Einrichtungen. Sie wurde an der Frankfurter Fachhochschule im Fachbereich Sozialarbeit durchgeführt. Untersuchungsschwerpunkte waren die Analyse der Betreuung in ambulanten Nachsorgereinrichtungen unter dem Aspekt des Geschlechts, die Sexualität der Betroffenen im Alltag von Wohnheim und Betreutem Wohnen, die Arbeitshaltung der professionellen MitarbeiterInnen sowie die Einschätzungen der NutzerInnen zu diesen Themen. Die Hilfeangebote wurden im Spannungsfeld sozialer Anpassung und gesellschaftlicher Re-Integration hinsichtlich der Ausblendung von Geschlechtsspezifität und Sexualität sowie auch der methodischen Ausrichtung der Beziehungsarbeit innerhalb sozialarbeiterischen Handelns analysiert. Ziel der Studie ist die Verbesserung der Lebensbedingungen jener Menschen, die aufgrund ihrer psychischen Beeinträchtigung eine institutionelle Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Deutlich bestätigen die Ergebnisse die Notwendigkeit einer geschlechtersensiblen Arbeit, sie zeigen auf, wie Hilfen ohne Berücksichtigung der spezifischen Sozialisation als Frau oder Mann ineffektiv bleiben oder gar kontratherapeutisch wirksam werden. In diesem Aufsatz sind die Ergebnisse des qualitativen Teils der Forschungsarbeit zusammengefasst. Sie verdeutlichen den Einfluss der Sozialisationsbedingungen auf die jeweilige Biographie, zeigen die weiblichen sowie männlichen Problemfelder im Betreuungsumfeld auf und fügen abschließend die Wunschvorstellungen der NutzerInnen an.

Durchführung und Methodik

Die methodische Anlage der Studie ist geprägt von der Annahme, dass psychische Erkrankungen als „soziale Lebensformen“ verstanden werden müssen, die in einem sozialen Austauschprozess, d.h. in einem reziproken Anerkennungsprozess entstehen. Um diesen Prozess zu fassen und die biographische Eigenart zu verstehen, wurden 29 qualitative Interviews mit NutzerInnen – orientiert an der „Grounded Theory“ von Glaser und Strauss (1979)² – geführt. Um die Auswertungsergebnisse mit der Sichtweise auf professioneller Seite zu kontrastieren, haben wir auch mit 10 MitarbeiterInnen der kooperierenden Einrichtungen Interviews durchgeführt.

Im Sinne der „methodologischen Triangulation“ wurden zusätzlich standardisierte Daten erhoben. Mit einem 93 Fragen umfassenden Fragebogen erhielten wir detaillierte

Einzelinformationen zur Erkrankung, zur Selbständigkeit der Person, dem Umgang mit Medikamenten, den Freizeitkontakten und der -gestaltung, der Beziehung zur Betreuungsperson, dem Umgang mit Partnerschaft und der gelebten Sexualität bzw. den Wünschen und Sehnsüchten im Beziehungsbereich der Befragten.

Einen Anspruch auf Repräsentativität erhebt unsere Studie nicht. Die recht große Befragungsgruppe bietet jedoch einen weitreichenden Einblick in die Befindlichkeiten der NutzerInnen und zur Geschlechter-Thematik in den Einrichtungen des Frankfurter Raumes. Unsere Forschungsaufgabe lag vorrangig darin, erste Erkenntnisse in einem bisher von der Forschung vernachlässigten Bereich zu gewinnen.

Insgesamt standen uns aus vier Frankfurter Vereinen 511 KlientInnen zur Mitarbeit zu Verfügung,

40 Plätze waren zum Erhebungszeitraum nicht belegt oder die KlientInnen waren im Urlaub bzw. in der psychiatrischen Klinik. Die von uns ursprünglich anvisierte ProbandInnen-Anzahl konnte um ein Vielfaches überschritten werden. Insgesamt führten wir nicht nur 29 KlientInnen-Interviews, 10 MitarbeiterInnen-Interviews sowie zwei Konsiliararzt-Interviews durch, sondern erhielten 165 ausgefüllte Fragebogen, was einem Rücklauf von 33% entspricht.

Die Interview-Befragung der NutzerInnen

Unsere Untersuchungsgruppe für die Interviewbefragung setzt sich aus gleich vielen Frauen und Männer zusammen. Die Kriterien Alter, Bildungsniveau oder auch die soziale Schichtung spielten eine sekundäre Rolle; sie wurden im quantitativen Befragungsteil differenziert erfasst.

Die Daten der Interview-Befragung zeichnen ein realistisches und nüchternes Bild von der Lebenssituation der KlientInnen. Die Art des Kontaktaufbaus zur Gewinnung der ProbandInnen schließt nicht aus, dass wir für unsere Gespräche möglicherweise überwiegend aufgeschlossene, verbalisierungsfähige und weniger „kranke“ ProbandInnen erreichten. Insgesamt lebten von den zur Interview-Mitarbeit bereiten ProbandInnen 15 in den verschiedenen Heimen (sechs Frauen/neun Männer) und 14 (je sieben Frauen und Männer) in einer Wohngemeinschaft oder auch alleine, letztere werden jedoch im Betreuten Wohnen begleitet. In eine vertiefte Analyse wurden 12 Interviews – jeweils sechs Frauen und sechs Männer – einbezogen. Ausgeklammert wurden jene Interviews, bei denen sich erkennen ließ, dass eine UntersuchungsteilnehmerIn sich in einer Akutphase der psychischen Erkrankung befand. Die Erstinformation und der Kontakt erfolgte ausschließlich über die MitarbeiterInnen.

Interessanterweise waren die Männer bereitwilliger zu einer Mitarbeit zu bewegen, die Frauen hielten sich stärker zurück. Eine eher überraschende Tatsache, unterstellt man die übliche Meinung, Frauen seien aufgrund ihrer Sozialisation eher zur verbalen Kommunikation über Emotionen und den Beziehungskontext konditioniert und Männer eher für die aktive „Macher-Ebene“. Unsere rekrutierten männlichen Untersuchungsteilnehmer meldeten sich nicht nur bereitwilliger zur Teilnahme, sondern schienen auf den ersten Blick auch offener, über ihren intimen Bereich auszusagen.

Dem traditionellen Geschlechterstereotyp blieben die befragten Männer und Frauen dennoch treu,

indem sie die Inhalte ihrer Erzählungen in eine Fakten-Ebene und Emotionen-Ebene trennten. Die Frauen berichteten in allen Zusammenhängen eher von ihren Gefühlen, die Männer beschrieben jedoch auch im Gefühlsbereich die faktischen Begebenheiten. Die Geschlechter-Trennung dieser Erzählweisen korrespondiert mit jener der MitarbeiterInnen. Nicht überprüfbar war in diesem Interviewkontext, inwieweit das Geschlecht der Interviewerin für das Gespräch geschlechtsspezifisch bedeutungsvoll wurde. Mit Sicherheit jedoch war es wirkungsvoll. In unserer quantitativen Befragung betonten 38% der befragten Frauen und Männer, dass es schwieriger sei, mit einem Mann über Probleme zu sprechen, d.h. die überwiegende Mehrheit sprach sich positiv für eine weibliche Gesprächspartnerin aus.

Entgegen der Befürchtung einiger Professioneller, die befragten NutzerInnen könnten durch die Interviews dekompensieren, blieben alle interviewten Personen während des Interviews ebenso wie nach Abschluss des Gespräches stabil und unbefangen. Im Gegensatz zu diesen Befürchtungen schienen sie überwiegend die Aufmerksamkeit zu genießen und die Befragung als eine Ablenkung und Bereicherung des Alltages anzusehen.

Beschreibung der Untersuchungsguppe

Die sozialen Erfahrungen der ProbandInnen aus der Interview-Gruppe unterscheiden sich wesentlich: Nur ein Mann ist verheiratet, alle anderen sind ledig, keiner hat eigene Kinder. Demgegenüber sind nur zwei Frauen ledig und haben keine Kinder, die restlichen waren alle verheiratet und haben ein oder zwei Kinder. Inzwischen sind diese Frauen geschieden. Das Alter der

Befragten lag zwischen Anfang 30 bis Ende 40. Was ihre Lebensplanung anbelangt, haben sich die Interviewten mit ihrer Lebensform arrangiert und äußern dementsprechend bezüglich der Lebensqualität eine relative Zufriedenheit. Alle TeilnehmerInnen der Interview-Befragung beschrieben während ihrer Biographie-Darstellung die Kriterien einer chronischen psychotischen Erkrankung. Da uns die Selbsteinschätzung der Erkrankung, die in direkter Abhängigkeit zu einer Krankheitseinsicht und Compliance steht, wesentlich war, verknappe ich an dieser Stelle die Angaben der NutzerInnen. Fast alle wussten ihre Krankheit zu definieren, wenn auch nicht immer differenziert. In der Gruppe der intensiv ausgewerteten Interviews wurden als Erkrankung endogene Psychose angegeben, die Differenzierungen waren Wahnvorstellungen, Ängste, Depressionen, Halluzinationen, Schizophrenie und „Stimmen-hören“. In der Analyse der Interviews wurde erkennbar, dass zwei Klientinnen ihre Erkrankung nicht einsehen, ein Klient sich nicht als erkrankt anerkennt und einer seine Diagnose als „medizinisch übertrieben“ ablehnte. Beide Männer berichteten über eine zwangsweise Einlieferung in die Psychiatrie, was mit ihrer Einstellung zusammenhängen mag.

Alle ProbandInnen der Interview-Erhebung sind langzeiterfahrene KlientInnen, die sich inzwischen in der Psychiatrie-Szene eingerichtet haben, das bedeutet, zwar äußerlich den Wunsch bzw. das Ziel formulieren, in die „Normalität“ zurück zu wollen, aber de facto das Leben im Betreuten Wohnen oder im Heim als den eigenen Ort anzuerkennen. Im Klienten-Interview fünf wird sogar ausdrücklich erwähnt, dass sein Lebensraum in diesem Heim liege. Diese Menschen

haben ihre Marginalisierung angenommen, man könnte dies einerseits als Resignation bezeichnen, andererseits ist es gleichsam die Akzeptanz des Eigenen und somit eine Herausforderung für die Umwelt.

Die weiblichen Befragten

Die Befragten verweisen alle auf typische Merkmale innerhalb ihrer Biographie, die als geschlechtsspezifische, sozial bedingte Prägungen erkennbar sind und oft mit dem gefühlten Selbstbild kollidieren. Ob diese Konflikte als krankheitsverursachend zu bewerten sind oder sie die Krankheit nach Ausbruch stabilisieren, sei an dieser Stelle offen gelassen. Wichtigkeit besitzt das Aufdecken dieses Rollenverhaltens und der latenten Wirkung innerhalb der Betreuungsarbeit, um eine geschlechtsspezifische Identitätsarbeit zur Korrektur von Zwangsrollen und psychischem Leiden zu fördern.

Weibliche Sozialisation, wie sie sich in unseren Interviews analysieren lässt, weist auf ein Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen „verrückt-machenden“ Ansprüchen und dem eigenen inneren Erleben hin. Oftmals lebten die Frauen – durch die gesellschaftliche Organisation und die Rollenzuweisung bedingt – einen Alltag, der sie am psychischen Spagat des klassischen Rollenkonfliktes zerbrechen ließ und ihnen den Weg in die Psychiatrie bahnte.

Biographische Muster, die nicht als gravierende Ereignisse zu verstehen sind, sondern als alltäglich erfahrene Zuschreibungen für die Ausübung der späteren weiblichen Rolle, tauchen durchgängig in den Interviews auf. Sie beschreiben die sozialen Erfahrungen der Nutzerinnen vor ihrer Erkrankung und weisen gleichsam auf die aktuelle Gültigkeit dieser Erfahrungen hin. Von den betroffenen Frauen wird die

biographische Struktur nicht als Konditionierung für eine weibliche Rolle erkannt; sie leiden unter dieser Rolle, können aus eigener Hilfe daraus nicht ausbrechen und haben sich mehr oder weniger der Passivität oder auch der Resignation ergeben. Mangelndes Selbstwertgefühl und Schuldgefühle, sobald ein eigenes Interesse oder eine latente Aggression sich den Weg bahnen, zementieren das Verharren in nicht-adequaten Lebenssituationen. Wenige Frauen formulierten einen Kampf im Elternhaus um die eigene ICH-Entwicklung, konnten Aggressionen ausleben. Den „Anderen“ – seien es Freunde, Kinder oder Partner – wird das Primat zugewilligt und deren Ansichten, Weisungen, Bedürfnissen unter Aufgabe des Eigenen nachgegangen. In Beziehungen mit Partnern werden deren Wertmaßstäbe völlig übernommen, bis dahin, dass die eigene Wertigkeit als Frau nur noch über die Anerkennung des Mannes stattfindet. Und in wenigen Fällen wird sogar erfahrene Gewalt – psychosoziale als auch physische – als selbstverständlich hingenommen. *„Ich weiß nur, dass mein Vater mich öfter mal geschlagen hat (...) er (der Partner, Anm. d. V.) hat gesagt, wenn Du mich rausschmeißt, dann passiert Dir was Schlimmes. Ich hab' – ich war Schläge gewöhnt und ich hab' gedacht, der macht das wahr“*. Die bei der – in allen Fällen – frühen Partnerwahl nicht gefestigte weibliche ICH-Identität konnte den Frauen keine Lebenssicherheit bieten, und Liebe und Zuneigung erscheinen ihnen nur durch Leistung erworben werden zu können; sie glauben nicht, um ihrer Person selbst willen geliebt werden zu können. Es sind die „klassischen“ Normen der weiblichen Rolle, die sich in den Interviews abbilden, jedoch wiegen sie im Kontext der psychischen Erkrankung noch um

einiges schwerer. Wird darauf im Betreuungsbezug nicht eingegangen, werden die Muster nicht benannt und reflektiert und es können keine psychischen Lernprozesse angeregt werden. Entlastung kann eine betroffene Frau nur dann erleben, wenn sie ihr individuelles Unvermögen, eine vorgegebene Rollennorm auszufüllen, nicht als eigenes Versagen sieht, sondern die allgemeinen gesellschaftlichen Strukturen und Rollenzuschreibungen erkennt. In einer Betreuungssituation besteht dann die Möglichkeit, die Schuldgefühle für eigenes Versagen aufzuarbeiten und gemeinsam eine andere individuelle Rollengestaltung im Alltag zu erarbeiten. Dieser Prozess kann sich am besten in der Interaktion mit einer BetreuerIn, die sich ihrer Identität in der Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen gesellschaftlichen Rollenanforderungen sicher ist, entwickeln. Die betreuende Bezugsperson muss die Folie bilden, auf der die neuen Handlungsmöglichkeiten auszuprobieren und – bestenfalls – als individuelle Lösungsmuster zu übernehmen sind.

Die aus den Interviews analysierten Muster weiblicher Sozialisation werden im Folgenden exemplarisch mit ausgewählten Zitaten belegt. Sie dokumentieren zugleich die Sicht der Nutzerinnen. In Anlehnung an die Methode des Empowerments soll das Wissen der Klientinnen um sich selbst handlungsweisend im Zentrum stehen. Die Aussagen führen eindringlich vor, wie stark Rollenvorgaben aktuell wirksam sind und wie dringend eine geschlechtersensible Betreuungshaltung im Sinne des Empowerments notwendig ist, um psychisches Leiden zu reduzieren. Die Aussagen der Frauen sprechen für sich. Sie enthalten die empfundenen Mängel, die Bedürfnisse der Frauen und drücken

ihr Leiden aus. Gleichzeitig dokumentieren diese Worte die gefühlte Ohnmacht gegenüber der „verrückt-machenden Normalwelt“ von Frauen, zeigen physische, psychische und strukturelle Gewaltmuster dieser Gesellschaft auf. Im Betreuungsalltag mit der oftmals ungenügenden Personalbesetzung wird in der Regel – wie diese Interviews zeigen – nicht auf die spezifischen Problemlagen der verschiedenen Geschlechter eingegangen.

Die Zitate werden nicht weitergehend kommentiert. Verwiesen sei auf die Feministische Theorie und aktuelle Gender-Debatte, die mit ihrer grundlegenden Infragestellung und Reflexion der konstruierten Geschlechterrollen die Grundlage bilden, auf dem diese Kategorien entwickelt wurden. Als Haupt-Kategorien wurden zusammengefasst:

Weibliche Passivität bis hin zur Opfer-Rolle

„Ja, ich bin so ein (...) ich empfinde mich als so ein hilfloser Mensch, ich hab' Angst vor den Behörden, ich hab' Angst vor dem Schriftlichen (...) Ich denk' immer, wenn ich mich anderen gegenüber wehre, bin ich böse und wenn ich es nicht mache, komme ich mir vor, wie ein Trottel.“

„Aber (...) ich bin lieber ruhig. Ich nehm dann Tabletten, gell, vom Neurologen.“

„(...) hab mich nur ins Bett gelegt und ferngesehen (...) und abgewartet. Leben konnte ich nicht, sterben wollte ich nicht (...) im Grunde fehlt mir der wirkliche Wille zum Leben (...).“

Die Helfer-Neigung (zum Erwerb von Zuneigung)

„Ich hab jedem geholfen, der Hilfe brauchte. Ich war auch in der Lage, habe ich gerne gemacht, hat mir auch Spaß gemacht. Das war für mich was ganz Natürliches (...).ich hab' ihn ganz schön stabilisiert. (...) ich würde eigentlich, nach dem, was ich ihm alles gegeben habe, ganz gerne

auch mal was von ihm bekommen (...).“

Schuldgefühle wegen eigener, anderer Wunschvorstellungen

„(...) was nicht heißt, dass ich mich nicht nach Schuld frage (...) wo ich mich dann halt eigentlich von, von meinem Leben vielleicht schuldig gemacht habe (...) was ich für eine Mutter bin (...).“

Ein negatives Selbstwertgefühl

„Und da hab' ich mich von ihm getrennt, weil ich nicht erleben wollte, dass er eines Tages zu mir sagt, Du bist zu dumm für mich. Ich hab gesagt, ich bin zu dumm für Dich und er hat gesagt, Du spinnst ja. Und die Minderwertigkeitskomplexe habe ich mehr oder weniger bis heute.“

„Ich hatte viele Cousins und viele Cousins und die waren alle besser wie ich. Die waren alle besser wie ich! Und das, ehm, da hab' ich dann so Minderwertigkeitskomplexe, so, na ja.“

„Nachdem ich dann mehr oder weniger entsorgt worden bin (...) ich war nie berechnend gewesen, ja, aber dementsprechend bin ich halt auch nicht lebensfähig.“

Eine instabile (weibliche) Identität

„Auf der einen Seite suche ich Halt, auf der einen Seite suche ich auch meine eigene Identität.“

„(...) ich hatte da einen Freund gehabt (...) und als es dann zur Intimität kam, da hat er mich verlassen (...) Ja, ist er weggeblieben. Und da hab' (...) und das war so furchtbar für mich. Hab' ich gedacht, ach, Du bist ja kein richtiges Mädchen oder er hat es durchschaut, dass Du Dich für eine Ehe nicht eignest.“

„(...) ich war schwer pubertierend (...).“

„(...) ich muss den Bezug zu meinem Körper eigentlich noch richtig finden (...) man lebt in seinem Körper (...) ich lebe mit meinem Körper (...) das ist ja sehr wichtig.“

„Was ich eigentlich wollte war mir nicht ganz klar. Was ich werden wollte und was ich am besten als nächstes machen würde war dann alles nur beängstigend irgendwo.“

Die mangelnde ICH-Identität bei der Partnerwahl

„(...) die Beziehung mit meinem (späteren, Anm. d. V.) Mann, die war am Auseinandergehen, denn meinen Mann wollte ich eigentlich nie heiraten (...) das war keine Liebe, von mir aus nicht (...) er hat mich geschwängert, als es auseinander gegangen ist.“

Die Männerorientierung – der über-nommene Wertmaßstab

„Das sind so quasi –obwohl ich keine Schönheit bin oder gewesen bin – das sind quasi die einzigsten Erfolgserlebnisse in meinem Leben. Ich hatte einen gewissen Erfolg bei Männern. Warum weiß ich nicht.“

„Nein, ich habe keinen (Freund, Anm. d. V.). Ich lebe ganz alleine. Und ich vermute auch, ehm, ein Mann tät mich verstoßen. Ja, vielleicht habe ich so irgendwas an mir, was nicht so anziehend ist, gell. Das kann sein.“

Die Bevorzugung der männlichen Familienmitglieder

„Er (der Bruder, Anm. d. V.) war das Vatibubele, ja. Er kam auch nach ihm, so von der Art her (...) Und ich war nur das Mädchen und war die Ältere, der Andere war der Kleine (...) Ich war übrigens bis zum zehnten Jahr Bettnässer, das muss irgendwas mit dieser Konstellation zu tun haben; Hat sich keiner Gedanken darüber gemacht, dass ich auf irgendeine weitergehende Schule gehen könnte, (die Brüder, Anm. d. V.) haben beide nur den Bildungsabschluss (...) mein einer Bruder war im Gymnasium (...) Aber ich habe meinen Weg gemacht. Ich war auch, ich war gut in der Schule (...) Meine Brüder sind (...) einer zu Pflegeeltern gekommen und der andere zu Verwandten (...) und ich kam ins Kinderheim. Für mich war nichts anderes übrig.“

„Aber meistens habe ich meine Brüder beschützt (...) weil ich die Älteste war.“

Eine abgebrochene Berufsausbildung

„Und ich hab' lauter abgebrochene Aus-

bildungen hinter mir (...) aber ich hatte auch keinen Antrieb. Ich hab' ein Leben lang immer Halt bei anderen Menschen gesucht.“

„Und ich wollte auch erst nicht heiraten. Mein Beruf war mir eigentlich wichtiger (...) ich war da noch in der Ausbildung (...) und wollte das auf jeden Fall abschließen (...). Vor der Abschlussprüfung hat er (der Ehemann, Anm. d. V.) mich dann betrogen (...) und das hat mich dann so fertig gemacht, dass ich mir dann die Abschlussprüfung nicht mehr zugetraut habe (...) ich habe keinen Abschluss.“

Die frühe Ehe und Mutterschaft

„Mit 18 Jahren habe ich dann geheiratet (...) da war mein Mann ausschlaggebend (...) er kam dann auf mich zu und hat gemeint: eh, wir heiraten jetzt! Weil, er sollte auch zum Bund und er wollte das umgehen (...) Ich hab mir mal meine Gedanken gemacht, ob es eine direkte Liebesheirat war oder eine Gebrauchsheirat (...) er hat das nur in den falschen Worten gesagt.“

„Und dann hab' ich meinen Mann kennen gelernt, mit 14 Jahren (...) mit 17 Jahren hab' ich meinen Sohn bekommen (...) das war ein Wunschkind (...) ich wollte ein Kind damals.“

Die (ungewollte) Mutterschaft

„(...) so mein ganzes Muttersein konnte ich irgendwie nicht (...) letztens musste ich entsetzlich weinen, da kam das mal hoch (...) ich denke schon, dass ich Schuldgefühle habe (...) sie hat sehr wenig Liebe erfahren von mir, und, eh, ich lieb' sie eigentlich, ja!“

(Alltägliche) Gewalt als Selbstverständlichkeit

„Und mein Mann hat mich auch laufend bedroht, als wir getrennt in XXX noch lebten, mir die Tochter wegzunehmen. Ist dann auch handgreiflich geworden (der Partner, Anm. d. V.) und (...) ist das eigentlich normal, dass ein Mann (...) einen schlägt, seine Freundin?“

„Er hätte es verdient, dass ich aus dem

Reflex ihm wirklich das verpasst hätte, was ich da (im Selbstverteidigungskurs, Anm. d. V.) gelernt hab'. War ich wie gelähmt, konnte ich überhaupt nicht reagieren. Er hat mir eine gelangt (...), das hätte ich mir normal nie gefallen lassen.“

„Mein Mann hat dann mich immer geschlagen und so, hm.“

Sexualisierte Gewalt (Missbrauch in der Kindheit)

„Wir haben mit 16 Jahren da so einen Schreck gekriegt, so einen Schock. Da sollten wir mal zum Rechtsanwalt wegen des Stiefvaters (...) ja aber das war ja – der Stiefvater hatte ja auch sexuelle Misshandlungen mit uns beiden Kindern und daraus habe ich mich mein ganzes Leben nicht erholen können (...) Also, es ist uns als Kind erfahren und 19XX habe ich das auch erlebt (...).“

Belastende Männerbeziehungen

„Ich mein, mit 15 wurde ich entjungfert, ja (...) es war eigentlich indirekt gegen meinen Willen. Es ging gegen meinen Willen!“

„Ich hab' mich immer einfangen lassen. Von meinem Mann hab ich mich einfangen lassen. Und immer von Männern mich blenden lassen, die sich sehr bemüht haben. Die Männer, die sich sehr bemühten, die lassen es einen hinterher auskosten, dass sie sich bemüht haben.“

Die mangelnde Abgrenzung/Grenzziehung

„Es ist mir nie gelungen, zum Beispiel, aggressiv gegen irgend jemand zu sein.“

„Ich bin sterilisiert (...) mein Mann wollte das so. Weil, dann hab' ich es auch gemacht.“

Erstaunlich ist die Klarheit, mit der die Frauen ihre Problemlagen beschrieben haben, ohne jedoch den gesellschaftlichen Kontext zu erkennen. Sie bleiben gefangen im Weiblichkeitsmodell. In der Alltagsrealität wird ihre Rolle vielfältig verstärkt statt aufgelöst, sei es – um nur zwei

Beispiele zu benennen – in der WG, in der Frauen öfter den Einkauf übernehmen oder kochen, sei es im Heim, in dem sie durch ihre eher passive stillere Lebensweise unauffälliger bleiben und dadurch weniger Aufmerksamkeit erhalten. Sie scheinen „pflegeleichter“, weniger aggressiv und erhalten damit weniger Aufmerksamkeit. Eine Befragte, die in ihrer weiblichen Rolle gespalten ist und den damit verbundenen Konflikt offen auslebt, erkennt diesen Sachverhalt und erklärt, sie würde zwar lieber von einer Frau betreut werden, da diese jedoch nicht mit ihren heftigen Aggressionen umzugehen wusste, wurde ihr ein männlicher Betreuer zugeteilt. Sie formuliert: „Ich hatte ein gewisses aggressives Potential und hab' das eigentlich heute auch noch, damit muss ich auch noch umgehen lernen (...) Die Frauen geben mir mehr Ruhe, ja! (...) Ich wurde dann, als ich halt hoch psychotisch war, übergeben (...) ich wurde halt an den Herrn XXX übergeben und der Herr XXX ist durchgreifender (...) ich hatte doch einen anderen Bezug zu ihr (der früheren Betreuerin, Anm. d. V.) als zum Herrn XXX (...) zu ihm eher einen distanzierten (...) er hat 'ne Art (...) ich hab' da aber aggressiv reagiert.“ Mit anderen Worten, wenn frau sich in die Rolle nicht einfügt, muss sie mit negativen Folgen rechnen, im o.a. Beispiel musste die Klientin auf die ihr nahestehende Betreuerin verzichten. Als eine der adäquaten Reaktionen und Hilfen wäre bei einer solchen Problemstellung – zur Bewältigung der aggressiven Krisensituationen – eine Doppelbetreuung denkbar, jedoch nicht der Entzug der vertrauten weiblichen Bezugsperson; eine Lösung, die, wie die Interviews zeigen, offensichtlich an der gegenwärtigen Personalbemessungs-Realität scheitern würde.

Explizit wurden von den Klientinnen selbst folgende frauenspezif-

ische Probleme in den Interviews angesprochen:

- die ungewollte Entjungferung;
- eine ungewollte Schwangerschaft;
- Schuldgefühle den eigenen Kindern gegenüber;
- Überforderung durch die Mutterschaft;
- die Verantwortung für die Kinder – trotz der Erkrankung;
- die Benachteiligung gegenüber den Brüdern, der Versuch, dies durch eigene, später nachgeholt Ausbildung auszugleichen;
- die mangelnde Vaterfigur, die maßgeblich die Partnersuche beeinflusst;
- die psychische Misshandlung durch den Ehemann/Freund;
- die eigene Abwertung des „Frauseins“ durch den Ehemann/Freund;
- die durch männliche Wünsche dominierte Sexualität;
- ein Helfer-Syndrom, die primäre Fürsorge für die Anderen;
- ein wechselndes Selbstwertgefühl mit Neigung zur eigenen Abwertung;
- die eigene Mutter als Negativ-Vorbild – ein negatives Mutterbild;
- eine mangelnde Geborgenheit in der Kindheit, aber auch in den erwachsenen Jahren;
- die eigene Passivität bis zur Depression;
- Ohnmachtserfahrungen;
- die Suche nach dem Eigenen, der Autonomie innerhalb der Abhängigkeit;
- die Angst vor Auseinandersetzungen, vor Konflikten;
- Konfliktvermeidungsverhalten;
- ein schlechtes Gewissen, sich zu wehren, was zur Duldung/Ertragen führt;
- das Ausblenden von Erwerbchancen aus der eigenen Biographie-Planung – und damit auch einer unabhängigen Lebensgestal-

tung. Implizit und sehr vorsichtig äußerten sich die befragten Nutzerinnen in den Interviews zu der bislang erfahrenen Betreuungssituation. Eine formulierte explizit ein großes Misstrauen in psychiatrische Hilfen, sie beschrieb eine vehemente Angst vor Fehlinterpretation und Wissensmissbrauch durch die BetreuerInnen. Sie wusste sehr wohl um die Deutungsmacht der HelferInnen. Ängstlich sicherten die Interviewten sich ab, dass ein Interview weder Nachteile für sie selbst, noch für die betreuenden Personen nach sich ziehen könnte. Kritik konnten sie nur indirekt formulieren, nicht offen. Die meisten Frauen waren nicht in der Lage, eigene Wünsche direkt zu äußern. *„Also Frau XXX ist so eine liebe junge Frau, das ist ja eine Betreuerin hier (...) und dann hat auch jeder seine Ansprechzeiten (...) da wäre die Zeit nicht ausreichend (...) hier im Alltag brauche ich eigentlich, um von dem ganzen Rauen mich zu erholen, brauchte ich (...) vielleicht, also, das Grundkonzept von hier ist für mich zu schwer.“* Hier wird verschlüsselt eine Kritik benannt und endet dann in der Beschreibung der eigenen Unzulänglichkeit. Die Probandinnen umschrieben vage die Situationen, indem sie formulierten: sie seien eigentlich ganz zufrieden, sie hätten sich nun so eingerichtet im Leben, es sei inzwischen recht gut. Wenn Kritik geäußert wurde, dann wurde diese sogleich wieder relativiert. Kritik an der aktuellen Bezugsperson wurde sofort abgemildert, Herr oder Frau XXX seien ja doch eigentlich recht nett. *„(Ich habe einen, Anm. d. V.) männlichen Betreuer. Ich hätt' lieber eine Frau, das wär' mir lieber, obwohl, der ist sehr in Ordnung der Mann (...) der Herr XXX ist auch noch sehr jung (...) wenn da irgendwas ist, sprech' ich lieber mit einer Frau. Ja, aber die hat ja nie Zeit. Das geht immer alles so schnell, so zwischen Tür und Angel. (...)“* Oder

auch *„Ich habe einen sehr netten Betreuer, der Herr XXX ist sehr nett und (...) wenn ich in seelischer Not bin, suche ich Gespräche (...) ja, wenn er nicht grad' was Wichtiges vor hat (...) sie sind sehr entgegenkommend hier.“* Auch diese demonstrative Konflikt-Vermeidungsstrategie ist eine typische Konstante in weiblichen Lebensrealitäten und lässt sich in allen Interviews nachweisen. Diese Verhaltensweise verhindert eine adäquate Hilfeleistung für die Klientinnen, wenn die sozialen Bezugspersonen nicht selbst ihrer Arbeit einen geschlechtersensiblen Ansatz unterlegen.

Abschließend seien noch die Wünsche der interviewten Frauen an die Betreuungssituation aufgeführt. Sie wünschen sich:

- ein/e BetreuerIn nach eigener Wahl, bevorzugt eine weibliche, da sie sich bei einer Frau besser aufgehoben fühlen können, für manche Situation sei aber auch ein männlicher Helfer recht angebracht;
- Hilfe, um im Alter noch das „eigene Leben“ finden zu können;
- mehr Gespräche mit den betreuenden Personen;
- häufigere Kontakte (im Betreuten Wohnen);
- mehr Anteilnahme der Betreuungspersonen, nicht nur das Notwendig abdecken;
- die Therapie bei einer Frau;
- Hilfe bei der Suche nach Halt und Identität;
- die Unterstützung bei der Entwicklung der eigenen Autonomie;
- eine Art „Mentorin“, die sie längerfristig begleitet und sie beim Aufbau von sozialen Beziehungen unterstützt.

Die männlichen Befragten

Liegen im Bereich der poststationären sozialpsychiatrischen Hilfen durch die feministischen Ansätze

inzwischen einige Arbeiten und Erkenntnisse vor, so ist eine männerorientierte Forschung in diesem Bereich noch ziemlich selten. Erst in den letzten Jahren entwickelte sich innerhalb der Geschlechtersoziologie und innerhalb der Gesundheitsforschung eine Männerforschung, die sich mit dem herrschenden Männerbild, seiner Sozialisation und auch den Gesundheitsproblemen auseinandersetzt. Eine geschlechtersensible Betreuung ist nur dann möglich, wenn *beide* Geschlechter mit ihren unterschiedlichen Strukturen und Bedürfnissen berücksichtigt werden. Bewusst führten wir mit Frauen und Männern Interviews durch, um die jeweiligen Sozialisationsmuster im Bezug zueinander und zur Betreuung zu analysieren. Die Ergebnisse der Interviews mit männlichen Nutzern dienen somit als Folie, um die Differenz zwischen den Geschlechtern deutlicher aufzuzeigen und gleichzeitig die Ineffizienz einer „neutralen“ sozialpsychiatrischen Betreuung zu beweisen.

Die männlichen Biographien lassen in erstaunlicher Deutlichkeit erkennen, wie stark die Befragten mit den Anforderungen der männlichen Rolle zu kämpfen haben, wie sehr sie diese gleichsam ablehnen und dennoch den Anforderungen gerecht werden wollen. Auch hier wird das Spagat zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und subjektivem Erleben deutlich und daraus folgendes Leiden sichtbar. Ein Leiden, das in dieser Gesellschaft – eigentlich! – nicht vorhanden sein darf, weil es der männlichen Rolle widerspricht. Und nur in diesem Widerspruch sind die befragten Männer in der Lage, die Norm der männlichen Rolle zu verlassen, ihrem Bedürfnis nach etwas Anderen nachzugeben. Insofern bedeutet auch hier der Weg in die Krankheit eine Möglichkeit, gegen die tradierten

männlichen Normen zu leben. Oder, um es im Sinne von Blanke (1995)³ zu formulieren, bekommt möglicherweise in diesem Zusammenhang die Krankheit als „soziale Lebensform“ den subjektiven Sinn, den Identitätsbruch lebbar werden zu lassen. Die analysierten Kategorien heben sich von den „klassischen“ Normen für Männer ab, die Normen sind gebrochen durch die Krankheit.

Auch die aus den Interviews der männlichen Befragten analysierten Kategorien zur Sozialisation sollen unkommentiert mit einigen ausgewählten Aussagen unterlegt werden. Das Leiden, die Sehnsucht, die Mängel und Bedürfnisse der Nutzer sprechen für sich. Als Hauptkategorien wurden zusammengefasst:

Mangelhafte oder fehlende männliche (positive) Bezugspersonen im Lebensalltag

„(...) weil, mein richtiger Vater hat sich im Prinzip nicht um mich gekümmert (...) als dann der zweite Mann von meiner Mutter ins Spiel kam, der wollte meine Erziehung ändern und so. Da gab's so Streitigkeiten (...) meine Mutter, die war ja meinem Stiefvater mehr oder weniger hörig (...) die Einzige, die zu mir gehalten hat, war wiederum meine Großmutter.“

„(...) da war nur ne Pflegemutter (...) meine richtige Mutter lebt noch, ich hab' sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Den (Vater, Anm. d. V.) kenne ich nicht. Es war mal ein Vaterschaftsprozess (...) ja, doch, doch, der hat mir gefehlt. Ich habe eigentlich immer nur Frauen was erzählen können, denn die Pflegemutter hatte auch keinen Mann.“

„Mit der Pubertät wurde es immer eiskiger zu meinem Vater, spannungsgeladen, aggressiv (...) er hat mich (...) nicht ernst genommen (...).“

„Ich hab' in meinen Gedanken – ich bin Stimmenhörer – und mein Vater denkt zu mir, er ist vor drei Jahren gestorben, und er denkt zu mir, er will seine

Ruhe habe. Und ich dachte, ich müsste sie ihm geben und das geht nur, indem ich mich umbringe. Ich kann sonst die Gedanken nicht abschalten.“

„Ich hab' mir einen Vater gewünscht, ja. Weil der Kontakt zum Vater war fast null gewesen, schon seit der Scheidung eigentlich, das war mit 10-11 Jahren. Und da ist der Kontakt von einem Tag auf den anderen nicht mehr gewesen. Ich hab' aber meinen Vater auch nicht unbedingt nur positiv gesehen. Also, er konnte jähzornig sein. (...) das war auch problematisch für mich als Kind (...) weil ich mich auch eine ganze Menge vor ihm gefürchtet hab'.“

Unsicherheit in der männlichen Rolle

„(...) ja, der ganze Komplex, das Vater-Kind-Verhältnis oder das Vater-Sohn-Verhältnis oder wie der Sohn den Vater sieht (...) hm, auch so etwas typisch männliches. Mein Vater macht den Kleiderschrank auf und sagt: na, mein Sohn, hier ist meine Militärwäsche (...) und na ja, ich hab' das respektiert (...) na und? Und dann hat er die Zinnfiguren in den Schrank gestellt und rückt sie nicht zum spielen raus.“

„Ich hab' mich nicht richtig den Frauen gegenüber verhalten können (...) ich dachte, ich hätte irgendwas in mir, was die Frauen abschreckt (...).“

„Ja, ich bin schön männlich. Das würde ich schon sagen, ja. Und ich finde es o.k. Und, das ist eigentlich, der ganze Körper ist männlich. Deshalb habe ich ja auch den Bart, damit man das gleich sieht.“

Eine instabile männliche Identität

„Ich trau' meinen eigenen Kräften noch nicht. Und ich hab, hm, kein Selbstvertrauen in dem Sinne.“

Passivität – Bruch mit der klassischen Rolle

„(...) ich hab' mich sehr passiv verhalten, in vielen Sachen! (...) also, ich hab' mich irgendwie so selbst vergewaltigt bei der Sache (Sex, Anm d. V.)“

„Schwäche, na ja, ein Mann muss ja nicht immer stark sein, es gibt ja auch starke Frauen (...) wenn Männer mal schwach werden, dann wär das nicht so schlimm.“

Konservative Rollenbilder

„Ich meine, ich wär schon froh, wenn ich mal so ein Kind hätte. Eine Freundin, eine Frau, so normal, gell. Normal. Eine normale Freundin (...)“

„Ich hätte als Mann, der muss in so einer Beziehung meistens am Anfang jedenfalls, die führende Rolle einnehmen und den ersten Schritt tun. Und das habe ich nicht gemacht, das war mein Fehler (...) ich hab' immer auf ihren ersten Schritt gewartet.“

Rivalität und Leistungsorientierung

„(...) und da habe ich die Befürchtung, dass ich das auch nicht leisten kann.“

„Ich find', ich mach zu wenig Sinnvolles (...) das ist alles Freizeit, was ich mache, die Chöre, der Bürgerverein, Amnesty, das ist alles – das machen andere Leute nebenher, neben der Arbeit. Und arbeiten tun die dann auch und das mach ich ja nicht, ich bin Frührentner (...) ich bin unproduktiv, ich produziere nichts.“

„Zu meinem Bruder das Verhältnis war doch belastend, weil, ja, da gab es viel Konkurrenz. Ja, und Neid dazu und eher die schlechten Sachen. (...) man kann es auch eher so als Hass-Liebe bezeichnen (...) es ging letztendlich um die Zuneigung von meiner Mutter (...) er war nicht so bereit, seine Mutter mit mir zu teilen, ich war es anscheinend in seinen Augen nicht so wert.“

Konflikt-bezogene Sprachlosigkeit

„Am Anfang habe ich auch nicht so reden können (...) ich hab' mal während des Zivildienstes einen guten Freund gehabt. (...) aber nicht richtig aussprechen, die Sachen (...) und sprechen, also, mit meiner Stiefmutter konnte ich überhaupt nicht sprechen, mein Vater hat mich nicht ernst genommen (...) und zu meiner Tante, hm, das war eher eine gefühlsmäßige Ebene (...)“

also, wenn ich darüber gesprochen habe, dann habe ich es nur angedeutet (...) (über intime Zweifel, Träume, Gedanken sprechen, Anm. d. V.) nein, das traue ich nicht, das mach ich nicht mehr. Soweit ich mich traue, Sachen rauszulassen, da spreche ich sie (Psychiaterin, Anm. d. V.) an.“

Überwiegend (abgeschlossene) Ausbildung

„Ich habe eine Lehre abgeschlossen. Ich sollte ursprünglich drei Jahre lernen und hatte aber die Möglichkeit, ein halbes Jahr vorher die Prüfung zu machen.“

„Ich hab' drei Jahre lang XXX gelernt, bin gelernter XXX. Jetzt habe ich ja keine Arbeit.“

„Ich hab' die Hauptschule besucht, (...) dann die Realschule und dann die Fachoberschule, (...) dann hab' ich das Grundstudium abgeschlossen und hab' dann Mathe studiert.“

Ein gebrochenes Selbstwertgefühl

„Aber das, ich mein, wenn man einmal in der Psychiatrie war, das man immer drin bleibt. Weil, ich hab' auch (...) normale Freunde hab' ich kaum. Hab' ich gar nicht.“

Homosexuelle Erfahrungen

„Ich habe Männer immer ziemlich (...) – ich dacht', Männer wollten immer was von meiner Mutter haben. Wollten sie ja auch, und das ein bisschen auch meine eigene Rolle, ich war nicht schwul, habe auch Erfahrungen mit Männern gehabt, bisexuelle, aber trotzdem war ich nicht total schwul oder so.“

„(...) später dann gab es praktisch zum Homosexuellen noch einen kurzen Kontakt. Was heißt kurz, es waren auch einhalb Jahre, ja. Die erste homosexuelle Erfahrung kam in der Klinik, aber eher zwanghaft (...) erst später mit 30 Jahren (...) da hatte ich so eine Freundschaft. (...) und zu dem Zeitpunkt, wo es klar wurde, es wird eine Beziehung oder so, bin ich abgesprungen, hab' ich gesagt, das ist nicht mein Ding.“

Auffällig in den biographischen Erzählungen ist die Bedeutung der Väter. Ob diese innerhalb der Familie anwesend oder abwesend waren, scheint unwesentlich; als Bezugsperson und Identifikationsfigur wird ihnen von den Männern eine dominante Rolle zugeschrieben. Die Unsicherheit mit der eigenen Männlichkeit scheint in einem direkten Bezug zum Verhältnis zur Vaterfigur zu stehen. Selbst wenn der Sohn sich vom Vater abgelehnt fühlte und dieser als grausam oder strafend empfunden wurde, bleibt die Orientierung an den väterlichen Normen weiter bestehen. Die väterlichen Verhaltensvorgaben werden fast zwanghaft befolgt und damit die Instabilität der eigenen männlichen Identität gefördert und gleichzeitig die Unsicherheit im Verhalten gegenüber Frauen. Geborgenheit, Emotionalität und liebevolle Anerkennung haben die interviewten Männer kaum erfahren, sie formulieren ihre Sehnsucht nach solcher Zuwendung oft nur verschlüsselt. Auf der Handlungsebene scheinen sie fast „weiblichen“ Mustern zu folgen, in dem sie eher ihrer Neigung zur Passivität folgen, den Anderen im Beziehungsgefüge die primäre Bedeutung zubilligen und auch in der Sexualität die aktive Rolle ablehnen. Diese Widersprüche, die Gefangenschaft in den traditionellen Rollennormen und gleichsam die Sehnsucht nach „dem Anderen“, verursachen ein Leiden an sich selbst. Verstärkt wird dies durch die gelebte Isolation und das Unvermögen, eine befriedigende Verbindung mit einer Partnerin eingehen zu können. Mit anderen Worten, die befragten Männer leben eine männliche traditionelle Rolle mit Brüchen und Unsicherheiten, die sich auf ihre männliche Identität auswirkt und in Hilflosigkeit und Passivität mündet. Die Aussagen unserer Befragten be-

stätigen die These, dass Männer durch die Infragestellung ihrer Männlichkeit durch die Frauenbewegung der letzten Jahrzehnte eine tiefgreifende Unsicherheit in ihrem Selbstbild erfahren haben. Insgesamt haben Männer offensichtlich weniger Bereitschaft und Flexibilität, sich diesem Veränderungsprozess zwischen den Geschlechtern anzupassen, da sie als gesellschaftlich dominierende Gruppe auf Vorzüge wie Privilegien und Macht zugunsten der Frauen verzichten, ohne diesen Verzicht durch etwas Neues, ihren Selbstwert Stabilisierendes ausgleichen zu können. Bruder-Bezzel (1999)⁴ benennt in ihrem Aufsatz die Männer (nach Farrell) „das schweigende Geschlecht“ und hat mit dieser Definition scheinbar nicht Unrecht, schaut man sich die verbreitete „neue Passivität“ und die Unfähigkeit einer konfliktbezogenen Kommunikation unserer Befragten an. Bei diesem Klientel spiegelt sich die gesellschaftliche Realität doppelt, sozusagen wie in einem Vergrößerungsspiegel, und lässt das Unvermögen der Männer, sich neuen Rollen anzupassen, umso deutlicher sichtbar werden.

Auch für die männlichen Befragten seien die eigenen Wunschvorstellungen an ihre Betreuungssituation genannt:

- positive männliche Identifikationspersonen;
- Unterstützung bei der Suche der eigenen männlichen Identität;
- männliche Bezugspersonen, wegen des intensiveren Verständnisses für die männliche Problematik und einer durch Erotisierung unbelasteten Gesprächssituation;
- mehr Hilfe zur Kommunikation, sich zu öffnen und über die innere Problematik äußern zu können;
- mehr Kontakt und Gespräche mit den BetreuerInnen;

- mehr Hilfe, sich im äußeren sozialen Raum zu bewegen;
- mehr Unterstützung zur Erarbeitung einer unbelasteteren Interaktion und Sexualität mit Frauen;
- mehr gemischte Betreuung, um Ausgewogenheit in der Interaktion mit beiden Geschlechtern zu erarbeiten.

Weibliche und männliche Sozialisationsunterschiede

Vergleicht man die biographischen Muster von Frauen und Männer, so ist offensichtlich, dass beide Geschlechter unter dem Diktat der traditionellen Rollen leiden. Sie halten an den tradierten Vorgaben fest, ohne ihnen genügen zu können. Beide sind im Rollenbild gefangen.

Die befragten Frauen leben die weibliche Rolle ungebrochener als die befragten Männer, im Leiden an diesen Rollen treffen sich beide Geschlechter wieder. Um die Differenz zu verdeutlichen werden die Unterschiedlichkeiten von Frauen und Männern in einer Tabelle dargestellt. Diese Auflistung fängt die unterschiedlichen und konstanten Momente der verschiedenen Biographien ein und benennt sie in „Schlagworten“. Dieses „Tableau der Unterschiede“ soll nicht als verallgemeinerbares Gegensatzenschema (miss-)verstanden werden, sondern es soll die bisherige Darstellung bündeln und die Notwendigkeit einer differentiellen Identitätsarbeit und – damit verbunden – einer spezifischen Un-

Frauen	Männer
Negatives Mutter Vorbild	Negatives Vater Vorbild
Starke Minderwertigkeitsempfindungen	Partielle Minderwertigkeitsgefühle, eher allgemeines positives Grundgefühl
Sexuelle Gewaltverfahrungen durch männliche Familienmitglieder	Keine männliche Bezugsperson in Familie / Ohne direktes positives Rollen Vorbild
Versengungshaltung	Sexuelle Gewaltverfahrung durch männliche Mit-Klienten
Passivität	Passivität
Gewalt, psychische Herabsetzungen werden als selbstverständlich hingenommen	
Frühe sexuelle Erfahrungen	Späte sexuelle Erfahrungen
Geborgenheitsmangel	Geborgenheitsmangel
Überwiegend frühe Mutterschaft / Ehe	Keine Vaterschaft / späte/keine Ehe
Unterordnung unter Männern (Beziehungen)	Permanente Suche nach Partnerin
Weniger Ausbildung	Durch männliche Rolle überfordert
Positives Selbstwertgefühl durch Äußeres	Öfter Ausbildung/Beruf
Emotionale Erzähl-Orientierung	Technisch-sachliche Erzähl-Orientierung
Sexualität ist nicht zentral f. Identität	Sexualität ist zentral für Identität
Eher Beziehung und Geborgenheit	
Starke innere moralische Zwänge	Geringe moralische innere Zwänge
Selbst-Schuldzuweisung	
	Eher konservatives Weltbild
Verlassen fñh das Elternhaus	Leben lange im Elternhaus
Im Rollenbild gefangen	Druck mit Rolle und dennoch darin verhaftet
beide Geschlechter definieren sich im Bezug aufeinander als Frau oder Mann	

Tab.1: Gegenüberstellung der analysierten Sozialisationsmuster aus den Interviews⁵

terstützungsleistung der psychosozialen Einrichtungen deutlich machen.

Fazit

Grundsätzlich bestätigen die Befragungsergebnisse die Notwendigkeit einer Geschlechterorientierung innerhalb der post-stationären psychiatrischen Versorgung. Deutlich wird, dass die ambulante sozialpsychiatrische Arbeit mit Frauen und Männern eine tertiäre Sozialisationsarbeit ist, die nicht nur die eigene Identität stützen, sondern vor allem eine selbstbewusste, selbstbestimmte Organisation des Alltagslebens ermöglichen soll. Damit eine solche Hilfestellung neue Handlungsmöglichkeiten bezüglich der eigenen Kompetenzen zu entdecken und entwickeln hilft, bedarf es einer geschlechtersensiblen Haltung auf Seiten der BetreuerInnen, um eine Kongruenz zwischen der eigenen geschlechtlichen Rolle und dem ICH auf Seiten der Betreuten zu fördern. Unsere Ergebnisse verweisen auf eine notwendige Reflexion:

- zum einen auf einer gesellschaftlichen Ebene, die latent wirksam ist,
- zum anderen auf einer individuellen Ebene, auf der die Betroffenen ihre Konflikt-Bewältigungs-Strategien und Handlungsmuster entwickelt haben.

Eine geschlechtersensible Handlungsebene verbindet diese beiden Aspekte, sie versucht auf der intellektuellen Ebene die gesellschaftliche Rollenverteilung bewusst zu machen, die Positionierung der/des Klientin bzw. Klienten als Frau oder Mann zu reflektieren und die strukturellen Bedingungen durchsichtig zu machen. Über dieses intellektuelle Begreifen kann auf der individuellen Ebene eine weitergehende Förderung und Erarbeitung der brachliegenden Ressourcen stattfinden. Eine Ressourcen-betonte Arbeit ist

an dieser Stelle einer Defizit-orientierten vorzuziehen. Sie folgt dem Gedanken einer ganzheitlichen Anerkennung der Person und findet sich am ehesten im methodischen Konzept des Empowerments. Die Umsetzung dieses methodischen Prinzips im sozialpsychiatrischen Hilfebereich, verbunden mit der Verwirklichung der geforderten geschlechterspezifischen Betreuung macht die Qualität von Sozialer Arbeit erst aus und drückt sich letztlich auch im Selbstwertgefühl und der Stabilität der betreuten KlientInnen aus.

Vergleicht man die Gruppe der befragten Frauen mit jener der befragten Männer, so lässt sich erkennen, dass bei den Frauen ein stärkeres „Geschlechterbewusstsein“ existiert. Von ihnen werden sehr viel mehr frauenspezifische Problemlagen, die sie im Laufe ihres Lebens belastet haben, aufgeführt als von den Männern. Diese bleiben „sachlich“, sie schilderten ihre Probleme eher beiläufig verpackt, sind sich der Rollenspezifik weniger bewusst. Diese rollenspezifische Ausrichtung findet sich ebenfalls in den Interviews mit den professionellen Betreuern. Die tabellarische Zusammenstellung der vorgefundenen Sozialisationsmuster der NutzerInnen macht die Geschlechterdifferenz der Befragten deutlich. Es sind Differenzen, die aktuell – wie die Ergebnisse zeigen – wenig Berücksichtigung finden, jedoch in einer Ressourcen-orientierten Betreuungsarbeit respektiert werden müssen.

Betrachtet man die Verbesserungswünsche der Befragten, so erklären Frauen wie Männer, dass eine intensivere Betreuung, d.h. mehr Kontakte und Gespräche, von der Mehrheit gewünscht werden. Die Anteilnahme der Betreuungspersonen sollte sich nicht nur auf das Notwendige reduzieren, sie sollte um-

fassender den Menschen in seinem ganzen sozialen Radius erfassen. Konsens bestand auch im Wunsch, eine/n BetreuerIn eigener Wahl bestimmen zu können; meist wünschten sich die Betroffenen eine/n BetreuerIn des eigenen Geschlechtes. Hilfen zur Unterstützung einer stabilen eigenen weiblichen oder männlichen Identität wünschen sich beide Geschlechter. Darüber hinaus wünschen sich Frauen Halt und Unterstützung bei der Entwicklung ihrer Autonomie; Männer dagegen wünschen Hilfe und Unterstützung zum Verhalten im sozialen Raum und in der Interaktion mit Frauen. Damit zielen die Wünsche beider Geschlechter auf eine Überwindung traditioneller Geschlechterrollen.

Als Fazit beider Untersuchungsteile, der quantitativen sowie qualitativen Erhebung, lassen sich folgende Aussagen festhalten:

- Die Ergebnisse belegen das Fortbestehen des sogenannten ambulanten Ghettos, eine soziale und berufliche Integration psychisch kranker Frauen und Männer in die Gesellschaft findet nicht statt. Dadurch kommt dem Betreuungspersonal in den gemeindepsychiatrischen Einrichtungen die Rolle wichtiger Bezugspersonen und Sozialisationsagenten zu, ohne dass sie dafür ausgebildet wären.
- In vielen Bereichen konnten Defizite innerhalb der Lebensqualität unserer Befragten aufgezeigt werden – so im Hinblick auf die finanzielle Situation, die sozialen Kontakte, das Sexualleben, die Betreuungssituation.
- Aussagen zur Lebenszufriedenheit stehen im Zusammenhang mit einer Adaptation an die marginale Lebensrolle in gemeindepsychiatrischen Einrichtungen, weniger mit dem Erwerb einer autonomen integrierten Position

innerhalb der Gesellschaft.

- Die größeren alltagspraktischen Fähigkeiten der Frauen bedeuten gleichzeitig eine Grundlage ihrer selbständigeren Wohn- und Lebensformen und damit oftmals auch einem geringeren Betreuungsbedarf. Aus den Erkenntnissen dieser Untersuchung drängt sich der Eindruck auf, dass die bei Männern im Hinblick auf die selbständige Lebensführung im Rahmen der Wohnheimbetreuung festgestellten Defizite dort nicht abgebaut, sondern eher konserviert werden.
- Die Betreuungsverhältnisse unterliegen weiterhin Subjekt-Objekt-Relationen, die den Betreuenden sehr viel Macht und Kontrolle ermöglichen und nicht darauf angelegt sind, die Abhängigkeit der Betreuten zu überwinden. Selbst wenn KlientInnen nun NutzerInnen genannt werden, erlangen sie in diesen Betreuungsverhältnissen nicht den Status von Subjekten und verbleiben in der bekannten Subjekt-Objekt-Position.
- Die aus den Interviews extrahierten Elemente männlicher und weiblicher Biografien verweisen auf typische Risikofaktoren für die Entstehung psychischer Erkrankungen: die fehlenden positiven Mutterbilder bei den Frauen, die mangelhaften oder fehlenden Väter bei den Männern, Gewalterfahrungen usw.
- Die fehlende Beachtung der Hautprobleme und Körperpflege von KlientInnen wurde nicht nur in den Interviews deutlich, sondern auch in der Fragebogen-Erhebung bestätigt. Ein großer Teil der Hauterkrankungen wird nicht fachärztlich behandelt.

Anmerkungen

1 Die Ergebnisse der Forschung werden im Herbst 2003 im Psychiatrie-Verlag erscheinen. Mit der freundlichen Genehmigung des Psychiatrie-Verlages kann hier ein Vorabdruck veröffentlicht werden.

2 Glaser, B. G./Strauss, A. L.: The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, Chicago 1979.

3 Blanke, Uwe, (Hg), Der Weg entsteht beim Gehen, Sozialarbeit in der Psychiatrie, Bonn 1995

4 Bruder-Bezzel, Almuth: Gesellschaftliche Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit, in: Mauthe, Jürgen-H. (Hg): Krankheit & Geschlecht, Konzepte & Kontroversen, Sternenfels/Berlin 1999.

5 Da es sich nicht um einen Versuch handelt, eine Typologie zu erstellen, bleiben einige Leerstellen in der Männer-Spalte erhalten. Sie drücken nichts weiter aus, als dass sich in unseren Interviews hierzu keine Thematisierungen fanden.

Christa Oppenheimer M.A.

IFF, Universität Bielefeld

Postfach 100131

33501 Bielefeld

Email: christa.oppenheimer@uni-bielefeld.de

Qualitätssicherung im Gesundheitswesen als Geschlechterpolitik

In diesem Beitrag werden zwei aktuelle politische Diskussionen aufgegriffen, die bisher weitgehend getrennt geführt werden: die gesundheitspolitischen Forderungen nach Qualitätsbewertung einerseits und das Konzept Gender Mainstreaming andererseits. Ich möchte zeigen, dass erhebliche Bedarfe an geschlechterspezifischer Versorgungsforschung und -praxis bestehen und dass deren Berücksichtigung wesentlich zu einer qualitätsbewussten und effizienten Gesundheitsversorgung beitragen können. Die Debatte um Qualitätssicherung im Gesundheitswesen bietet vereint mit einer wachsenden Akzeptanz von Gender Mainstreaming neue Möglichkeiten für geschlechterpolitische Interventionen. Zentrale Anknüpfungspunkte werden nachfolgend vorgestellt und die Chancen und Grenzen der jeweiligen Strategien aufgezeigt.

1. Geschlechterspezifische Versorgungsbedarfe

Mit dem nationalen Frauengesundheitsbericht (BMFFJ 2001) liegt auch für Deutschland eine Datenbasis vor, die es ermöglicht, den Bedarf an geschlechterspezifischen Versorgungsangeboten und Forschungen zuverlässiger einzuschätzen. Die Informationsgrundlage hat sich in den letzten Jahren kontinuierlich verbessert (vgl. z.B. Hurrelmann/Kolip 2002; Maschewsky-Schneider 1996; Zweiwochendienst 2002). Die in einigen Bereichen erheblichen Unterschiede in den Krankheitsdaten von Frauen und Männern weisen auf einen dringlichen Handlungsbedarf hin. Sie erfordern eine Versorgungsforschung, die Informationen über geschlechterspezifische Bedarfe liefert und mögliche Ungleichbehandlungen offen legt. Darüber hinaus sind jedoch vor allem Akteure und Akteurinnen gefordert, die für Geschlechterfragen im Gesundheitswesen sensibilisiert sind. Ebenso sind institutionell abgesicherte Handlungsstrategien notwendig, um Geschlecht – insbesondere auch in den aktuellen Umstrukturierungen und in den neuen Versorgungsmodellen zu berücksichtigen. Auf allen Ebenen besteht derzeit ein erheblicher

Modernisierungsrückstand.

Die Vernachlässigung von Frauen in der Forschung und in der Versorgung sowie die hieraus resultierende mangelnde Qualität und Effizienz werden in Deutschland erst seit Kurzem überhaupt thematisiert; in der gesundheitspolitischen Debatte bleiben die Zusammenhänge marginal. Die Konsequenz ist, dass Frauen wie Männer oftmals nicht angemessen versorgt werden. Die Defizite wiegen bei den so genannten Volkskrankheiten besonders schwer. Internationale Studien belegen zum Beispiel, dass Frauen mit koronarer Herzkrankheit (KHK) eine schlechtere Versorgung erhalten als Männer. Die diagnostischen und therapeutischen Standards sind auf Männer zugeschnitten und die klinischen Studien erfolgen primär an Männern. Erwiesen ist jedoch, dass diese Erkrankung bei Frauen oftmals ein anderes klinisches Bild und andere Verläufe als bei Männern zeigt (vgl. Bisig/Gutzwiller 2002 für die Schweiz). Für die an Diabetes mellitus Typ II erkrankte Gruppe liegen ebenfalls Hinweise auf unterschiedliche Krankheitsbedingungen und Präventionsmöglichkeiten bei Frauen und Männern vor, die der weiteren Abklärung bedürfen (vgl.

Sottong 2002). Damit sind nur die auffälligsten Defizite benannt; für die meisten Erkrankungen besteht ein erheblicher Klärungsbedarf.

Neben den Forschungslücken im Bereich der geschlechterspezifischen Krankheitsbedingungen und -verläufe, die vielfach zu *Unter- und Fehlversorgungen von Frauen* und möglicherweise zu einer Überversorgung von Männern führen, besteht ein ebenfalls dringlicher Klärungsbedarf in Bereichen mit einer vermuteten *Über- und Fehlversorgung* von Frauen. Das gilt insbesondere für die Hormonersatztherapie, die Psychopharmakaverordnung und die medizinisch nicht indizierten gynäkologischen Eingriffe (vgl. Glaeske 2002; Kolip 2000; Kolip/Glaeske 2002).

Zugleich besteht nach wie vor ein erheblicher *Mangel an frauenspezifischen Versorgungsangeboten*. Zentrale Stichworte sind hier „häusliche Gewalt“ und „Brustkrebsversorgung“. Auch in den Bereichen Mutter-Kind-Kuren und Schwangerenbetreuung – insbesondere nach der Geburt – ist eine Unterversorgung bekannt. Ein weiteres Feld mit hohen Informationslücken stellt das Versorgungssystem selbst dar, das nicht hinreichend an den Bedarfen und den

Zeitstrukturen von Frauen orientiert ist. Darüber hinaus werden die Fragmentierung der Versorgung und die fehlende Vernetzung zwischen Haus- und FachärztInnen – insbesondere GynäkologInnen – seit langem von der Frauengesundheitsforschung und -bewegung kritisiert. Vor allem aus den USA liegen Ergebnisse vor, die vermuten lassen, dass auch die jüngsten gesundheitspolitischen Reformbestrebungen in Deutschland nicht automatisch zu einer Verbesserung der Versorgungssituation von Frauen führen. Vielmehr wird es notwendig, die Angebote und Reformkonzepte auf ihre geschlechterspezifischen Effekte zu prüfen und entsprechend weiterzuentwickeln (vgl. Khoury/Weisman 2002). Damit sind einige wesentliche Defizite benannt. Es bleiben aber die Fragen, was heißt „Geschlecht“ in der Gesundheitsversorgung? Wie können die vielschichtigen Einflüsse geprüft und systematisch in Qualitätsbewertungen integriert werden?

2. Was heißt *gender* in der Qualitätsbewertung?

Gender wird auf unterschiedlichen Ebenen der Gesundheitsversorgung relevant und hat vielschichtige Effekte; Erklärungsangebote für diese Zusammenhänge sind erst im Ansatz vorhanden (vgl. Doyal 2000; Gijbbers van Wijk et al. 1996, Kuhlmann/Babitsch 2002). Wie die zuvor skizzierten Problemfelder zeigen, haben wir es gleichzeitig mit einer Über- und einer Unterversorgung von Frauen – und vermutlich in einigen Bereichen auch von Männern – zu tun. Hervorzuheben ist, dass frauenspezifische Versorgungsangebote keineswegs durch die Genderperspektive obsolet werden, sondern ein zentrales Mosaik des Konzeptes Gender Mainstreaming darstellen. Es geht also nicht mehr

nur um eine Benachteiligung von Frauen, sondern um grundlegende Fragen der Gesundheitsversorgung. Demzufolge kann Geschlecht nicht einfach wie eine additive Kategorie in die Untersuchungen und Erklärungsmodelle eingefügt werden. Notwendig sind vielmehr differenzierte Forschungsansätze und Methoden, die diese Vielschichtigkeit und die Interaktionen unterschiedlicher Einflussfaktoren erfassen können.

Die geschlechterspezifische Analyse stellt demzufolge keine Alternative zu anderen Kategorien wie Alter, Gewicht, Blutdruck oder ähnlichen sozialen wie medizinischen Kategorien dar; vielmehr sind in diese Kategorien vielfach bereits Geschlechterasymmetrien eingelagert. So ist beispielsweise zu berücksichtigen, dass der demographische Anteil von Frauen mit der Altersgruppe zunimmt: Die Versorgung Hochbetagter ist wesentlich eine Versorgung von Frauen. Ebenso weisen der Blutdruck oder das Gewicht geschlechterspezifische Verteilungen auf. Werden nur die medizinischen Kategorien geprüft, erhalten wir Aussagen – beispielsweise über Krankheitsrisiken oder Therapieempfehlungen –, in denen sich letztlich Geschlechterfragen verbergen. So maskiert durch scheinbar objektive und wertneutrale Kategorien sind Geschlechtereffekte schwer zu erkennen und verringern die Aussagekraft von Studien ebenso wie die Wirksamkeit therapeutischer Maßnahmen. Eine Aufschlüsselung der Daten nach Frauen und Männern sowie eine Prüfung geschlechterspezifischer Versorgungsbedarfe muss demzufolge grundsätzlich für alle Fragen erfolgen. Erst auf dieser Basis können zuverlässige Entscheidungen getroffen werden, ob Angebote speziell für Frauen oder für Männer notwendig sind, ob die

bestehenden Versorgungsleistungen für beide Geschlechter angemessen sind und wie sie gegebenenfalls zu verändern wären (vgl. Jahn 2002).

3. Ansatzpunkte für geschlechtergerechte Qualitätsbewertungen

Die neuen gesundheitspolitischen Steuerungsmodelle haben sich neben der Kostenreduktion, die Verbesserung der Versorgungsqualität auf ihre Fahnen geschrieben. Stärkung der Primärversorgung sowie integrative und patientenzentrierte Konzepte gelten als die Schlüsselstrategien für eine verbesserte Qualität. Im Rahmen veränderter Anforderungen und AkteurInnenkonstellationen werden auch die Relevanzkriterien der Qualitätsbewertung neu ausgehandelt. Damit stellen sich die Fragen, nach welchen/wessen Standards und Normen die Indikatoren für Qualität definiert werden und welche Gestaltungsoptionen Frauen als Akteurinnen in diesen Aushandlungsprozessen haben.

Im internationalen Kontext liegen Erfahrungen und Vorschläge vor, die nachfolgend mit Blick auf die möglichen Anknüpfungspunkte für frauen- und geschlechterspezifische Forderungen in Deutschland betrachtet werden. Drei unterschiedliche Strategien sollen diskutiert werden: die Möglichkeiten im Rahmen der Dokumentation und Evaluation der Versorgungsqualität, im Rahmen der veränderten Organisationsformen und „Kundenorientierung“ sowie speziell durch teamförmige und integrative Modelle.

3.1 Dokumentation und Evaluation – Möglichkeiten und Grenzen der Integration geschlechtersensibler Indikatoren in Qualitätsbewertungen

In allen Gesundheitssystemen wird die Qualitätsforschung als dringli-

ches Problem eingestuft und intensiviert. So steht in den USA mit dem „Health Plan Employer Data and Information Set (HEDIS)“ ein umfangreiches Instrument zur Qualitätsbewertung zur Verfügung (vgl. HEDIS 2002). Im National Health Service in Großbritannien wurde ebenfalls ein Set von Indikatoren und auf europäischer Ebene ein Instrument speziell für die hausärztliche Versorgung entwickelt und in mehreren Ländern evaluiert (Grol et al. 2002). Für Deutschland liegen zwar ebenfalls Untersuchungen vor (vgl. z.B. Streich 2002), aber keine so weitgehend standardisierten Instrumente.

Ähnlich wie bei der Gesundheitsberichterstattung (vgl. Jürgens 2000) bieten die Evaluationen, Dokumentationen und Audits im Rahmen der Qualitätsbewertung Möglichkeiten, frauenspezifische Indikatoren zu integrieren. Die Berücksichtigung von Geschlechterfragen kann über eine systematische Prüfung des *gender bias* der Instrumente (Eichler 1999) und/oder über die Generierung frauenspezifischer Indikatoren erfolgen. Im europäischen Kontext bietet das Konzept Gender Mainstreaming (vgl. Kuhlmann 2002, Maschewsky-Schneider 2002) Möglichkeiten, die Geschlechterkategorie auch in der Qualitätsbewertung relevant zu machen. Die Gestaltungsoptionen sind allerdings bisher kaum ausgelotet und noch weniger praxisrelevant.

Die gendersensible und frauengerechte Qualitätsbewertung hat insbesondere in den USA einen hohen Formalisierungsgrad erreicht. So setzte das „National Committee for Quality Assurance“ ein „Women's Health Measurement Advisory Panel (MAP)“ ein, das im Rahmen von HEDIS Vorschläge für neue Indikatoren speziell zur Gesundheit von Frauen entwickelt. Diese Indikato-

ren erfassen die reproduktive Gesundheit, frauenspezifische Versorgungsangebote (z.B. bei sexueller Gewalt) wie auch bisher geschlechtsunspezifisch erfasste Erkrankungen (z.B. Diabetes mellitus) (McKinley et al. 2001).

Trotz dieser Erfolge der Frauengesundheitsforschung zeigt gerade das „Women's Health Measurement Advisory Panel“ die Grenzen einer solchen Strategie auf. Mit der Integration geschlechterspezifischer Indikatoren in bestehende Verfahren werden die Relevanzkriterien biomedizinisch-technologischer Evaluationsverfahren zwar erweitert, aber die Zieldefinitionen und Methoden nicht verändert. Die steigende Bedeutung ökonomischer Kriterien und der Zwang zur Dokumentation und Evaluation der Angebote führen zu einer Mode der „quick fixes“ (Grol et al. 2002, S. 111). Das heißt, es wird nur das bewertet, was unstrittig und einfach zu messen ist.

Mit der Marginalisierung interpersoneller und kommunikativer Aspekte der Versorgung fallen genau die Indikatoren durch das Raster der Standardisierung, die in den Forderungen der Frauengesundheitsbewegung und -forschung im Zentrum stehen. Die biomedizinische Verengung der Indikatoren weist also einen subtilen Geschlechterbias auf. Hinzu kommt, dass die Qualitätsbewertung keine Auskunft gibt, wie die Ergebnisse in der Praxis umgesetzt und wie hierdurch Veränderungen erzielt werden können.

3.2 Marktorientierung, Managed Care und „Nachfrage-macht“ der Nutzerinnen – Handlungsspielräume für eine frauengerechte Versorgung und Risiken

Im Rahmen marktorientierter Versorgungsangebote und ökonomisch

motivierter Erfolgskriterien erhalten geschlechterspezifische Bewertungen eine neue Bedeutung. Sie versprechen eine höhere Effektivität und könnten hierdurch die Ziele der Reformstrategien zumindest partiell stützen. Mit den neuen Versorgungsmodellen erfährt die fragmentierte und nach biomedizinischen Kriterien definierte individualmedizinische Versorgung in mehrfacher Hinsicht grundlegende qualitativ-inhaltliche Erweiterungen: So soll die bestehende Zergliederung der Versorgung durch eine verbesserte Zusammenarbeit der Leistungsanbieter und der Berufsgruppen verringert und den psychosozialen Einflüssen und Bedingungsbeziehungen von Gesundheit und Krankheiten Rechnung getragen werden. Die Ziele der Reformen und die neuen Modelle weisen auffällige Verbindungslinien zu grundlegenden Forderungen der Frauengesundheitsbewegung und -forschung auf.

Nach den vorliegenden Ergebnissen für die USA ist die Versorgungsqualität in den Managed Care-Organisationen (MCOs) nicht grundsätzlich schlechter als in den Fee-for-Service Organisationen (FES). Aus der Geschlechterperspektive zeichnen sich sowohl neue Chancen als auch Risiken ab. So sind PatientInnen in den MCOs häufiger als in FES-Systemen mit der Kommunikation unzufrieden; sie zeigen insgesamt eine geringere Zufriedenheit (Steiner/Robinson 1998, S. 98ff.). Erinnerung sei daran, dass Frauen der Kommunikation in der therapeutischen Beziehung durchgängig eine höhere Bedeutung als Männer beimessen. Mit Blick auf die präventiven Leistungen schneiden die MCOs hingegen besser als die FES Systeme ab (Steiner/Robinson 1998, S. 118f.), zu diesem Ergebnis kommen auch Autorinnen aus der Frauengesundheitsforschung

(z.B. Hoffman et al. 1997; Weisman/Henderson 2001).

Weitere positive Effekte können von den integrierten Versorgungseinheiten und multiprofessionellen Teams der Managed Care-Konzepte ausgehen. Gegenwärtig gelten die Fragmentierung der Versorgung nach Erkrankungen und insbesondere die mangelnde Integration psychischer und gynäkologischer Versorgungsangebote als wesentliche Defizite der Primärversorgung von Frauen (Hoffman et al. 1997). Folgende Maßnahmen im Rahmen der MCOs können zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung von Frauen beitragen:

- „By providing economic incentives to integrate rather than fragment women’s primary care.
- By encouraging the development of multiprofessional primary care teams to provide integrated, comprehensive women’s primary care.
- By using a sex- and gender-specific lens in assessing technology and developing practice guidelines aimed at improving health and mental health outcomes.
- By offering women’s health centers an opportunity to declare their place in the new health market as sites where industry, academia, and consumers can collaborate to define the standards of women’s health care.“ (Hoffman et al. 1997, S. 372)

Darüber hinaus wird vermutet, Teamkonzepte könnten Hierarchien zwischen den Berufsgruppen abbauen und paternalistische Verhaltensweisen und Machtasymmetrien zwischen PatientInnen und Professionellen verringern.

Diese Thesen werden zwar durch Erfahrungen der Frauenprojekte gestützt, doch ist zu berücksichtigen, dass die Bedarfe einer frauenzentrierten Versorgung und der MCOs

nicht in allen Punkten übereinstimmen. Neben Chancen beinhaltet die marktförmige Organisation der Gesundheitsversorgung auch neue Risiken der sozialen Selektion der Patientinnen und erzeugt neue ökonomische Erfolgszwänge, gegen die gerade die kleineren Frauenprojekte oftmals nicht konkurrieren können. Auch die Stärkung der Nachfragemacht der Nutzerinnen im Rahmen wettbewerblicher Strukturen bleibt ambivalent. Die Ziele und Relevanzkriterien von Gesundheitssystemen und von individuellen Patientinnen sind nicht unbedingt identisch. Die geringere Zufriedenheit von Frauen mit der Versorgung der MCOs im Vergleich zu Frauen in FES-Organisationen – trotz der umfassenderen präventiven Angebote der MCOs – ist ein Beleg dafür, dass Zufriedenheitsmessungen als Indikator für Qualität nur begrenzte Aussagekraft haben (vgl. Weisman/Henderson 2001).

Darüber hinaus erzeugt die Marktmacht der NutzerInnen neue soziale Differenzierungen oder verstärkt bestehende. Wird nur die Verfügbarkeit von Versorgungsangeboten gemessen, ohne die realen Zugangschancen zu berücksichtigen, reproduziert dieser Indikator die Asymmetrien zwischen den Geschlechtern. Gezeigt wird beispielsweise, dass der Wandel in den Geschlechterverhältnissen – vor allem die höhere Arbeitsmarktintegration von Frauen – im Zusammenhang mit Versorgungsangeboten relevant wird. Eine Patientenorientierung im Gesundheitswesen steht vor der Anforderung, diese Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen angemessen zu erfassen. Zu berücksichtigen ist beispielsweise, dass unterprivilegierte Frauen die präventiven Angebote oftmals nicht nutzen können, weil diese zu teuer sind, weil keine Kinderbetreuung verfügbar ist

oder weil die Angebote an den für Frauen falschen Orten oder zu den falschen Zeiten erfolgen. Veränderte Arbeitsmarktstrukturen haben zur Folge, dass die „doppelte Verantwortung“ der Frauen für die Familienversorgung und für die bezahlte Arbeit zum weiblichen „Normalfall“ werden. Das Versorgungssystem weist hier jedoch einen erheblichen Modernisierungsrückstand auf: Es berücksichtigt diesen Wandel der Frauenerwerbstätigkeit und ihre Arbeitsmarkteinbindung ohne einen entsprechenden Wandel in der Verteilung reproduktiver Aufgaben – die „doppelte Last“ – nicht hinreichend. Demzufolge ist die Qualität der Versorgung auch daran zu messen, ob männlich dominierte Versorgungsstrukturen überwunden und die Angebote für alle Frauen erreichbar sind (Young 1996).

Das Skizzierte demonstriert, dass Geschlechterasymmetrien – neben anderen Formen sozialer Ungleichheiten – in scheinbar objektive Qualitätsindikatoren wie „Verfügbarkeit“ unmittelbar eingelagert sind. Ein weiteres Problem ist, dass die Differenzen innerhalb der Gruppe der Frauen – wie auch der Männer – nicht berücksichtigt werden. Zieht man in Betracht, dass die Ergebnisse von Qualitätsbewertungen zunehmend entscheidungsrelevant im Gesundheitswesen werden, dann sind sensible Analyseverfahren und Indikatoren zwingend notwendig, um soziale Ungleichheiten zu verringern.

3.3 Integration und Teamkonzepte – Potenziale der Frauengesundheitsforschung

Die Erfahrungen frauenzentrierter Versorgungsmodelle bleiben in den gesundheitspolitischen Debatten ebenso marginal wie feministische Akteurinnen in den institutionellen Steuerungsgremien. Sie können jedoch durch entscheidungsmächtige

AkteurInnen und durch eine wachsende Akzeptanz und Relevanz von Geschlechterfragen aktiviert und in diesem Fall in die Rationalitätslogik der Gesundheitsstrukturreformen integriert werden. Neben den Gerechtigkeitsforderungen – Chancengleichheit der Geschlechter – stehen demzufolge über die Qualität und Effektivität von Versorgungsleistungen neue Legitimationsmuster zur Verfügung, um geschlechterpolitische Forderungen im Gesundheitswesen mit Durchsetzungsfähigkeit auszustatten.

Was in den gesundheitspolitischen Steuerungszielen als Zukunftsmodell der Versorgung entworfen wird, ist in seinen Kernelementen – Integration, Teamarbeit und patientenzentrierte Konzepte – von weiblichen Akteuren (z.B. in Frauengesundheitszentren) bereits seit längerem in der Praxis erprobt. Im Unterschied zu den Disease Management-Programmen und anderen neuen Modellprojekten sind es jedoch nicht die betriebswirtschaftlich-technologischen Ziele von Managed Care, die den Rahmen für diese Projekte abstecken. Vielmehr werden hier medizinkritische inhaltliche Weiterentwicklungen traditioneller Versorgungskonzepte sowie die Parteilichkeit für die gesundheitlichen Bedarfe von Frauen handlungsleitend.

Das Innovationspotenzial der Frauenprojekte für die Umstrukturierungen des Gesundheitssektors ist bisher nicht systematisch erfasst. Dieses Potenzial soll nachfolgend exemplarisch anhand von Ergebnissen aus Deutschland in den Blick gerückt werden. Im Zusammenhang mit dem Frauengesundheitsbericht (BMFSFJ 2001) wurde eine explorative Studie zu den Leitlinien und Erfahrungen frauenzentrierter Versorgungsangebote durchgeführt, um „best practices“-Beispiele und

Ansatzpunkte für eine verbesserte Prävention und Versorgung zu ermitteln. Unter den sechs aufgeführten Praxisbeispielen befindet sich ein Projekt aus dem rehabilitativen stationären Bereich, an dem sich die Komplexität der Veränderungen und die Eingriffstiefe in traditionelle Strukturen aufzeigen lässt, die in den frauenzentrierten Settings eingeleitet werden. Bei dem Projekt handelt es sich um die Frauenstation einer Rehabilitationsklinik, in der Frauen nach Krebserkrankungen der Brust und des Unterleibs sowie anderer, vorwiegend gynäkologischer Probleme versorgt werden; Kostenträger sind die Renten- und Krankenversicherungen. Die Umsetzung eines frauenzentrierten Angebotes erfordert Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen. Die Verzahnungen von institutionellen Rahmenbedingungen, arbeitsorganisatorischen und berufsstrukturellen Veränderungen mit neuen Therapiekonzepten und Qualitätssicherungen sollen nachfolgend an diesem Beispiel aufgezeigt werden.

Auf der institutionellen Ebene wurde die in der Versorgung übliche Trennung zwischen Gynäkologie und Onkologie aufgehoben. Darüber hinaus wurden in der Klinik Räume nur für Frauen geschaffen und sichergestellt, dass für alle Behandlungen weibliche Professionelle zur Verfügung stehen. Es erfolgten grundlegende Umstrukturierungen in der Zusammenarbeit der Berufsgruppen und der Organisation der Arbeit mit dem Ziel, teamförmige Arbeitsweisen und kommunikative Arbeitsstile zu etablieren. Den Kern dieser Behandlungsteams bilden Ärztinnen, Psychologinnen, Krankenschwestern und Physiotherapeutinnen. Im Team wurden Leitlinien für die berufsgruppenübergreifende Zusammenarbeit sowie für den Umgang mit

den Patientinnen entwickelt. Im Zentrum steht dabei die „netzwerkförmige Kommunikation“ (BMFSFJ 2001, S. 630). Weitere wichtige Regelungen sind die Definition klarer Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten:

„(Dabei) versuchen die Ärztinnen, die Dominanz ihrer Berufsrolle nicht herauszukehren, und treten daher weniger bestimmend auf. (...) Die Kooperation im Team als berufsübergreifendes Netzwerk bedeutet, daß allen Mitarbeiterinnen bewußt ist, daß sie einen wichtigen, wenn auch unterschiedlichen Part in einem institutionellen Behandlungsszenario übernehmen“ (BMFSFJ 2001, S. 631, 634).

Demzufolge zielen die Veränderungen weniger auf die Auflösung professioneller Grenzen und die Angleichung professionsspezifischer Zuständigkeiten. Vielmehr geht es um den Abbau von Hierarchien und die Anerkennung von unterschiedlichen Kompetenzen in der Gesundheitsversorgung. Es werden Möglichkeiten aufgezeigt, die widersprüchlich gedachte Trias von emotionaler Offenheit, fachlicher Kompetenz und Grenzen der Kompetenz zusammenzubringen. Dass es sich hierbei um fortwährende Lernprozesse handelt, die der institutionellen Unterstützung bedürfen, kommt in formalen Regeln der Arbeitsorganisation zum Ausdruck. So finden regelmäßige wöchentliche Teamsitzungen unter Beteiligung aller Professionen sowie fachspezifische und interdisziplinäre Weiterbildungen statt.

Mit Blick auf die Versorgungsqualität stehen die Information und Aufklärung sowie die partnerschaftliche Entwicklung von Therapiekonzepten und -zielen und die Stärkung der subjektiven Gesundheitspotenziale und der aktiven Krankheitsbewältigung im Zentrum. In

einem ganzheitlichen Versorgungskonzept werden die sozialen Lebenskontexte der Frauen berücksichtigt und unterschiedliche Ressourcen für die Rehabilitation und Gesundheitsförderung genutzt. So kommen neben medizinischen und psychologischen Aspekten auch der Bewegung und Körpererfahrung eine hohe Bedeutung zu. Der enge Austausch mit den Patientinnen und die Diskussionen im Team sollen eine Kontrolle der therapeutischen Erfolge sichern.

Obschon eine Evaluation der Qualität nach wissenschaftlichen Kriterien bisher nicht vorliegt und der Frauengesundheitsbericht keine weitergehenden Informationen liefert, zeichnet sich hier ein spezifisches Modell der Qualitätssicherung durch die Kontrolle des Teams ab. Möglicherweise stellt diese Form eine Alternative zu den Standardisierungen und Quantifizierungen von Indikatoren dar, die in der Debatte um das Qualitätsmanagement gefordert werden. Der Vorteil dieses Modells könnte darin liegen, dass die Probleme der Normierung individueller Behandlungsverläufe und Bedarfe sowie der biomedizinischen Reduktion der evidenzbasierten Medizin verringert werden. Diese Form der Qualitätssicherung durch multidisziplinäre Teamkontrolle und Patientinnen ist bisher weder geprüft, noch wird sie überhaupt als Möglichkeit des Qualitätsmanagements im Gesundheitswesen in Erwägung gezogen.

Dieses Beispiel zeigt, dass weibliche Akteure die sich unter bestimmten Bedingungen bietenden Handlungsspielräume des deutschen Gesundheitssystems nutzen können. Es vermittelt zugleich einen Einblick, wie tiefgreifend die Veränderungen sein müssen, um patientenzentrierte Versorgungsmodelle und integrative, teamförmige Angebots-

strukturen in der Praxis zu realisieren. Der „autonome Einzelarbeiter“ als der Prototyp des (deutschen) Gesundheitswesens hätte in diesen Settings keinen Platz mehr (vgl. Kuhlmann 2003). Es bedarf demzufolge einer grundlegenden Verschiebung in den Machtbalancen der zentralen Akteure im Gesundheitswesen, um Veränderungen zu erzielen.

4. Qualitätsmanagement als Arena der Geschlechterpolitik

Internationale Erfahrungen zeigen, dass das Qualitätsmanagement systematisch für frauenspezifische und geschlechtergerechte Forderungen genutzt werden kann und dass hierfür unterschiedliche Anknüpfungspunkte mit jeweils spezifischen Chancen und Risiken zur Verfügung stehen. Die Integration geschlechterspezifischer Indikatoren in die Dokumentation und Evaluationen kann insgesamt erhebliche Fortschritte vorweisen. Dennoch lehrt gerade die Erfahrung mit der Gesundheitsberichterstattung (nicht nur) in Deutschland, dass den Daten nicht unbedingt auch Taten folgen. Zwar ist eine wachsende Akzeptanz und Sensibilität für Geschlechterfragen zu beobachten, doch erfolgen die Umstrukturierungen im Gesundheitswesen weiterhin „ohne Ansehen des Geschlechts“. Eine Verankerung der Geschlechterforschung und frauengerechter Angebote fehlt gerade in ressourcenintensiven Bereichen wie der Humangenetik und den Biotechnologien. Sie fehlt ebenso in den Schlüsselkonzepten der Gesundheitspolitik wie den Disease Management-Programmen (DMPs) im ambulanten und den DRGs als neues Steuerungsinstrument im stationären Sektor. In den zentralen Steuerungsgremien und korporatistischen Verbänden dominieren männliche Akteure – unge-

achtet des neuen Politikkonzepts Gender Mainstreaming (vgl. Maschewsky-Schneider 2002).

Die aktuellen Umstrukturierungen bieten dennoch Möglichkeiten, zum einen aufgrund der Innovationspotenziale der Frauengesundheitsprojekte für die Gesundheitsversorgung und zum anderen aufgrund ihres Prozesscharakters, da Prozesse eher zu beeinflussen sind als verfestigte Handlungsroutinen. Die Berücksichtigung der Geschlechterfrage kann beispielsweise zum verpflichtenden Standard für alle neuen Versorgungsprogrammen – Stichworte DMPs, DRGs, Netzwerke – und für alle Reformkonzepten – Leitlinien, Gesundheitsziele, Zertifizierung der Praxen, Fortbildung – erklärt werden. Diese Anforderung kann sich an die Gesundheitspolitik, an die Ethikkomitees sowie an die Krankenkassen, die diese Programme finanzieren, richten. Sie muss vor allem auch auf die Beschäftigten im Gesundheitswesen zielen, die diese Programme umsetzen. Angesprochen sind demzufolge alle Berufsgruppen im Gesundheitswesen. Der primäre „Gewinn“ liegt gegenwärtig möglicherweise eher auf der Ebene einer steigenden Sensibilität für Geschlechterfragen als in unmittelbaren und direkt zu messenden Veränderungen der therapeutischen Praxis.

Das Konzept Gender Mainstreaming bietet einen politisch definierten Rahmen für die Verpflichtung auf geschlechterspezifische Standards, der jedoch für das Gesundheitswesen und die Medizin noch „gefüllt“ werden muss. Die neuen gesundheitspolitischen Zielsetzungen, insbesondere die Stärkung der Primärversorgung, könnten sich insgesamt als „Beschleunigungsmomente“ für eine frauen- und geschlechtergerechte Versorgung er-

weisen. Eine Kultur der Integration, Multidisziplinarität und Patientenorientierung ist unter den Akteurinnen im Bereich der Frauengesundheit weitaus länger und stärker verankert als im Mainstream der Gesundheitsversorgung; dieser „Modernisierungsvorsprung“ wird aber bisher im gesundheitspolitischen Diskurs nicht wahrgenommen (BMFSFJ 2001, S. 585).

Darüber hinaus bleibt ein weiteres Potenzial bisher in den Reformdebatten nahezu ungenutzt: Das sind all die Berufsgruppen, die als Gesundheitsberufe und als TherapeutInnen bezeichnet werden und die mit Abstand die größten Beschäftigungsanteile im Gesundheitswesen stellen. Ob und wie geschlechterspezifische Bedarfe in der Praxis erfasst und angemessen berücksichtigt werden, hängt also wesentlich auch von den Gesundheitsberufen und ihren Handlungsstrategien ab. Demzufolge muss die Diskussion um geschlechterspezifische Versorgungsformen zwingend in allen Berufsgruppen geführt und in die jeweiligen Ausbildungen integriert werden. In dieser Hinsicht scheint der Nachholbedarf der Gesundheitsberufe noch größer als in der Medizin zu sein, mit Blick auf die Multidisziplinarität und die Patientenorientierung bieten sie hingegen vielfach günstige Bedingungen.

Die unmittelbaren Zusammenhänge zwischen den Strukturen und Organisationsformen der Versorgung und einer verbesserten Qualität belegen, dass „Arbeit, Gesundheit, Geschlecht“ auf vielfältige Weise verknüpft sind: Integrative Versorgungsformen und arbeitsorganisatorische Konzepte, die auf multiprofessionelle Teams und kommunikative Arbeitsweisen zielen, sind Voraussetzung für eine qualitätsbewusste frauen- und geschlechtergerechte Gesundheitsversorgung. Eine

geschlechterspezifische Versorgungsforschung erschöpft sich demzufolge nicht darin, eine neue Spalte „Frauen“ und „Männer“ in die Statistiken und das Berichtswesen einzuführen. Die Innovationspotenziale der Geschlechterforschung und des Konzepts Gender Mainstreaming liegen darin, die komplexen Einflüsse der Kategorie Geschlecht als soziales Ordnungsmuster und als gesellschaftliches Ungleichheitsverhältnis zu erfassen. Um diese Potenziale systematisch zu entwickeln und zu nutzen, bedarf es handlungsmächtiger AkteurInnen und etablierter Netzwerke, die sich in die Aushandlungsprozesse einmischen und Deutungsmacht in den Entscheidungsgremien erringen. Es ginge dann nicht mehr nur um die Berücksichtigung frauenspezifischer Versorgungsbedarfe, sondern um grundlegende Umstrukturierungen der Gesundheitsversorgung.

Anmerkungen

1 Der Beitrag basiert auf einem Vortrag auf der Tagung „Frauen – Arbeit – Gesundheit“, ver.di Niedersachsen-Bremen, 27. Mai 2003, Hannover

Literatur

Bisig, Brigitte/Gutzwiller, Felix (Hgg.): Frau und Herz. Epidemiologie, Prävention und Behandlung der koronaren Herzkrankheit bei Frauen in der Schweiz, Bern 2002.
 BMFFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Gesundheit): Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen in Deutschland (Frauengesundheitsbericht), Stuttgart 2001.
 Doyal, Lesley: Gender equity in health: debates and dilemmas, in: Social Science and Medicine, 51, 2000, S. 931-939.
 Eichler, Margrit: Mehr Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern:

Erkennen und Vermeiden von gender bias in der Gesundheitsforschung, Berlin 1999 (Deutsche Bearbeitung: Fuchs, Judith/Maschewsky, Kris/Maschewsky-Schneider, Ulrike 2002).
 Gijsbers van Wijk, Cecile MT/van Vliet, Katja P./Kolk, Annemarie M.: Gender perspectives and quality of care: towards appropriate and adequate health care for women, in: Social Science and Medicine, 43, 5, 1996, S. 707-720.
 Glaeske, Gerd: Auffälligkeiten der geschlechtsspezifischen Versorgung in der GKV. In Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hgg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Frauen und Männer im Vergleich, Bern 2002, S. 520-532.
 Grol, Richard/Baker, R./Moss, F.: Quality improvement research: understanding the science of change in health care, in: Quality and Safety in Health Care, 11, 2002, S. 110-111.
 Health Plan Employer Data and Information Set (HEDIS): www.ncpa.org/programs/HEDIS/html, 2002.
 Hoffman, Eileen/Maraldo, Pamela/Coons, Helen L./Johnson, Karen: The women-centred health care team: integrating perspectives from managed care, women's health, and the health professional workforce, in: Women's Health Issues, 7, 6, 1997, S. 362-374.
 Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hgg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Frauen und Männer im Vergleich, Bern 2002.
 Jahn, Ingeborg: Methodische Probleme einer geschlechtergerechten Gesundheitsforschung, in: Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hgg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Frauen und Männer im Vergleich, Bern 2002, S. 142-156.
 Jürgens, Regina: Frauen und Gesundheit. Ein Einstieg in die Frauengesundheitsberichterstattung, Bundesgesundheitsblatt, 43, 2000, S. 694-697.

- Khoury, Amal J./Weisman, Carol S.: Thinking about women's health: the case for gender sensitivity, in: Women's Health Issues, 12, 2, 2002, S. 61-65.
- Kolip, Petra: Wem nützt die Medikalisierung der Wechseljahre?, in: Jahrbuch für Kritische Medizin, Bd. 33, 2000, S. 20-136.
- Kolip, Petra/Glaeske, Gerd: Die Medikalisierung weiblicher Biographien im mittleren Lebensalter., in: Schweizerische Ärztezeitung, 83, 10, 2002, S. 479-482.
- Kuhlmann, Ellen: Gender Theorien in der Gesundheitsforschung, in: Hurrelmann, Klaus/Kolip, Petra (Hgg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Frauen und Männer im Vergleich, Bern 2002, S. 104-117.
- Kuhlmann, Ellen: Modernisierung der Professionen – Begegnungen zwischen Idealtypen und Hybriden am Beispiel der Medizin, in: Kuhlmann, Ellen/Betzelt, Sigrid (Hgg.): Geschlechterverhältnisse im Dienstleistungssektor, Baden-Baden 2003, S. 51-64.
- Kuhlmann, Ellen/Babitsch, Birgit: Bodies, health, gender – bridging feminist theories and women's health, in: Women's Studies International Forum, 25, 4, 2002, S. 433-442.
- Maschewsky-Schneider, Ulrike (Hg.): Frauen sind anders krank, Weinheim 1996.
- Maschewsky-Schneider, Ulrike: Gender Mainstreaming im Gesundheitswesen – die Herausforderung eines Zauberwortes, in: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 34, 3, 2002, S. 493-503.
- McKinley, Elisabeth D./Thompson, Joseph W./Briefer-French, Jessica/Wilcox, Lynne S./Weisman, Carol S./Andrews, Williams C.: Performance indicators in women's health: incorporating women's health in the Health Plan Employer Data and Information Set (HEDIS), in: Women's Health Issues, 12, 1, 2002, S. 46-58.
- Sottong, Ursula: Disease Management Programme und Gender, in: Impulse, Newsletter der Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen, Nr. 36/2002, S. 7.
- Steiner, Andrea/Robinson, Ray: Managed health care: US evidence and lessons for the National Health Service, Buckingham 1998.
- Streich, Waldemar: Qualität in der ambulanten Versorgung, in: Braun, Bernard/Böcken, Jan/Schnee, Melanie (Hgg.): Gesundheitsmonitor, Gütersloh 2002, S. 88-96.
- Weisman, Carol/Henderson, Jillian T.: Managed Care and women's health: access, preventive services, and satisfaction, in: Women's Health Issues, 11, 3, 2001, S. 201-215.
- Young, Ruth: The household context for women's health care decisions: impact of U.K. policy changes, in: Social Science and Medicine, 42, 6, 1996, S. 949-963.
- Zweiwochendienst: Frauen, Gesundheit, Politik (Sonderdruck, 31.03.2002), Berlin 2002.

Ellen Kuhlmann
Zentrum für Sozialpolitik, Abt.
Geschlechterpolitik im Wohlfahrtsstaat
Universität Bremen
Parkallee 39
28209 Bremen
Email: e.kuhlmann@zes.uni-bremen.de

Flexibilität in Arbeit und Alltag: das neue Paradigma der postindustriellen Gesellschaft¹

Mit dem Flexibilitätsbegriff verweisen wir auf Veränderungen in unserer Arbeitserfahrung wie unserer Alltagserfahrung: negative wie positive. Der Umgang mit der Zeit wird offenbar weniger rigide, es gibt mehr Freiheiten, aber zugleich wissen wir nicht genau, wieweit die Anforderungen an Flexibilität noch gehen werden, wie sie zu bewältigen sind und wie wir sie bewerten sollen.

In der formalen Definition meint Flexibilität die Fähigkeit, sich wechselnden Situationen und Anforderungen rasch anzupassen. *Flexibilisierung der Arbeit* weist als Prozessbegriff auf weitreichende Veränderungen in der Arbeitswelt hin:

- *Flexible Arbeitsverhältnisse* richten sich auf Arbeitssituationen, in denen nicht immer an demselben Arbeitsort, nicht immer in demselben Betrieb gearbeitet wird, bei denen nicht immer dieselbe Arbeitsaufgabe ansteht. Von Flexibilisierung des Arbeitsverhältnisses kann man auch sprechen, wenn die Arbeit nicht mehr in eine klare Hierarchie eingebunden ist, sondern neue Zuständigkeiten, Verantwortlichkeiten und Risiken entstehen (dazu Abschnitt 1.1).
- *Flexible Arbeitszeiten* sind veränderliche, an den Arbeitsanfall angepasste oder aus anderen Gründen bewegliche Arbeitszeiten, die zum Teil tariflich – mit Durchschnittsarbeitszeiten und neuen Formen der Zeitkontrolle – reguliert sind. Bei der Verbindung von flexiblen Arbeitsverhältnissen mit flexiblen Arbeitszeiten fehlt aber oft die kollektive Regelung; stattdessen wird die Entscheidung über die Arbeitszeit und die Kontrolle dem Einzelnen überlassen (dazu Abschnitt 1.2).

Flexibilität im Alltag ist zum einen eine Folge der Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeiten. Zum anderen ist die Fähigkeit, sich wechselnden Situationen und Anforderungen anzupassen, immer schon für die alltägliche Lebensführung² charakteristisch – von der Betreuung von Kindern über die Anpassung des alltäglichen Konsums an das Haushaltsbudget und die Ladenöffnungszeiten bis zum Umzug bei berufsbio-graphischen Übergängen. Generell ist die Anpassung an externe Zeiten – Zeiten, die von Schule und Betrieb, von Behörden, Fahrplänen und ähnlichem gesetzt werden – immer eine Grundlage für Flexibilität im Alltag gewesen.

Flexibilität von Arbeitsverhältnissen, Arbeitszeiten und alltäglicher Lebensführung stellt das neue *Paradigma der gesellschaftlichen Organisation* (nicht nur der der Arbeit) der postindustriellen Gesellschaft dar; daher wird Flexibilität auch die individuellen Arbeitszeiten und die alltägliche Lebensführung zunehmend kennzeichnen. Flexibilität ist daher ein Begriff, mit dem Jede/r die eigenen Erfahrungen mit Veränderungsprozessen in der Erwerbsarbeit und in der Lebensführung benennen kann. Wegen der Vielfalt und Unbestimmtheit dieser Prozesse muss zur Bewertung der Flexibilitätsanforderungen und -erfahrungen der jeweilige soziale Kontext betrachtet werden.

In Abschnitt 1 wird zunächst über alte und neue Formen flexibler Arbeitsverhältnisse und Arbeitszeiten im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft berichtet. In Abschnitt 2 geht es um den Zusammenhang von Dienstleistungsarbeit und Flexibilität, in Abschnitt 3 um die Folgen der Flexibilität für die Lebensplanung – insbesondere für die Frauen.

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen der Vortragsreihe der Freiburger Frauenforschung – Universität Freiburg – am 17.7.03.

2 Kudera, Werner/Voß, G. Günter (Hrsg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen 2000

1. Flexibilität in der industriellen und postindustriellen Gesellschaft

Um die Bedeutung von Begriffen zu klären, kann es nützlich sein, nach entgegengesetzten Begriffen zu fragen; Gegenbegriffe für Flexibilität sind Stabilität, Dauerhaftigkeit oder auch Einheitlichkeit. In der industriellen Gesellschaft – dem Entwicklungsstadium, das wir hinter uns lassen³ – sind im Sinne dieser Gegenbegriffe für die Arbeitsverhältnisse wie auch für die Arbeitszeit und darüber hinaus für die gesamte Lebensführung Stabilität, Berechenbarkeit und Einheitlichkeit kennzeichnend gewesen – nicht nur für die westlich-kapitalistische, sondern noch in stärkerem Maße auch für die staatssozialistischen Gesellschaften.

1.1 Stabiles Arbeitsverhältnis versus Verbreitung prekärer Arbeitsverhältnisse

In den letzten 120 Jahren hat in Deutschland die arbeitsrechtliche, sozial- und tarifpolitische *Institutionalisierung des Arbeitsverhältnisses* stabile Arbeitsbedingungen hergestellt, die Arbeitszeit wurde standardisiert und der Erwerbsverlauf (vorrangig der der Männer) *vereinheitlicht*. Im Einzelnen heißt das:

- Die Vereinheitlichung betrifft die Einklagbarkeit der Vorschriften des Arbeitsrechts und die Gleichbehandlung der Arbeitnehmer (bei der Anwendung der Tarifverträge, bei den betrieblichen Sozialleistungen und bei der betrieblichen Interessenvertretung).
- Die Vereinheitlichung betrifft auch die Arbeitszeit: männlichen Arbeitern und Angestellten in Industrie und Handwerk und im Öffentlichen Dienst steht im Prinzip nur Vollzeit-Arbeit offen. Dabei wird die vollständige Verfügbarkeit am Arbeitsplatz unterstellt.
- Mit zunehmendem Alter und Betriebszugehörigkeit erhöht sich die Arbeitsplatzsicherheit, und die Senioritätsrechte im Betrieb erschweren Entlassung oder Einkommensrückgang im Alter.
- Mit der (relativen) Arbeitsplatzsicherheit korrespondiert eine Sicherung gegen die Risiken des Einkommensausfalls bei Krankheit, Arbeitsunfall, Arbeitslosigkeit und im Alter. Die Systeme der sozialen Sicherung überbrücken Brüche im Erwerbsverlauf, etwa nach einer Entlassung, während der Arbeitssuche oder in Zeiten, in denen die Arbeitsfähigkeit eingeschränkt ist. Auch die Tatsache, dass aufgrund dieser Transferleistungen nicht jeder Arbeitsplatz angenommen werden muss, ist ein den Erwerbsverlauf vereinheitlichendes und verstetigendes Moment.

Für dieses einheitlich-stabile Arbeitsverhältnis hat sich der Begriff des „Normalarbeitsverhältnisses“⁴ eingebürgert: dies benennt mehr als die rechtliche Form der Arbeit, vielmehr ist es ein in der individuellen Lebensführung sich konkretisierendes gesellschaftliches Arrangement der Existenzsicherung mittels sozial abgesicherter abhängiger Arbeit, das die Lebenssituation des männlichen Arbeitenden wie auch seiner Familie prägt.⁵ Im Laufe der 1960er und 1970er Jahre ist diese Form der Erwerbsarbeit in der Bundesrepublik zur tatsächlichen Norm geworden, an der nunmehr andere Erwerbsformen gemessen werden. Im kritiklosen Festhalten am Normalarbeitsverhältnis drückt sich allerdings auch eine Idealisierung von Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt aus, die von der Ausgrenzung der Frauen (und anderer Gruppen der Bevölkerung) geprägt waren. Denn die Erfolgsgeschichte des Normalarbeitsverhältnisses ist Teil der historischen Sondersituation der Nachkriegszeit; wirtschaftliche Prosperität, stabile Arbeitsmotivation, institutionalisierte Sozialpartnerschaft und sozialverträgliche Verteilung, niedrige Erwerbsbeteiligung der Frauen und geringe Kosten für die soziale Infrastruktur trugen dazu bei. Unausgesprochen gehört zur Stabilität dieses Arrangements die *Arbeitsteilung der Geschlechter* und die strukturelle Komplementarität von industriell geprägtem Erwerbssystem, traditioneller Familie und paternalistischem Wohlfahrtsstaat.

3 Vgl. dazu Baethge, Martin: *Der unendlich langsame Abschied vom Industrialismus und die Zukunft der Dienstleistungsbeschäftigung*, in: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 53, Heft 3, 2000, S. 149-156 sowie Castells, Manuel: *Das Informationszeitalter I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen, 2001.

4 Mückenberger, Ulrich: *Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – hat das Arbeitsrecht noch Zukunft?*, in: *ZfSozialreform* Heft 7, 1985, S. 415-434 und Heft 8, 1985, S. 457-475.

5 Geissler, Birgit: *Normalarbeitsverhältnis und Sozialversicherungen – eine überholte Verbindung?*, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* Jg. 31, Heft 3, 1998, S. 550-557.

Seit den 1970er Jahren wird jedoch die Industrie von einer vielfältigen Dienstleistungsökonomie als Wachstumsbereich abgelöst, und die einheitlichen, für die tayloristische Arbeitsorganisation in der Industrie funktionalen Arbeitsverhältnisse differenzieren sich aus. Zugleich machen Wohlfahrtsstaat und Familie grundlegende Strukturveränderungen mit. Es ist nun kein Zufall, dass der interdependente soziale Wandel in allen drei Bereichen: Arbeit – Wohlfahrtsstaat – Familie und Lebensführung zugleich mit einem substantiellen Wandel des Geschlechterverhältnisses einhergeht. Denn die industriegesellschaftliche Ordnung „brauchte“ für ihre Stabilität und Dauerhaftigkeit die Familie und die Arbeit der Frauen in der Familie als „heimliche Ressource“, wie Beck-Gernsheim es genannt hat. Und die jüngere Frauengeneration ist nicht bereit, als diese Ressource zu fungieren.

Zurück zum Gegensatzpaar Flexibilität – Stabilität im Arbeitsmarkt: Heute verliert sich die Dominanz des weitgehend einheitlichen und stabilen Arbeitsverhältnisses. Wie bereits in den Erwerbsstatistiken sichtbar ist, wird das Normalarbeitsverhältnis langsam von flexiblen Erwerbsformen in den Hintergrund gedrängt. (Diese Erwerbsformen werden auch „prekär“ – dass heißt hier instabil, nicht existenzsichernd – genannt). Es geht bei Flexibilität in der Arbeit also erstens um die Zunahme verschiedener nicht regulärer Erwerbsformen: befristete Beschäftigung, Leiharbeit, sozialversicherungsfreie Beschäftigung, Arbeit mit Honorar- oder Werkvertrag, Heim- und Saisonarbeit, Scheinselbstständigkeit, „neue Selbstständige“. Diese Arbeitsverhältnisse fungieren derzeit nach Ausbildung und Studium oder bei Frauen nach der Kinderphase häufig als Brücke in den Arbeitsmarkt.

Umfang und Dauer der flexiblen Erwerbsformen sowie die Lage der Arbeitszeit richten sich nach dem Arbeitsanfall: es wird gearbeitet, wenn ein Auftrag hereingekommen ist, und dann ggfs. auch intensiv und lange. Die Arbeitszeiten richten sich jedoch häufig auch nach der Lebenssituation der Arbeitenden. Hier ist zu beobachten, dass diese Erwerbsformen zumindest in bestimmten Lebensphasen für jüngere, gut ausgebildete Männer und Frauen attraktiv sind, die mit den geregelten Verhältnissen im Normalarbeitsverhältnis Fremdbestimmung assoziieren. Für diese Gruppe sind die Zeitinstitutionen, der Acht-Stundentag, freies Wochenende etc. weniger wichtig als eine individualisierte Lebensführung. Kulturelle und strukturelle Flexibilität verstärken sich in diesen Fällen wechselseitig.

Neben dieser „äußeren“ Flexibilisierung der Arbeit gibt es eine „innere“: einen Wandel der Arbeitsweise und der Zeitstrukturen von regulären, stabilen Arbeitsverhältnissen. Dies geht auf eine verbreitete *Reorganisation der betrieblichen Arbeitsabläufe* zurück:

- die Ebenen der betrieblichen Hierarchie werden reduziert,
- Arbeitsvorgaben werden in Projektform oder als Zielvorgaben formuliert,
- Kooperationsformen werden informeller.

Im Zuge der Enthierarchisierung wird die Arbeit weniger durch direkte Anweisungen, enge Arbeitsvorgaben und Kontrolle gesteuert, sondern indirekt durch die Rahmenbedingungen der Arbeit und durch Ziele und Leitbilder. Es wird zur Aufgabe der Arbeitnehmer, selbst einen Großteil der technischen und unternehmerischen Probleme der Einheit zu lösen und um das Überleben ihrer betrieblichen Einheit am Markt zu kämpfen⁶. Diese Tendenz wird in industriellen Großbetrieben beobachtet, sie kennzeichnet aber auch die Arbeitssituation in zahlreichen Dienstleistungsbranchen. Auch wenn das Arbeitsverhältnis selbst noch den Kriterien von Dauerhaftigkeit und sozialer Absicherung genügt, ist es doch von Flexibilität geprägt: die Grenzen des Arbeitsplatzes bzw. der inhaltlichen Anforderungen werden diffus, die Differenz von Arbeitgeber und Arbeitnehmer verwischt sich.

Bisher sind die flexiblen Arbeits- und Erwerbsformen auf bestimmte Bereiche

6 Voß, Günter G./ Pongratz, Hans: *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der 'Ware Arbeitskraft'?*, in: *KZfSS* 50, 1998, S. 131-158; Moldaschl, Manfred/Voß, Günter G. (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*, München/Mering 2002.

und auf relativ kleine Gruppen beschränkt. Aber weder der Öffentliche Dienst wird sich mittel- und langfristig den skizzierten Tendenzen entziehen können noch der „normale“ Klein- oder Mittelbetrieb im Einzelhandel, im Handwerk, in den einfachen Dienstleistungen. Überall setzen sich projektförmiges Arbeiten, die Einbeziehung von externen Mitarbeiter/-innen, von „neuen Selbstständigen“ und befristet Beschäftigten sowie die Flexibilität der Arbeitszeit durch, und dies verändert Arbeitsbedingungen und Anforderungen. Die Dienstleistungen sind hier jedoch Vorreiter einer allgemeinen Entwicklung. Gerade in den modernen Dienstleistungsbranchen setzen sich projektförmige Arbeit – ggfs. mehrere Projekte gleichzeitig – und Selbstorganisation des Arbeitsprozesses durch. Zunehmend gilt als Lohnindikator das Ergebnis der Arbeit, nicht die am Schreibtisch oder Computer verbrachte Zeit. Der Arbeitsplatz selbst „verflüssigt“ sich, es wird an verschiedenen Orten gearbeitet, unterwegs, zuhause.

1.2 Stabile versus flexible Arbeitszeiten

Voraussetzung und zugleich Folge der Geltung des Normalarbeitsverhältnisses war das *industrielle Zeitregime*, das die Trennung von Arbeit und Leben durchsetzte. Mittels allgemeinverbindlicher Regeln und im Alltag verankerter Mechanismen wird die Zeit für die bezahlte Arbeit von allen anderen Zeitverwendungen – die weniger wichtig, weniger wert sind als die mit Arbeit verbrachte Zeit – getrennt. Historisch trug zur Institutionalisierung dieser Abgrenzung die gesetzliche und tarifvertragliche Regulierung sowie die betriebliche Routinisierung der Arbeitszeit entscheidend bei. Dieser Prozess mündete in erwerbsbezogene „Zeitinstitutionen“ – Normalarbeitstag, Wochenende, Urlaub, Ruhestand – ein.⁷ Mittels dieser Zeitinstitutionen war der direkte Zugriff des Betriebs auf die Arbeitskraft klar begrenzt. Da diese Mechanismen jedoch nur für die im Normalarbeitsverhältnis Beschäftigten griffen, blieben andere Beschäftigte, insbesondere Frauen, außerhalb der Schutzfunktionen der Zeitinstitutionen. Gleichzeitig blieben die von Frauen realisierten „Brücken“ zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebensführung außerhalb der Wahrnehmung.

7 Fürstenberg, Friedrich/
Herrmann-Stojanov,
Irmgard/Rinderspacher,
Jürgen P. (Hrsg.): *Der
Samstag. Über Entstehung
und Wandel einer Zeit-
institution*, Berlin 1999.

Die soziale Konstruktion der *Normalarbeitszeit* (die Schichtarbeit, Überstunden etc. enthält) bestimmt zugleich die alltäglichen Zeitstrukturen des privaten Lebens; die Lebensführung in einer traditionellen Familie, die Zuständigkeit der Frau – die ihrerseits nicht direkt der Normalarbeitszeit unterworfen ist – für die unterstützende Hintergrundarbeit im Haushalt, ist eine Voraussetzung für das Funktionieren dieses Zeitregimes. Für (verheiratete) Frauen bedeutete das industrielle Zeitregime also im Wesentlichen *zeitliche Fremdbestimmung* und Unterordnung unter von außen vorgegebenen (vom Betrieb des Mannes, von der Schule der Kinder, von Öffnungszeiten) Anforderungen. Die Familie setzte also – auch für die private Alltagsarbeit – die zeitliche Verfügbarkeit der Frauen unbefragt voraus. Das Zeitregime der industriellen Epoche stützte also die männliche Dominanz sowohl in den privaten Beziehungen wie in den öffentlichen Sphären.

Sofern verheiratete Frauen erwerbstätig waren, waren (und sind) ihre Arbeitsverhältnisse und Arbeitszeiten daher immer schon weniger standardisiert als die der Männer. Die aus der privaten Lebenslage herrührende zeitliche Fremdbestimmung führt zu *frauenspezifischen Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeitregelungen*, die – zwar in anderer Weise als heute – als flexibel bezeichnet werden können. Ohne Entlastung von Alltagsarbeit und eingebunden in die „eigensinnigen“ Zeitstrukturen der Familie und der Haushaltsführung, folgt(e) ihre Erwerbsarbeit einer eigenen Zeitlogik – in Abweichung vom Normalarbeitstag. Hier sei nur an die Verbreitung von Teilzeitarbeit, aber auch von Saisonarbeit, Heim- und Nachtarbeit erinnert.

Von sehr langen Arbeitszeiten (bis in die 1950er Jahre) ist das industrielle Zeitregime durch regelmäßige Arbeitszeitverkürzungen „gemildert“ worden. Dadurch ist

die Trennung von Arbeit und Alltag zwar aufrecht erhalten, aber mit langem Urlaub und Wochenende lebbar geworden. Dieser Prozess stagniert; seit den 1990er Jahren verlängern sich sogar die effektiven Arbeitszeiten. Eine neuere Studie geht davon aus, dass die 40-Stundenwoche in Deutschland weiterhin die faktische Durchschnittsarbeitszeit für Vollzeitkräfte ist.⁸

Die aktuelle Situation ist also von der Stagnation der tariflichen Arbeitszeitverkürzung und der partiellen Verlängerung der effektiven Arbeitszeit v.a. für hochqualifizierte Arbeiter und Angestellte gekennzeichnet. Zugleich verstärkt sich die Tendenz der Flexibilisierung von Arbeitszeit: Wochenendarbeit, Schicht- und Nachtarbeit nehmen zu, neu eingeführt werden ausgedehnte Gleitzeitmodelle, Zeitkonten, Vertrauensarbeitszeit und Jahresarbeitszeitmodelle.

Wer von Verlängerung und Flexibilisierung der Arbeitszeit betroffen ist, ist zum einen vom Qualifikationsniveau abhängig. Der Tarifabschluss der IGM von 1984, der auf der einen Seite die weitestgehende Verkürzung der Arbeitszeit (die 35-Stunden-Woche in der Metallindustrie) durchsetzte, hat auf der anderen Seite zum ersten Mal die Differenzierung von tariflichen Arbeitszeiten nach betrieblicher Aufgabenstellung und Qualifikation ermöglicht. Hier heißt Flexibilität oft ganz einfach flexible Verlängerung der Arbeit je nach Arbeitsanfall. Davon sind zunehmend auch Frauen betroffen, die seit den 1970er Jahren beträchtliche Beschäftigungsgewinne bei den mittleren und höheren Angestellten zu verzeichnen haben. Zugleich stellt dies eine Aufstiegsbarriere für Frauen dar, wenn sie in der karriererelevanten Lebensphase zwischen 25 und 40 Jahren nicht zu überlangen Arbeitszeiten bereit sind.

Zum anderen betrifft die Flexibilisierungstendenz im Prinzip alle Beschäftigten, da viele Betriebe dazu übergehen, die Kontrolle der Arbeitszeit – die betriebliche Zeiterfassung – zu deregulieren oder ganz abzuschaffen. In einem *ersten Typus flexibler Arbeitszeit* gibt es weiterhin einen Rahmen der geforderten Arbeitszeit, dessen Einhaltung aber nicht mehr kontrolliert wird. Hier sind Arbeitszeitkonten bzw. Gleitzeit mit langen Ausgleichszeiträumen (Blockfreizeiten, Sabbaticals u.ä.) sowie die sog. Vertrauensarbeitszeit zu nennen (ver.di-Broschüre). Bei diesem Typ ist der Umfang der bezahlten Arbeitszeit weiterhin vertraglich vereinbart, die Lage ist jedoch von verschiedenen Kontextbedingungen – insbesondere der Auftragslage – abhängig und muss individuell und kollektiv geplant und verhandelt werden. Damit entsteht ein neuer Bedarf an Verhandlungen zwischen Beschäftigtem und Betrieb, die jedoch in der Regel dezentral, auf Abteilungs- oder Gruppenebene lokalisiert sind. Man sollte jedoch nicht selbstverständlich annehmen, dass diese Form flexibler Arbeitszeit ausschließlich im Arbeitgeberinteresse ist. Immerhin gibt der Arbeitgeber einen guten Teil der Kontrollmacht an die Beschäftigten zurück. Wie weit die Selbstkontrolle der Arbeitenden tatsächlich geht, ob damit eine reale Verlängerung von Arbeitszeit oder eine stärkere Verdichtung der Arbeit einhergeht, ist umstritten.

Bei einem *zweiten Typus flexibler Arbeitszeit* wird der Arbeitseinsatz gar nicht mehr in Zeiteinheiten, sondern im Wesentlichen am Erreichen eines bestimmten Arbeitsergebnisses gemessen. Hier ist zu nennen: Arbeit nach Zielvereinbarungen, Arbeit an Projekten u.ä. Vertraglich festgelegt ist das Produkt sowie der Termin der Abgabe, nicht mehr der Umfang der Arbeitszeit. Damit verschwindet die feste Beziehung zwischen Arbeitszeit und erzielttem Einkommen; für die Vertragsverhandlung muss der Arbeitsaufwand prognostiziert werden; das Risiko, sich zu „verschätzen“, muss meist der Arbeitende tragen. Bei diesen Arbeitszeitregelungen ist häufig auch der Arbeitsort nicht mehr festgelegt; gearbeitet wird an mehreren Arbeitsplätzen, unterwegs oder zuhause, oft mit online-Kontakt zu Kollegen und Kolleginnen oder zur Arbeitsgruppe. Diese Formen der Flexibilität sind sowohl bei regulär Beschäftigten wie auch bei Beschäftigten in den oben genannten prekären Arbeitsverhältnissen, bei Selbstständigen

8 Bosch, Gerhard u. a.: *Zur Zukunft der Erwerbsarbeit. Eine Positionsbestimmung auf der Basis einer Analyse kontroverser Debatten*, Hans Böckler Stiftung (Bd. 43), Düsseldorf 2002.

etc. anzutreffen. Für immer mehr Beschäftigte tritt an die Stelle des Normalarbeitstages die „Entgrenzung“ der Arbeitszeit.⁹

9 Jurczyk, Karin/Voß, Günter G.: *Entgrenzte Arbeitszeit – Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers*, in: Hildebrandt, Eckart u.a. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung: zu den sozial-ökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin 2000, S. 151-205.

Wie die öffentliche Diskussion zeigt, bringt die Flexibilisierung der Arbeitszeit (beim ersten wie beim zweiten Typus) offenbar *Chancen wie Risiken* mit sich. Die Arbeitenden haben die Möglichkeit, über Arbeitsintensität, Arbeitsgeschwindigkeit und Lage der Arbeitszeit stärker als im industriellen Zeitregime selbst bestimmen zu können und auch persönliche Zeitbedürfnisse, von der zeitweiligen Verkürzung der Arbeitszeit bis zur Konzentration an bestimmten Tagen geltend zu machen. Damit geht jedoch – wie schon benannt – eine Intensivierung der Arbeit und die Notwendigkeit der Selbstregulierung und Selbstkontrolle einher. Ein oft übersehenes Risiko betrifft die Kooperationsbeziehungen in der Arbeit: Die Beschäftigten müssen sich auch wechselseitig kontrollieren. Gerade das enge vertrauensvolle Zusammenarbeiten in der Gruppe, im Kollegenkreis ist dafür die Grundlage.

Es gibt keine einheitliche Antwort darauf, wie die Beschäftigten selbst gegenüber der Flexibilität am Arbeitsplatz eingestellt sind. Die „schleichende“ Arbeitszeitverlängerung, gerade im Zusammenhang mit ihrer Flexibilisierung, ist bislang vor allem im gewerkschaftlichen Kontext thematisiert worden. Interessant ist hier eine Initiative von IBM-Beschäftigten, wo die Selbstbestimmung der Arbeitszeit von einem massiven Zuwachs an Arbeitsbelastungen begleitet war und zu originellen Aktionen im Kampf gegen das „Arbeiten ohne Ende“ geführt hat, mit denen auch die Vereinzelung der Beschäftigten aufgehoben wurde.¹⁰

1.3 Frauenarbeit: von fremd- zu selbstbestimmter Flexibilität

Im Verhältnis der Geschlechter bewirken die Flexibilisierungsprozesse unterschiedliche Dinge: Die Forschung zur Lebensführung und Erwerbsarbeit von Frauen zeigt, dass unterhalb einer scheinbaren Einheitlichkeit äußerst vielfältige Konstellationen von Haushaltsarbeit, Voll- oder Teilzeitarbeit, „Mithilfe“ im Familienbetrieb, „geringfügiger Arbeit“, Heimarbeit, Saisonarbeit typisch waren und sind. Die Lebensläufe von Frauen sind zudem von vielfältigen Wechseln zwischen verschiedenen Arbeits- und Lebensschwerpunkten gekennzeichnet, von Flexibilität in der biographischen Dimension also.

10 Glibmann, Wilfried: *Der neue Zugriff auf das ganze Individuum. Wie kann ich mein Interesse behaupten?*, in: Moldaschl, Manfred/Voß, Günter G. (Hrsg.): *Subjektivierung von Arbeit*. München/Mering, 2002, S. 241-260.

Meine *These* ist daher, dass die neuen Formen von Flexibilität für Männer – deren Vergleich das Normalarbeitsverhältnis und die stabile Tarifarbeitszeit ist – tatsächlich einen Bruch in ihrem Verhältnis zur Arbeit und zur Arbeitszeit bedeuten. Für sie schränkt die Flexibilisierung und Pluralisierung von Arbeitszeitmustern die Rekreation und den individuellen Freizeitgewinn und -nutzen eher ein.

Für Frauen sehe ich eher einen Übergang von einem Typus von Flexibilität zu einem anderen, nämlich *von Flexibilität, die ihren Ausgangspunkt in Familienbindungen* (intern und extern bedingten Zeitvorgaben) hat, *zu einer Flexibilität, die von der Arbeitswelt ausgeht*. Dies ist die Grundlage dafür, dass Wahrnehmung und Bewertung der Zeitstrukturen zwischen den Geschlechtern äußerst unterschiedlich ist; dies ist vielleicht einer der stabilsten Unterschiede von Frauen und Männern in ihrer Einstellung zur Arbeit.

2. Flexibilisierung und Dienstleistungsarbeit

Mit dem Übergang von der Industriegesellschaft zur post-industriellen Dienstleistungsgesellschaft wandelt sich die Beziehung zwischen Arbeit und Leben. Das Leitbild des männlichen Arbeiters im Normalarbeitsverhältnis mit regelmäßiger Arbeitszeit, der seine Lebensplanung auf eine weitgehende Vorhersehbarkeit des Erwerbsverlaufs und des Einkommens stützen kann, der in kontinuierlichen Kooperationsbeziehungen und Hierarchien arbeitet und dabei in eine funktionierende Arbeitsteilung mit seiner Frau eingebunden ist – dieses Leitbild hat seinen Glanz stark verloren. Dabei sind die Ver-

änderungen im Geschlechterverhältnis eine Antriebskraft für neuerlichen Wandel!

Die Ausdifferenzierung und die quantitative wie qualitative Ausweitung verschiedener Dienstleistungsbranchen – begünstigt Frauen.¹¹ Dabei führen gerade Aspekte der Arbeitsmarkt-Situation von Frauen – die bisher Ausdruck ihrer Benachteiligung sind¹² – dazu, dass sich ihnen weitergehende Erwerbchancen eröffnen. Mit der Durchsetzung der postindustriellen Gesellschaft gehen neue weltweite Strukturen von Arbeitsteilung und Konkurrenz einher, neue Produkte und Branchen prägen die Wirtschaft und neue Qualifikationen und Arbeitsformen verbreiten sich. In den europäischen Industriestaaten ist dieser Prozess auf der einen Seite von Arbeitslosigkeit begleitet, die auf den Abbau von Arbeitsplätzen vor allem in der Industrie, aber auch auf die Vergrößerung des Erwerbspotentials, nicht zuletzt auf das steigende Erwerbsinteresse von Frauen zurückzuführen ist. Auf der anderen Seite entstehen neue Arbeitsplätze in verschiedenen modernen Dienstleistungsbranchen. Diese Arbeitsplätze sind sehr heterogen, je nach Adressat der Dienstleistungen sowie der „Wissensintensität“, d.h. nach den Qualifikationen und der Notwendigkeit des kontinuierlichen Lernens „on the job“. In allen Bereichen setzen sich die modernen IuK-Technologien als Arbeits- und Kommunikationsmittel sehr schnell durch. Als wissensintensiv sind zum einen die unternehmensbezogenen Dienstleistungen zu nennen: Entwicklung und Konstruktion, Design und Marketing, Unternehmensverwaltung, EDV und Internet, Versicherungen, Finanzierungs- und Beratungsdienste. In diesen Bereichen sind nach wie vor überwiegend Männer beschäftigt, obwohl der Anteil der jungen Frauen steigt, deren berufliche Strategie sich auf diesen Sektor richtet.

Einen kontinuierlichen Zuwachs verzeichnen zum Zweiten auch die Bereiche der persönlichen Dienstleistungen: Gesundheit und Soziales, Freizeit und Erholung sowie Kinderbetreuung und andere haushaltsbezogene Dienste. Hier ist der Bezug zu Qualifikation und Weiterbildung im Umbruch, in den meisten Bereichen wird zwar nach wie vor von Niedrig-Qualifikationsarbeit gesprochen, dabei wird jedoch der zunehmende Einsatz neuer Technologien übersehen. Entscheidend ist dabei jedoch, dass weiterhin die Qualifikationsanforderungen in den „weiblichen“ Tätigkeitsfeldern unterschätzt werden. Der dritte Bereich wissensintensiver Dienstleistungen ist der Bereich von Bildung und Wissenschaft sowie Tätigkeiten in Verbänden, Medien und Kultur. Während im zweiten und dritten Bereich der öffentliche Sektor stagniert, weitet sich die Beschäftigung im non-profit-Sektor und im kommerziellen Bereich aus. Die Beschäftigung junger qualifizierter Frauen steigt hier überproportional. Welche *Anforderungen der Lebensplanung* stellt flexible Arbeit im Dienstleistungssektor an die Beschäftigten?

Thema Erwerbskontinuität: Im Zuge der Flexibilisierung ist es hoch unwahrscheinlich geworden, direkt nach der Ausbildung eine stabile Beschäftigung zu finden, in der man dauerhaft – womöglich ein Leben lang – tätig sein kann. Generell wird die lange Zugehörigkeit zu einem Betrieb in der Dienstleistungsökonomie weniger honoriert als es in der Industrie oder im Handwerk üblich war bzw. ist, im Gegenteil: Mobilität und das Verfolgen individueller beruflicher Ziele werden als selbstverständlich angesehen. Diese erwartete Mobilität, der Wunsch nach interessanter Arbeit sowie die Notwendigkeit, Neues zu lernen, führt in der Erwerbsbiographie der Jüngeren daher zu zahlreichen Unterbrechungen, Berufs- und Betriebswechsellern, auch solchen, die nicht vom Arbeitsmarkt diktiert sind, sondern auf eigene Entscheidungen zurückgehen. Die Erwerbsbiographie verliert also an Homogenität und Kontinuität; sie ist in der Dienstleistungsökonomie auch nicht von dem – für die Industriegesellschaft typischen – langsamen, aber sicheren Aufstieg gekennzeichnet.

Die neuen flexiblen Arbeitsverhältnisse stehen für einen großen Teil der jüngeren Generation am Anfang ihrer Erwerbsbiographie. Biographisch sind die flexiblen Arbeitsverhältnisse im doppelten Sinne unsicher: sie können unerwartete Karrieren

11 Engelbrech, Gerhard/
Jungkunst, Maria:
*Arbeitsmarktperspektiven
für Frauen bis 2010, in:
WSI-Mitteilungen, Jg. 54,
Heft 5, 2001, S. 317-322*

12 In Stichworten sind dies:
*geringer Beschäftigungsanteil
in der Industrie;
überwiegende Beschäftigung
in Kleinbetrieben; hoher
Anteil in nicht-regulären
Beschäftigungsformen und
Arbeitszeiten.*

eröffnen wie auch in die Sackgasse führen. Dennoch sind sie gerade am Anfang der Erwerbsbiographie geeignet, Beruf und andere Lebensbereiche – Familienarbeit, Weiterbildung – zu integrieren.

Diese Hinweise zeigen, dass die strikte Trennung von Arbeit und Leben sich auflöst, die zur industriegesellschaftlichen Zeitordnung gehört. Neue Arbeitsanforderungen, neue Organisationsformen der Arbeit und neue subjektive Ansprüche an die Arbeit haben zur Krise des geltenden Arbeitszeit-Regimes und der kontinuierlichen Erwerbsbiographie geführt. Über alle Branchen und Berufsbereiche hinweg müssen flexible Tages- und Wochenarbeitszeiten bis hin zu frei vereinbarten Jahresarbeitszeitkonten in die Lebensplanung integriert werden.

Thema Existenzsicherung: Wie erwähnt, kann das Einkommen mit dem Gelingen oder Misslingen von Projekten durchaus schwanken. Gerade im Dienstleistungssektor haben wir es daher nicht nur mit diskontinuierlichen Erwerbsbiographien, sondern oft auch mit gemischtem Einkommen (aus mehreren der flexiblen Erwerbsformen, aus Eigenarbeit, aus selbstständiger Tätigkeit etc.) zu tun. Der Lebensunterhalt ist vielfach nicht auf Dauer aus einem Einkommen zu bestreiten; das bedeutet nicht nur das Ende des Familienernährerlohns, sondern auch die Unsicherheit der individuellen Existenzsicherung. Gemischte Strategien der Existenzsicherung sind zumindest implizit darauf angelegt, auch Zeiten der Unterbeschäftigung oder freiwillige „Auszeiten“ zu überbrücken. Damit entgehen die flexibel Erwerbstätigen der spezifischen Abhängigkeit von den wohlfahrtsstaatlichen Institutionen – allerdings um den Preis existentieller Unsicherheit.

3. Flexibilität in Arbeit und Alltag in der Lebensplanung junger Frauen

Trotz der Ent-Traditionalisierung einer Reihe von Aspekten der privaten Geschlechterbeziehungen bleiben Familien- und Alltagsaufgaben bisher bei den Frauen; die jüngeren Frauen heute befinden sich damit aber in einer neuen Situation – neu im Vergleich zur älteren Frauengeneration und different im Vergleich zur Erwerbssituation von Männern. Denn sie versuchen, eigene berufliche Ziele und eine eigene Erwerbsbiographie zu verwirklichen – mit einem eigenen Verständnis von Kontinuität und von Existenzsicherung.

Ausdruck des qualitativ neuen Erwerbsinteresses ist die kontinuierliche Zunahme der Erwerbsbeteiligung der Frauen seit 1970, über Arbeitsmarktkrisen und -konjunktoren hinweg. Insbesondere die Erwerbsquote der jüngeren Frauen mit Kindern ist angestiegen, von Frauen also, die in besonderen Zeitwängen leben. Mit der steigenden Zahl abhängig beschäftigter Mütter ging seit den 1970er Jahren zunächst die Verfestigung spezifisch weiblicher Arbeitszeit-Muster einher: Teilzeitarbeit, Saisonarbeit und Arbeit auf Abruf, weniger Überstunden als Männer. Der Anteil der Frauen am gesamten Erwerbsvolumens (in Arbeitsstunden) ist daher langsamer gewachsen als der Anteil der Frauen an der Erwerbsbevölkerung. Daraus kann man schließen: Trotz gesteigerter Qualifikation, manifestem Erwerbsinteresse und gewachsenen Erwerbschancen: die meisten Frauen können sich nicht in das Zeitregime von Normalarbeitstag und Erwerbskontinuität einordnen. Zur Zeit wird jedoch die relative Arbeitsmarktposition von Frauen besser, da sich ihre Qualifikationen und ihr Erwerbsinteresse auf den Dienstleistungssektor richten.¹³

Wie stellen sich junge Frauen heute berufliche Kontinuität und Existenzsicherung vor? Mit der Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und Arbeitszeit haben – wie ich gezeigt habe – die Zeitinstitutionen keine allgemeine Geltung mehr. Dennoch zeigen empirische Studien, dass die Arbeitsteilung und die alltägliche Lebensführung in bestehenden Ehen auch dann weitgehend stabil bleiben, wenn flexible Arbeitszeitformen eingeführt werden.¹⁴ Die Pluralisierung der privaten Lebensformen, vor allem die

¹³ Vgl. Engelbrech, Gerhard/Jungkunst, Maria: *Arbeitsmarktperspektiven für Frauen bis 2010*, in: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 54, Heft 5, 2001

Zunahme der nicht-ehelichen Partnerschaften, der Alleinerziehenden und Alleinlebenden, kann jedoch so gedeutet werden, dass *im Generationenwechsel* bei den jüngeren Männern und Frauen der sozio-kulturelle Wandel zu einer *Flexibilisierung auch der Lebensformen* führt. Viele Indikatoren weisen darauf hin, dass die Familiernährerehe bei den Jüngeren kaum noch angestrebt wird. Die industriegesellschaftliche Arbeitsteilung und Lebensführung passt nicht mehr zur post-industriellen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft mit ihren neuen Arbeitsanforderungen und Organisationsformen der Arbeit und zu den gewandelten subjektiven Ansprüchen an Arbeit und Lebensführung, die sich in der jüngeren Generation verbreitet haben.

In diesem Prozess sind vor allem die jüngeren Frauen Akteurinnen, wenn nicht Vorreiterinnen. Mit der Modernisierung der weiblichen Lebensführung sind neue Handlungsspielräume entstanden: In der Partnerbeziehung fordern junge Frauen Gleichheit (als geltende Norm) und Partnerschaftlichkeit als Verhaltensstil. Gegenüber der „Kinderfrage“ haben sie – anders als noch die Generation ihrer Mütter – mehrere biographische Optionen. Der Zeitpunkt der Familiengründung und die Lebensweise, sobald Kinder zu versorgen sind, sind zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen mit dem Partner geworden. Daher drückt sich in der Lebensplanung junger Frauen in doppelter Weise ein neues Verständnis von biographischer Zeit aus; die Mehrheit strebt eine doppelte Lebensführung – mit einer Parallelisierung von Erwerbsarbeit und Familienarbeit – an. Eine große Minderheit entscheidet sich für eine lange Erwerbsphase nach der Ausbildung und zugleich für eine späte Mutterschaft. Bei beiden Gruppen haben von der Normalarbeitszeit abweichende Arbeitszeiten heute nicht mehr ausschließlich die Funktion, zu den Arbeitszeiten des Partners zu „passen“, seine allzeitige Verfügbarkeit für den Betrieb zu sichern. Teilzeitarbeit und flexible Arbeitszeiten haben heute für Frauen auch die Bedeutung, dass sie ihre eigenen beruflichen Interessen in einer Lebensphase weiterverfolgen können, in der sie Familienverantwortung übernehmen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass heute die Einplanung einer Familienphase nichts mehr mit dem Lebensentwurf und der Lebensweise der Hausfrau zu tun hat. Denn eine ausgedehnte Familienphase nach der Geburt eines Kindes plant heute nur noch eine Minderheit. Vielmehr gehört zur Lebensplanung junger Frauen heute die bewusste Verschiebung der Geburt des ersten Kindes, ein ausgeprägtes berufliches Interesse sowie ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Zeit „für sich selbst“. In diesem Zusammenhang haben junge Frauen mit „doppelter Lebensplanung“ ein neues Verständnis von Erwerbskontinuität entwickelt: sie konstruieren eine subjektive Kontinuität als berufstätige Frau über Erwerbsunterbrechungen und Teilzeitarbeit hinweg.¹⁵

Damit zeichnet sich ein grundlegender Wandel des Verhältnisses von Ausbildung, Beruf, Partnerbeziehung und Familienarbeit im Lebenslauf von Frauen mit Kindern ab. Darauf deuten der Aufstieg der „modernisierten Versorgerehe“¹⁶ und der „dual career family“ als Familien-Modelle hin, in denen die qualifizierte Erwerbstätigkeit der Frau selbstverständlich ist. Mit diesem korrespondieren steigende Anforderungen an die Fähigkeit der Mütter, ein Kind nicht nur zu lieben, sondern zu fördern. Kinder wachsen – so die modernen Leitbilder – nicht nebenbei auf, sie brauchen individuelle Zuwendung und damit vor allem auch die Zeit der Eltern. Nicht nur der *Übergang in den Arbeitsmarkt, sondern auch die Gründung einer Familie* ziehen also heute gänzlich andere *Planungsaufgaben* nach sich als früher.

Planungsaufgaben entstehen auch für die Frauen, die dauerhaft kinderlos bleiben. Sie unterscheiden sich im manifesten Erwerbsverhalten nicht von gleichaltrigen Männern, jedoch in der Wahrnehmung ihrer Erwerbsinteressen und Arbeitsmarktchancen. Sie gehen mit der sozialen Unsicherheit, mit den Einkommensrisiken und biographischen Unwägbarkeiten flexibler Arbeitsverhältnisse angstfreier um, sie kombinieren

14 Jürgens, Kerstin/
Reinecke, Karsten:
Anpassung an „atmende Unternehmen“ – Anforderungen an Familien durch flexibilisierte Arbeitszeiten, in: Hildebrandt, Eckart u.a. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung zu den sozial-ökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin, 2000, S. 207-229.

15 Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild: *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim, 1996; vgl. auch Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*, Opladen 1998.

16 Pfau-Effinger, Birgit/
Geissler, Birgit: *Institutionelle und sozio-kulturelle Kontextbedingungen der Entscheidung verheirateter Frauen für Teilzeitarbeit. Ein Beitrag zu einer Soziologie des Erwerbsverhaltens*, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, Jg. 25, Heft 3, 1992, S. 358-370.

im „Einkommensmix“ unterschiedlichere Dinge, und sie sind weniger status- und aufstiegsorientiert als junge Männer. Für (fast) alle jungen Frauen gilt demnach, dass in ihrer Lebensplanung Unabhängigkeit (innerhalb der Bindungen) und Erwerbsbeteiligung zentral sind. Eine wichtige Brücke über die Familienphase hinweg sind die gesetzlich geschützten „Elternzeiten“; zunehmend artikulieren sie jedoch auch die Forderung nach sozial- und arbeitsmarktpolitischer Absicherung eines ununterbrochenen Erwerbsverlaufs. Dies ist der Hintergrund für die aktuelle Debatte um Ganztagschulen.

Das enorme Bildungs- und Erwerbsinteresse der jüngeren Frauen ist so ein wesentliches Bewegungselement in Politik und Gesellschaft und natürlich im Arbeitsmarkt; gerade in den expandierenden qualifizierten Dienstleistungsbereichen sind Frauen überproportional beschäftigt. Die jüngeren Frauen sind in ihrer Mehrheit nicht „Opfer“ der Modernisierung, sondern durchaus Trägerinnen des sozialen und kulturellen Wandels.

4. Fazit

Mit dem Hinweis auf die biographischen Planungs- und Gestaltungsnotwendigkeiten wird darauf hingewiesen, dass es neben neuen Zeitbedürfnissen und Zeitzwängen im *Alltag auch* neue Entscheidungsalternativen im Hinblick auf die Dauer und Abfolge sowie die innere Gestaltung von biographischen Phasen gibt. Um Erwerbs- und Einkommenskontinuität in verschiedenen flexiblen und auch regulären Arbeitsverhältnissen zu erreichen, muss das Individuum eine Fülle von Aufgaben bewältigen (die jeweils spezifische Kompetenzen verlangen):

- die zeitliche Struktur des Lebenslaufs vor Augen haben,
- die Dauer von Lebensphasen und die Übergänge zwischen ihnen antizipieren,
- sich Informationen über verschiedene Erwerbsformen, ihre Risiken und Perspektiven verschaffen,
- Ortswechsel und Weiterbildung organisieren,
- allgemein: Zeit als wichtige Ressource „managen“.

Insbesondere der Einstieg in den Arbeitsmarkt und die Familiengründung sind komplexe biographische Wendepunkte. Hier müssen junge Frauen (und Männer) in ihren Entscheidungen die verschiedenen Zeit- und Einkommensbedürfnisse antizipieren, die in unterschiedlichen Lebensphasen – z.B. mit einem kleinen Kind, mit Schulkindern, mit älter werdenden Eltern – auf sie zukommen. Wenn sie in ihrem Lebenslauf eine Balance von Familie und Beruf anstreben, müssen sie verschiedene mögliche Modelle der Arbeitszeit reflektieren und die Frage des Einkommens und der sozialen Absicherung bei flexibler Beschäftigung, bei Teilzeitarbeit und Erwerbsunterbrechungen klären. Im industriellen Zeitregime stellten sich diese Fragen nicht, bzw. sie waren – für Frauen und Männer unterschiedlich – schon entschieden. Allgemein formuliert, ist die jüngere Generation dabei, Flexibilität als das neue Paradigma der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit lebbar zu machen.

Gerade Frauen entwickeln mit flexiblen Arbeitszeiten, mit der räumlichen Verbindung von Leben und Arbeiten, mit der Enthierarchisierung und parallelen Erledigung verschiedener Arbeiten neue lebensweltliche Formen von Arbeit, Existenzsicherung und privaten Lebensbezügen, die in mehreren Aspekten von der traditionellen abhängigen Erwerbsarbeit und von der traditionellen Abhängigkeit in der Ehe abweichen. Sie reagieren mit eigenen Strategien der Vermittlung flexibler Arbeitsformen und Formen der Lebensführung auf die flexible Modernisierung der Arbeitswelt, die Rigidität der sozialstaatlichen Sicherung und die Probleme der Vereinbarung von Familie und Beruf.

Prof. Dr. Birgit Geissler
Fakultät für Soziologie,
Universität Bielefeld,
Postfach 10 01 31,
33501 Bielefeld
Email:
birgit.geissler@uni-
bielefeld.de

Berufsorientierung und Lebensplanung – Jugendliche in der Sekundarstufe II

Die Übergänge von der Schule in Ausbildung und Beruf haben sich in den letzten Jahren entscheidend verändert. Sie sind länger, ausdifferenzierter, unübersichtlicher und risikoreicher geworden und weniger strukturell vorgegeben. Die damit verbundenen biographischen Unsicherheiten stellen hohe Anforderungen an das biographische Handeln Jugendlicher, die sich am Übergang von der Schule in die Ausbildung oder das Studium befinden. Diese müssen unter Berücksichtigung ihrer eigenen Fähigkeiten und Interessen und unter Einbeziehung struktureller Bedingungen im Prozess der Berufswahlorientierung eine Reihe von Entscheidungen treffen, ohne die Folgen im Einzelnen absehen zu können.

Auch für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe II hat sich der Übergang ausdifferenziert. Während früher für Abiturientinnen und Abiturienten der Beginn eines Studiums nahezu selbstverständlich war, beginnen sie heute verstärkt eine Ausbildung. Nur noch zwei Drittel der Studienberechtigten beginnen ein Studium (Durrer/Heine 2001, S. 19). Damit entstehen auch für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe II neue Anforderungen an die Berufsorientierung.

Wie sich diese veränderten Übergangsbedingungen auf die Berufsorientierung und Lebensplanung von AbiturientInnen auswirken, ist bislang unzureichend untersucht worden. Das Projekt „Berufsorientierung und Lebensplanung – Jugendliche in der Sekundarstufe II“¹ hat sich zum Ziel gesetzt, diese komplexen Prozesse näher zu untersuchen und geschlechtsspezifische Angleichungen und Unterschiede herauszuarbeiten.

Untersucht werden berufliche und private Orientierungsprozesse junger Frauen und Männer kurz vor dem Abitur. Wir fragen nach dem Stand von Berufs- und Ausbildungsplänen sowie privaten Lebensplänen, nach der Spannbreite an beruflichen Orientierungen und den Entscheidungskriterien für diese Orientierungen im Geschlechtervergleich. Dabei stehen insbesondere der Einfluss von Schule und Eltern auf Berufsorientierungsprozesse von Schülerinnen und Schüler in der Sekundarstufe II im Zentrum unserer Studie (vgl. dazu Knauf u.a. 2002, Oechsle u.a. 2002)²

1. Methodisches Design

Das methodische Design der Studie beruht auf einer Triangulation qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsmethoden:

- Im Sommer 2001 wurden an allen Schulen mit gymnasialer Oberstufe im Regierungsbezirk Detmold mit einer schriftlichen Befragung die schulischen Angebote zur beruflichen Orientierung erhoben. Auf der Grundlage dieser Erhebung wurden fünf Angebotstypen zur schulischen Berufsorientierung unterschieden (vgl. Knauf u.a. 2002).
- Aus diesem Spektrum wurden sechs Schulen (vier Gymnasien und zwei Gesamtschulen) ausgewählt und in einem nächsten Erhebungsschritt 125 SchülerInnen dieser Schulen per Fragebogen schriftlich befragt. Die Ergebnisse dieser Erhebung gaben einen Überblick über sozialstrukturelle Merkmale sowie die Bandbreite und den Stand der Berufs- und Studienpläne der AbiturientInnen.
- Als Kernstück der Studie wurden anschließend leitfadengestützte qualitative Interviews mit 60 Schülern und Schülerinnen geführt. Themen waren u.a. aktuelle und langfristige berufliche Pläne, private Zukunftsvorstellungen und die Bedeutung von

1 Das Projekt wird geleitet von Prof. Dr. Mechtild Oechsle, Zentrum für Lehrerbildung. Mitarbeiterinnen sind Dr. Helen Knauf, Dipl.-Soziologin Christiane Maschetzke und Dipl.-Soziologin Elke Rosowski. Es wird aus Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

2 Beide Texte sind auch als pdf-Dokumente unter: www.berufsorientierung-und-lebensplanung.de erhältlich. Die Gesamtergebnisse der Studie erscheinen im Frühjahr 2004 in der Reihe „Geschlecht und Gesellschaft“ bei Leske & Budrich unter dem Titel „Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Männer und Frauen und der Einfluss von Schule und Eltern“.

3 Um die weitere Entwicklung der Berufsorientierung und Lebensplanung zu untersuchen, werden die AbiturientInnen im Herbst 2003, anderthalb Jahre nach dem Schulabschluss, zum weiteren Verlauf ihrer Berufs- bzw. Studienfachwahl und dem möglichen Beratungsbedarf in dieser Phase befragt. Diese Erhebung wird Aufschluss darüber geben, ob sich bereits getroffene Berufswahlentscheidungen als stabil und tragfähig erweisen oder ob es nach dem Abitur zu signifikanten Veränderungen kommt.

Schule und Eltern für den Berufsorientierungsprozess.³

Befragt wurden junge Frauen und Männer im Alter zwischen 18 und 21 Jahren, wobei eine kleine Gruppe der Befragten aus Familien mit Migrationshintergrund (Türkei, Russland, Polen, Italien, Philippinen) stammen. Auch wenn das Sample nicht im strengen Sinne repräsentativ sein kann, so spiegelt es doch im Hinblick auf den Stand der Berufsorientierung, das Aspirationsniveau und die beruflichen Interessen die wesentlichen Trends der Orientierung heutiger AbiturientInnen wider. Die beruflichen Interessen weisen dabei eine große Bandbreite auf; diese entspricht weitgehend der in repräsentativen Studien festgestellten Verteilung. Ähnliches gilt für geschlechtsspezifische Differenzen in den beruflichen Interessen, wenngleich es wegen der geringen Fallzahl Abweichungen im Einzelnen gibt.

Wenige Monate vor dem Abitur hatte etwa die Hälfte der jungen Frauen und Männer konkrete berufliche Pläne. Die Pläne der anderen AbiturientInnen sind „im Prozess“ oder „eher vage“. Knapp die Hälfte der AbiturientInnen möchte studieren, knapp ein Viertel der Befragten möchte eine berufliche Ausbildung beginnen. Eine Doppelqualifizierung plant gut ein Zehntel der Befragten, eine gleichgroße Gruppe schwankt noch zwischen Studium und beruflicher Ausbildung.

2. Der Prozess der Berufsorientierung: Lebensplanung und die Bedeutung der Eltern als Vorbild

Der Prozess der Berufsorientierung von AbiturientInnen stellt sich aus theoretischer Perspektive als äußerst komplex dar (vgl. Golisch 2002, Busshoff 1992). In unserer empirischen Untersuchung möchten wir dieser Komplexität Rechnung tragen, indem wir unterschiedliche Ebenen der Berufs- und Studienwahl in den Blick nehmen. In diesem Artikel stellen wir erste Ergebnisse zu ausgewählten Bereichen unserer Studie vor.

Zunächst geht es um die Frage, wie junge Erwachsene die Lebensbereiche Beruf und Familie in Zukunft gewichten möchten und welche Vorstellungen sie zur familialen Arbeitsteilung haben. Darüber hinaus gehen wir der Frage nach, wie sich die jungen Erwachsenen zu den Erwerbsbiographien ihrer Eltern positionieren. Damit beschäftigen wir uns mit einem Aspekt des vielfältigen indirekten und direkten Einflusses der Eltern auf den Berufsorientierungsprozess der AbiturientInnen.

Wir gehen davon aus, dass die Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung betrachtet werden muss. Die Lebens- und Berufswegplanung bedeutet für junge Frauen und Männer die Auseinandersetzung mit eigenen Bedürfnissen, Interessen und Fähigkeiten, aber auch mit strukturellen Rahmenbedingungen, Arbeitsmarktchancen, Leitbildern, Familien- und Erwerbstätigkeitsmodellen. In diesem Zusammenhang setzen sich die AbiturientInnen auch mit der von den Eltern vorgelebten familialen Arbeitsteilung sowie mit der elterlichen Erwerbstätigkeit auseinander und positionieren sich dazu.

2.1 Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung

Zu den Anforderungen, die der Übergang von der Schule in den Beruf an Schüler und Schülerinnen stellt, gehören Berufsfindung und Lebensplanung. Lebensplanung setzt voraus, das Verhältnis der einzelnen Lebensbereiche, d.h. vor allem die Gewichtung zwischen Privat- und Erwerbsleben, individuell für sich zu bestimmen und „in Auseinandersetzung mit äußeren Bedingungen, mit Geschlechterstereotypen, sozialen Rollen und Leitbildern, Altersnormen, Familienmodellen etc. handlungsleitende Orientierungen herauszubilden“ (Geissler/Oechsle 1996, S. 37).

In empirischen Studien zur Lebensplanung junger Frauen wird hervorgehoben, dass die Berufsorientierung von Frauen meist in ihre private Lebensplanung eingebettet

tet ist (vgl. Geissler/Oechsle 1996, Keddi u.a. 1999). Wenig neuere Forschungsergebnisse gibt es zum Zusammenhang von Berufsorientierungen und Lebensplanung bei männlichen Jugendlichen; ein systematischer Geschlechtervergleich im Hinblick auf Berufsorientierungen und Lebensplanung, der aktuelle Modernisierungsprozesse berücksichtigt und auf dieser Grundlage nach Differenzen wie nach Gemeinsamkeiten in den Orientierungen beider Geschlechter fragt, ist bislang – bis auf wenige Ausnahmen (vgl. Fobe/Minx 1996, Lemmermöhle/Nägele 1999) – weitgehend ein Forschungsdesiderat geblieben.

Im Unterschied zu den vorliegenden Studien nehmen wir in unserer Untersuchung sowohl Männer als auch Frauen in den Blick. Dabei werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Lebensplanung zwischen den Geschlechtern herausgearbeitet. Uns interessiert vor allem, welche Relevanz die unterschiedlichen Lebensbereiche für die jungen Erwachsenen haben; welche Vorstellungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie und einer familialen Arbeitsteilung von den AbiturientInnen thematisiert werden.

Die Gewichtung der Lebensbereiche

Neuere empirische Studien belegen einen hohen Stellenwert des Lebensbereichs „Familie“ für beide Geschlechter: Ergebnisse der 14. Shell Studie (2002) verweisen auf die Bedeutung der Familie für Jugendliche: 65% der männlichen und 75% der weiblichen Jugendlichen glauben, eine Familie zum „glücklich sein“ zu brauchen. Bereits in der 13. Shell Studie (2000) heißt es: „Familie [wird] unzweifelhaft als Ressource verstanden, die dem Individuum Rückhalt und Schutz bietet vor den Unbilden der gesellschaftlichen Umbrüche und der allgemeinen biographischen Verunsicherung, weil aus ihr soziale Geborgenheit erwächst und man aus ihr Kraft schöpfen kann.“ (ebd., S. 104) Geschlechterübergreifend werden jeweils von drei Viertel der jungen Frauen und Männer Karriere und Familie als zentrale und gleichberechtigte Zielvorstellungen angegeben (ebd., S. 345f.). Allerdings hat der Großteil der 22 bis 24jährigen jungen Frauen die Realisierbarkeit eines miteinander zu vereinbarenden erfüllten Berufs- und Familienlebens, die die 15 bis 17jährigen noch erwarten, bereits verworfen (ebd., S. 115). Bei ihnen verlagert sich die Balance zwischen Familien- und Berufsorientierung zugunsten von Familie und Partnerschaft, während sich bei den jungen Männern kaum Änderungen in ihren Einstellungen zeigen.

Zulehner/Volz (1999) befragten in ihrer repräsentativen „Männer-Studie“ 1.200 Männer und 800 Frauen zu ihrer Rangordnung der Lebensbereiche. Dabei zeigt sich: Für 82% der Männer ist die Familie, neben der Arbeit, der wichtigste Lebensbereich. Bei 90% der Frauen steht die Familie im Mittelpunkt, gefolgt von Freunden und Arbeit.

Die Befunde unserer Befragung bestätigen die Ergebnisse der vorliegenden Studien. Auf die Frage, welche Rangfolge verschiedene Lebensbereiche für sie einnehmen, geben zwei Drittel der in unserer Studie befragten AbiturientInnen an, dass die Familie für sie an erster Stelle stehe. Ein Sechstel der Befragten ordnet den Bereichen „Familie“ und „Beruf“ den gleichen Stellenwert zu. Es zeigen sich keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Hervorzuheben ist, dass sich die private Lebensplanung der jungen Erwachsenen nicht ausschließlich auf den Lebensbereich „Familie“ bezieht. Neben den Wünschen nach Geborgenheit in der „Familie“ mit eigenem Haus und Hund, stehen „Partnerschaft“, die eigene „Zufriedenheit“ und „Gesundheit“ bei einigen Befragten an erster Stelle der persönlichen Rangordnung. Für Felix, der es für sich ablehnt, langfristig zu planen, stellt die Gründung einer eigenen Familie nur eine von vielen Möglichkeiten dar:

„Einerseits stellt sich natürlich die Möglichkeit dar, zu heiraten und eine Familie zu gründen, wozu ich, glaube ich, auch eher tendiere. Aber ich bin auch nicht derjenige, der sagt: ‚Komme was wolle, ich möchte auf jeden Fall heiraten und Familie. Wenn es anders kommt, dann kommt es anders und dann nehmen wir es auch so gerne in Kauf.‘“ (Felix)

Eine Gewichtung der Lebensbereiche kann er sich nicht vorstellen:

„An oberster Stelle steht die Selbsttranszendenz. (...) Ob ich mit 35 sage: ‚Du hast es richtig gemacht, weil Du die Beförderung nicht angenommen hast und Dich für die Familie entschieden hast.‘ Oder mit 35 sage: ‚Jawohl, ich bin befördert worden. Und ich als Single kann mir was leisten und lebe richtig‘ – Das weiß ich nicht. So eine Rangfolge aufzustellen, weiß ich nicht. Nur das Wichtigste für mich ist eben, zufrieden zu sein und sagen zu können: ‚Ja, Du hast es richtig gemacht.‘“ (Felix)

Den Beruf sieht nur eine kleine Gruppe (fünf Männer und zwei Frauen) als wichtigsten Lebensbereich an. Katharina, die Kunsttherapeutin werden möchte, ist eine dieser wenigen Befragten: *„Ich denke, dass aber an erster Stelle der Beruf steht und dass sich die anderen Dinge anpassen müssen.“*

Auch wenn also die Familie für die Mehrheit der jungen Frauen und Männer einen hohen Stellenwert innehat, so gehen sie dennoch keineswegs wie selbstverständlich davon aus, diesen Wunsch auch verwirklichen zu können. Unsicherheiten einer privaten Lebensplanung, eine Nichtplanbarkeit privater Bindungen, werden antizipiert:

„Mit der Familie läuft’s ja auch nie so, so wie man sich das vorstellt. (...) Man lässt sich auch scheiden. Und man bleibt noch mal auch länger allein. Und, es ist ja heutzutage nix Konstantes. Ich meine, ich könnte jetzt ’ne Freundin haben, und in 10, 15 Jahren mich wieder geschieden haben und ’ne andere Frau haben oder überhaupt keine (...). Ja, das kann sich alles ziemlich unterschiedlich entwickeln.“ (Alexander)

Susanne, die Journalistin werden möchte, ist es vor allem wichtig, trotz Partnerschaft und Familie ihre finanzielle Unabhängigkeit durch eine ununterbrochene Berufstätigkeit zu sichern.

„Weil, ich werde doch selbständig sein, mein eigenes Geld verdienen, nicht unbedingt auf den Partner angewiesen sein, weil was man dann auch momentan so hört und liest: Jede 3. Ehe wird geschieden, alle trennen sich und keine Ahnung und wenn man abhängig ist von der anderen Person, ist es schwierig hinterher wieder Fuß zu fassen in der Berufswelt.“ (Susanne)

Den Wunsch nach einer eigenen Familie äußert die Mehrzahl der Befragten. Welche Vorstellungen und Pläne zur Umsetzung dieser Wünsche haben die jungen Frauen und Männer? Wie wollen sie „Familie leben“? Welche Einstellungen und Pläne zur familialen Arbeitsteilung, die sich auch auf die spätere Erwerbstätigkeit auswirken können, haben Sie?

Vorstellungen zur familialen Arbeitsteilung

Die repräsentative Studie von Metz-Göckel/Müller (1986) zeigt bereits für die 1980er Jahre, dass ein Fünftel der von ihnen befragten Männer die traditionelle Arbeitsteilung mit dem Modell des männlichen Familienernährers für sich ablehnt. Ein Alternativmodell zur Familienernährerrolle wird von Männern jedoch kaum gelebt. Auch im Haushalt stellen Metz-Göckel/Müller keinen gravierenden Wandel fest: Mit der Berufstätigkeit der Frau wird zwar die traditionelle Arbeitsteilung in Frage gestellt und die von ihnen befragten Männer stimmen auf einer diskursiven Ebene dem Anspruch auf eine Gleichverteilung der Hausarbeit zu. Praktisch geschieht dies jedoch kaum. Vielmehr nimmt die Mithilfe des Mannes in einigen Bereichen der Hausarbeit im Falle

einer Vaterschaft oft sogar wieder ab. Der Einstellungsänderung folgen in Bezug auf die geschlechtliche Arbeitsteilung keine Taten. Auch aktuelle Zahlen belegen hier keinen gravierenden Wandel: 1991 wurde von Frauen 2,4 mal soviel Hausarbeit geleistet wie von den Männern; bis heute hat sich die Relation nur geringfügig zu Gunsten der Frauen (2,0 mal soviel im Jahr 2000) gebessert (Künzler u.a. 2001, S. 81ff). Der Anteil von Männern, die ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, um Elternzeit wahrzunehmen, ist in Deutschland mit 2% nach wie vor sehr niedrig. Auch die Teilzeitbeschäftigungsquote der Väter lag 2002 bei nur 3%, während die der Mütter 35% betrug (Statistisches Bundesamt 2003, S. 44f.).

In unseren Interviews befragen wir die jungen Frauen und Männer dazu, wie sie sich ein Leben mit eigener Familie vorstellen. Nahezu alle jungen Frauen äußern sich explizit dazu, wer nach einer Familiengründung seine Erwerbstätigkeit unterbrechen bzw. reduzieren soll. Aber auch zwei Drittel der jungen Männer spricht im Interview über das Thema Elternzeit. Wie stellen sich diese AbiturientInnen eine familiäre Arbeitsteilung vor?

Bleibt Elternzeit weiblich?

Die Mehrzahl (zwei Drittel) der jungen Frauen will selbst die Elternzeit nehmen. Welche Gründe geben die Frauen dafür an? Eine große Bedeutung hat die Orientierung am traditionellen Leitbild der „guten Mutter“, der Annahme, dass es für das Kleinkind am Besten ist, wenn es von der Mutter als zentraler Bezugsperson umfassend betreut wird. In diese Richtung geht die Äußerung von Rachel: *„Ich glaub`, wenn dann möchte ich dann doch mein Kind lieber selber erziehen.“* Einige Frauen stimmen beim Thema Elternzeit mit dem traditionellen Geschlechterrollenverständnis überein. Ein Beispiel ist Sabine, die eine Ausbildung zur Kauffrau machen möchte: *„Da hätte ich echt nichts dagegen, wenn der Mann arbeiten geht und ich dann die Kinder versorge.“* Auch eine unhinterfragte Rücksichtnahme auf Karriereoptionen ihres Partners stellt für einige Frauen ein Motiv dar, die Erwerbstätigkeit zu unterbrechen. Wenn schon eine Person in der Partnerschaft beruflich zurückstecken müsse, um beim Kind zu sein, dann sollte dies die Frau sein. So lautet häufig der Tenor der Begründungen, warum die jungen Frauen ihre Erwerbstätigkeit für die Kinderbetreuung unterbrechen wollen, obwohl sie beruflich hoch gesteckte Ziele verfolgen. Nadja, die Chemie studieren möchte und eine leitende berufliche Position anstrebt, würde zugunsten ihres Partners auf ihre berufliche Karriere verzichten: *„Das [Elternzeit, Anm. d. V.] würde – wenn schon ich nehmen. Er soll dann arbeiten, zumindest er soll dann Karriere machen.“*

Fast die Hälfte der jungen Männer geht davon aus, dass ihre Partnerin die Elternzeit nehmen wird. Sie lehnen es ab, die eigene Berufstätigkeit für einen Erziehungsurlaub zu unterbrechen. Zu dieser Gruppe gehört Florian:

„Ich glaube, ich würde da eher so das traditionelle Bild da so machen, dass halt die Frau eine Zeitlang nicht arbeitet. (...) dass halt am Anfang schon erst mal die Frau ein bißchen zurücksteckt. Aber trotzdem sich beide um die Kinder kümmern.“ (Florian)

Die Zuständigkeit für die Familienarbeit liegt für viele Männer dieser Gruppe eindeutig bei der Frau; sie selbst wollen hauptsächlich „Zeit mit den Kindern verbringen“ und sich „an der Erziehung beteiligen“. Einige bezeichnen sich selbst als konservativ und stehen auch dazu: *„Aber ansonsten kenne ich es eigentlich nicht anders, dass der Mann arbeiten gegangen ist und die Frau nicht. Die Frau kümmert sich um den Haushalt.“ (Phillip)*

Männer und Elternzeit

Ein Drittel der jungen Frauen plant, dass ihr Partner seine Erwerbstätigkeit unterbre-

chen bzw. seine Arbeitszeit reduzieren soll, um die Kindererziehung und den Haushalt zu übernehmen. Voraussetzung für die Umsetzung dieser Pläne ist es für einige Abiturientinnen, einen höheren Verdienst als ihr Partner zu haben. Einige haben dieses Thema bereits mit ihrem Partner besprochen, so wie Nicole: „*Er [jetziger Partner, Anm. d. V.] würde auch zu Hause bleiben, gesetzt den Fall, er würde weniger verdienen, hätte da auch kein Problem mit.*“ Einige Frauen würden die Elternzeit mit ihrem Partner teilen oder wollen, dass beide Partner in Teilzeit arbeiten, um beide im Beruf bleiben zu können. Eine besonders entschlossene Haltung zeigt Jennifer: „*Dieser Mutterschaftsurlaub, der wird natürlich gerecht geteilt und na ja, wenn er das nicht genauso sieht, dann hat er eben Pech, da bleib` ich konsequent.*“

Etwa die Hälfte der jungen Männer, die Elternzeit thematisieren, kann sich vorstellen, die eigene Erwerbstätigkeit für die Kinderbetreuung zu unterbrechen. Ebenso wie die jungen Frauen knüpfen sie daran jedoch die Bedingung, dass der Verdienst ihrer Partnerin für die Familie ausreicht: „*Wenn alles passt von den Finanzen, bleib` ich zu Hause von mir aus und bleib` beim Kind, fänd ich auch gut.*“ (Falko)

Viele Äußerungen zur familialen Arbeitsteilung der jungen Männer bleiben abstrakt: „*Weil, dass jetzt die Frau zu Hause bleiben soll, das ist veraltet.*“ (Volker). Der eigene Anteil an der Haushaltsführung wird nicht thematisiert oder bleibt vage: „*Ich will da schon mitmachen, ja – soo genau weiß ich das dann auch nicht.*“ (Tim). Offensichtlich ist es nicht mehr selbstverständlich, den Partnerinnen qua Geschlecht die Kindererziehung und Familienarbeit zuzuweisen. Zumindest normativ hat die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bei den jungen Männern an Geltung verloren: „*Ich denke, wir leben im 21. Jahrhundert, da müsste man sich die Arbeit teilen.*“ (Paolo).

2.2 Väter und Mütter als Vorbilder im Prozess der Berufsorientierung?

Bei der Berufs- und Studienwahl von jungen Erwachsenen kommt den Eltern eine besondere Bedeutung zu, da sie eine doppelte Funktion erfüllen: „Zum einen nehmen sie durch ihre Erwartungshaltungen oder durch konkrete Ratschläge direkten Einfluß auf die Berufsfindung. Zum anderen wirken sie indirekt durch ihre eigene Berufstätigkeit als positives oder negatives Vorbild auf den Berufswahlprozeß ein.“ (Kleffner u.a. 1996, S. 14; vgl. auch Fobe/Minx 1996, Beinke 2000, Schober 1997)

In unserer Studie untersuchen wir diese vielfältigen indirekten und direkten Einflussmöglichkeiten der Eltern auf die Berufsorientierung von AbiturientInnen. In diesem Artikel konzentrieren wir uns auf einen Aspekt des *indirekten* Einflusses: die Vorbildfunktion der elterlichen Erwerbstätigkeit im Prozess der Berufsorientierung.

Die Erwerbstätigkeit der Eltern kann als positive oder negative Orientierungsfolie für die Berufswahlentscheidung dienen (vgl. Fobe/Minx 1996). Die AbiturientInnen beziehen sich sowohl aus der „Arbeitskraftperspektive“ als auch aus der „Subjektperspektive“ (vgl. Geissler/Oechsle 1994, S. 151f.) auf die Erwerbsarbeit ihrer Eltern. Aus der Arbeitskraftperspektive lernen sie durch die Erwerbstätigkeit der Eltern den Wert von Qualifikationen kennen und erhalten einen Einblick in Chancenstrukturen des Arbeitsmarkts. Aus der Perspektive des Subjekts geht es um die Identifikation mit der Erwerbsarbeit und dabei vor allem um arbeitsinhaltliche Interessen.

Ob die AbiturientInnen ihre Väter oder Mütter als Modell für die eigene Erwerbsplanung ansehen können, ist eng mit der Geschlechtssegregation des Arbeitsmarkts und der familialen Arbeitsteilung verzahnt. Frauen – in diesem Fall die Mütter von AbiturientInnen – setzen ihre schulischen Bildungsabschlüsse auf dem Arbeitsmarkt nicht immer um. Nach wie vor übernehmen Frauen den Großteil der familialen Sorgearbeit und sind in den Arbeitsmarkt nur in begrenztem Umfang integriert, wie der

Blick auf die niedrige Erwerbsquote und die hohe Teilzeitquote der Frauen zeigt (vgl. Klammer u.a. 2000). Es sind weiterhin eher die Männer, die sogenannten „Normalarbeitsverhältnissen“ nachgehen.

Angesichts zunehmender biographischer Unsicherheiten, die den jungen Erwachsenen am Übergang vom Schul- ins Ausbildungssystem deutlich bewusst sind, stellt sich die Frage, inwiefern die Erwerbstätigkeit der Mütter und der Väter den jungen Erwachsenen eine Orientierungsfunktion im Prozess der Berufsorientierung bieten kann.

Nur für ein Drittel der von uns befragten AbiturientInnen haben die Eltern beruflichen Vorbildcharakter. Sie können sich vorstellen, einen ähnlichen Beruf wie ihre Eltern auszuüben bzw. äußern, dass sie ihre Eltern als berufliche Vorbilder sehen. Für 70% der jungen Erwachsenen haben die Eltern in ihrem Berufswahlprozess keine explizite Orientierungsfunktion. An welchem Elternteil orientieren sich die jungen Männer und Frauen im Prozess der Berufsorientierung? Welche Gründe hat es, dass Mütter und Väter für viele junge Männer und Frauen bei der Berufs- und Studienwahl kein Vorbild sind?

Mütter und Väter sind Vorbilder

Aufgrund des geschlechtssegregierten Arbeitsmarkts und seinen horizontalen wie vertikalen Ungleichheiten mag es nicht überraschen, dass sich alle Männer und ein Großteil der Frauen, die in den Eltern Vorbilder für ihren Berufsorientierungsprozess sehen, an ihren Vätern orientieren. Diese stehen für die Arbeitswelt, an der die Mütter oftmals nur eingeschränkt teilhaben. Die Väter sind den AbiturientInnen, die ihren Schulabschluss optimal verwerten wollen, eher ein berufliches Vorbild als es z.B. teilzeitarbeitende Mütter oder Frauen, die eher Aushilfstätigkeiten ausüben, sein können. Die jungen Erwachsenen orientieren sich an den Arbeitsbereichen des Vaters oder schätzen an ihm, wie er seine Erwerbsbiographie gestaltet. Beispielsweise bewundern sie seine Zielstrebigkeit oder „das er was geschaffen hat.“

„Mein Vater war eigentlich immer mein Vorbild. Ich habe mich schon sehr früh damit beschäftigt. So mit zehn würde ich sagen. Erst mal so aus Jux „Ich werde auch Polizist“. Und dann hat sich das immer mehr gefestigt.“ (Daniel)

Die Mütter werden von den AbiturientInnen hingegen selten als Vorbilder für die eigene Erwerbsbiographie gesehen. Es sind nur sehr wenige Frauen, die sich explizit an ihren Müttern orientieren. Die Orientierungsfunktion beschränkt sich in diesen Fällen auf arbeitsinhaltliche Aspekte: Die wenigen Frauen wählen zwar die gleichen Ausbildungsberufe, wollen aber anschließend in dem Bereich studieren und ihren schulischen Bildungsabschluss bestmöglich verwerten. Susanne beispielsweise will nach der Ausbildung zur Krankenschwester Medizin studieren. Ihre Mutter, die auch Krankenschwester ist, hat ihrer Tochter durch ihre begeisterten Erzählungen ein sehr positives Berufsbild vermittelt.

Beide Elternteile werden nur von einigen wenigen Frauen als berufliches Vorbild gewählt. Positiv bewerten diese Abiturientinnen insbesondere die Werte, die ihre Eltern ihnen vermittelt haben. Beispielsweise haben die Eltern von Nadja – eine Ärztin und ein Arzt – ihr „das Studentenleben nahegebracht“ und sie so zu einem Studium motiviert. Für eine andere Befragte ist vorbildhaft, dass ihre Eltern – die beide keine Berufsausbildung haben – ihr mit auf den Weg gegeben haben, dass sie ihre beruflichen Chancen nutzen soll.

Dennoch stellt sich die Frage, wieso der Großteil der jungen Frauen und Männer angibt, die Erwerbstätigkeit der Eltern biete ihnen bei der Gestaltung ihrer eigenen Zukunft keine Orientierung.

Eltern sind keine Vorbilder

Welche Gründe geben die AbiturientInnen dafür an, dass ihre Eltern für sie keine berufliche Vorbildfunktion haben? Die ersten beiden Begründungszusammenhänge beziehen sich auf den Bezug zur Erwerbstätigkeit: die Arbeitsmarktperspektive und damit auf Qualifikationsunterschiede zwischen den Generationen, sowie die Subjektperspektive und damit auf eine Abgrenzung von den Arbeitsinhalten.

Intergenerationale Unterschiede im Qualifikationsniveau können die Ursache dafür sein, dass AbiturientInnen ihre Eltern nicht als berufliche Modelle sehen. Die Aspirationsniveaus der jungen Männer und Frauen, die diesen Grund nennen, sind ungleich höher als die Bildungsniveaus ihrer Eltern (überwiegend Hauptschulabschluss). Durch ihre Studienpläne sind die AbiturientInnen Pioniere in ihrer Familie und können sich bei der Gestaltung ihrer Erwerbsbiographie nicht an ihren Müttern oder Vätern orientieren, wie Yannik, auf die Frage „Könnten Sie sich denn auch vorstellen eine ähnliche Tätigkeit auszuüben wie Ihre Eltern?“, deutlich macht:

„Nein eigentlich nicht, Industriemechaniker eigentlich sowieso nicht, auf keinen Fall, und ja, Mas-seur, Medizinischer Bademeister [Beruf der Mutter] im Grunde auch nicht. Also ich weiß nicht, das ist irgendwie nicht genug, weil ich will eigentlich schon studieren.“ (Yannik)

Im traditionellen Lebenslaufmodell ist für Frauen, die primär für Haushalt und Kinderbetreuung verantwortlich sind, die Arbeitskraftperspektive auf die Rolle der „Hinzuverdienerin“ begrenzt. Dass dieses traditionelle Leitbild mittlerweile auch durch moderne Leitbilder nicht unbedingt ersetzt, aber doch zumindest ergänzt worden ist (Oechsle 1998, Peuckert 1999), wird auch in unserer Untersuchung deutlich. So distanzieren sich einige wenige Frauen explizit von der traditionellen Lebensführung ihrer Mütter und signalisieren damit gewandelte Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis. Sie sehen in zeitlich begrenzten Aushilfstätigkeiten der Mütter, die ansonsten für die Hausarbeit zuständig sind, kein Modell für ihre eigene Biographieplanung. Melanie betont, dass es ihr nicht genug sei, so wie ihre Mutter nur einige wenige Tage im Monat zu arbeiten. Ihre Zukunftsvorstellungen unterscheiden sich von der Erwerbsbiographie ihrer Mutter:

„Bei uns ist es so, dass mein Vater nur arbeitet (...) und meine Mutter, die macht, ich weiß nicht genau, wie das heißt, die ist Bankkauffrau und die arbeitet immer, ich glaube, fünf Tage im Monat oder so und das wäre mir halt zu wenig.“ (Melanie)

Andere junge Frauen und Männer grenzen sich von den elterlichen Berufen weniger aus der Arbeitskraftperspektive als primär aus der Subjektperspektive ab. Hierbei stehen arbeitsinhaltliche Aspekte im Vordergrund. Im Unterschied zu der eben genannten Gruppe, die aus „Bildungsaufsteigern“ mit hohem Aspirationsniveau besteht, hat von fast allen AbiturientInnen dieser Gruppe mindestens ein Elternteil das (Fach-)Abitur. Die Eltern *könnten* also vom Qualifikationsniveau her Vorbild für ihre Kinder sein, doch die AbiturientInnen möchten aus arbeitsinhaltlichen Gründen nicht die elterlichen Berufe wie Ärztin oder Lehrer wählen, weil sie beispielsweise andere Interessen haben. Dies macht auch Miriam deutlich, die nach dem Abitur BWL studieren möchte.

„Also, meine Eltern sind beide Ärzte. Und so Medizin, Bio, Chemie, alles was man in der Schule da so in die Richtung gemacht hat, hat mir eigentlich wenig Spaß gemacht. Ich habe kein Interesse, da irgendwie in Richtung Medizin zu machen.“ (Miriam)

Wie schwierig es aber auch für junge Frauen sein kann, sich am Beruf des Vaters erfolgreich zu orientieren, wird bei einigen wenigen Frauen deutlich. Grund hierfür ist die Geschlechtssegregation des Arbeitsmarkts und die damit verbundene geschlecht-

liche Codierung von Berufen. Einige Frauen interessierten sich sehr für die männertypischen Berufe der Väter. Weil sie Schwierigkeiten erfahren haben oder antizipierten, die mit einer solchen geschlechtsuntypischen Berufswahl verbunden sein können, distanzieren sie sich wieder davon, wie bei Divina deutlich wird:

„Also, meine Mutter ist Sekretärin, und, also ich kann nicht den ganzen Tag im Büro sitzen, da würde ich ((lacht)) einen Fimmel kriegen. Und mein Vater, der ist Straßenbaumeister, das würde mich natürlich reizen, allerdings hat man es als Frau in diesem Bereich sehr schwer.“ (Divina)

Keine Vorbilder erwünscht

Die bislang aufgeführten Begründungszusammenhänge stellen nicht generell die Orientierung an den Eltern im Prozess der Berufsorientierung in Frage. Vielmehr liegen Gründe aus der „Subjektperspektive“ und der „Arbeitskraftperspektive“ vor, warum die jungen Erwachsenen ihre Eltern und deren Erwerbsbiographie nicht als Vorbild nehmen können. Hingegen spricht sich eine Anzahl von AbiturientInnen generell gegen Vorbilder aus. Sie kritisieren normative Vorgaben und stellen ihr eigenes Selbst in den Mittelpunkt ihrer Studien- und Ausbildungsentscheidung (vgl. Geissler/Oechsle 1996). Es ist für sie sehr wichtig, eine *eigene* Biographie aufzubauen. Den „eigenen Weg“ (Keddi 1999) zu verfolgen, „sich selbst zu verwirklichen“ dient für sie als Strukturgeber in strukturell unsicheren Zeiten und zur Stabilisierung der eigenen Erwerbsbiographie. Die Orientierung an anderen Menschen wird buchstäblich als unpassend für die eigene Biographie empfunden, wie beispielsweise bei Maren deutlich wird:

„Ich denke mal, wenn man Vorbilder hat, ich halte da nicht so viel von, nee. (...) Ich glaube, man muss sich eher selbst verwirklichen, als dass man da irgend jemand anders hinterherschwärmt und man sollte eher das machen, was man in Wirklichkeit für sich selbst für richtig hält, und nicht irgendwem anderes, den man gar nicht kennt, hinterhereifern. Es ist immer Glück und Zufall, was da mit reinspielt und ich weiß nicht, das muss man selbst gucken, wie es auf einen zukommt.“ (Maren)

3. Resümee

Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung

Die Lebensentwürfe von jungen Frauen und Männern scheinen sich zumindest in einigen Bereichen angeglichen zu haben: Bei der Gewichtung der Lebensbereiche setzen zwei Drittel der Befragten die Familie an die erste Stelle. Gleichzeitig ist ihnen der Beruf sehr wichtig. Sie streben die Verknüpfung beider Lebensbereiche an.

Gleichwohl zeigt sich für die Verwirklichung der eigenen Lebensentwürfe, „dass sich Frauen auf dem Weg in das Erwachsenenleben deutlich anders orientieren als junge Männer und dass sie bei der Verwirklichung ihrer Wünsche auf andere Widersprüche als junge Männer stoßen“ (Cornelißen u.a. 2002, S. 357f.). So zeigt sich in unserer Studie, dass Probleme bei der Vereinbarung der beruflichen und privaten Wünsche häufiger von den Frauen antizipiert werden. Einerseits vertreten sie oftmals das traditionelle Leitbild „Die Mutter gehört zum (Klein-) Kind“ und gleichzeitig finden sie, dass „moderne Frauen zum Lebensunterhalt beitragen sollten“. Außerdem wollen sie (auch finanziell) unabhängig vom Partner sein. Dieser Konflikt zwischen unterschiedlichen, sich teils widersprechenden Leitbildern und Orientierungen kann von den jungen Frauen in der aktuellen Situation nicht befriedigend interpretiert und aufgelöst werden.

Die jungen Männern formulieren ihre Vorstellungen zur Arbeitsteilung im Zusammenhang mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie häufig (vielleicht auch im Sinne einer „feministischen Korrektheit“) geschlechtsneutral. Aufteilung und Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit werden zur Verhandlungssache erklärt: Es soll berufstätig sein, wer mehr verdient oder wer mehr Erfolg und Spaß im Beruf hat.⁴ Auf dem Hintergrund nach wie vor bestehender geschlechtsspezifischer Einkommensdifferenzen

4 Fraglich bleibt, ob diese Vorstellungen in die Praxis umgesetzt werden. Schneider/Rost (1998, S. 223) stellen für die von ihnen untersuchte Stichprobe fest, dass in jeder vierten Ehe zum Zeitpunkt der Geburt die Frau mehr oder gleichviel verdient hat wie ihr Mann, dennoch sind es zu 98% die Frauen, die Elternzeit nehmen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt die qualitative Untersuchung von Maschetzke (1999).

sind solche Äußerungen vorerst als „genderfreundliche Oberflächenrhetorik“ (Volz/Zulehner 2000, S. 216) zu interpretieren. Dennoch zeigt sich in den Interviews, dass die Frage der Arbeitsteilung und die Auseinandersetzung mit Geschlechtsstereotypen und Familienmodellen für einen Teil der jungen Männer ein wichtiges Thema geworden ist, auch wenn solche Fragen in der Phase des Übergangs von der Schule in Ausbildung und Studium nicht unmittelbar handlungsrelevant sind. In den Äußerungen dieser jungen Männer deutet sich eine vorsichtige Distanzierung vom traditionellen Leitbild des Mannes als „Familienernährer“ und eine Modernisierung ihres Geschlechtsrollenverständnisses an, wie dies auch in neueren Studien für einen Teil der Männer, die „verhandlungsbereiten rollenbeweglichen „neuen Männer“, festgestellt wird (Volz/Zulehner 2000, S. 205).

Eltern als berufliche Vorbilder

Können sich also junge Erwachsene in der Statuspassage von der Schule in das Ausbildungssystem an der Erwerbsbiographie ihrer Eltern orientieren? Wie positionieren sie sich im Prozess der Berufsorientierung zu den Berufen ihrer Eltern?

Für viele AbiturientInnen sind die Eltern kein Vorbild im Prozess der Berufsorientierung. Entweder sprechen sich die jungen Erwachsenen generell gegen normative Orientierungen aus und verfolgen eine starke individualistische Biographiegestaltung, die für sie zu einem strukturierenden Moment in biographisch unsicheren Zeiten wird. Oder sie sehen ihre Eltern aus der Arbeitsmarktperspektive oder dem Subjektbezug heraus nicht als Modell für ihre berufliche Planung. Nur ein geringer Teil orientiert sich an der Erwerbsbiographie der Eltern. Die Strukturkategorien Geschlecht und Bildungshintergrund der Eltern spielen bei der beruflichen Vorbildfunktion der Eltern eine entscheidende Rolle.

Die meisten „BildungsaufsteigerInnen“ mit hohem Aspirationsniveau können sich bei der Gestaltung ihrer eigenen Erwerbsbiographie nicht an den elterlichen Berufen orientieren, da die Väter und Mütter wesentlich niedrigere Bildungsabschlüsse und berufliche Qualifikationen haben. Hingegen können AbiturientInnen mit beruflich hoch qualifizierten Eltern die Berufe ihrer Väter und Mütter aus arbeitsinhaltlichen Gründen als positive oder negative Orientierungsfolie nutzen.

Die Mütter spielen bei den beruflichen Vorbildern eine fast randständige Rolle: Die nach wie vor eingeschränkte Teilnahme von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führt dazu, dass die Mütter den stark erwerbsorientierten jungen Erwachsenen nur bedingt ein Vorbild sein können. Fast alle jungen Männer und Frauen, die in den Eltern ein Vorbild sehen, orientieren sich am Vater, der nach wie vor der klassische „Vertreter“ der Erwerbswelt ist und den schulisch hoch qualifizierten SchulabgängerInnen eher ein Modell sein kann. Gleichzeitig kann es für junge Frauen schwierig sein, sich an männertypischen Berufen der Väter zu orientieren, da sie geschlechtsspezifische Probleme auf dem Arbeitsmarkt bereits erfahren haben oder antizipieren.

Für Frauen ist es also immer noch problematisch, gleichgeschlechtliche Vorbilder für ihre Erwerbsplanung zu finden. Im Hinblick auf das hohe schulische Qualifikationsniveau der neuen Frauengeneration besteht hier Handlungsbedarf: Es sollten Schülerinnen verstärkt außerhalb der Familie gleichgeschlechtliche Vorbilder zur Verfügung stehen, die ihnen „moderne“ Modelle für die Gestaltung ihrer Erwerbsbiographie bieten können. Eine Möglichkeit stellen Mentorinnen-Programme dar, in denen die jungen Erwachsenen individuelle Kontakte mit Frauen aus akademischen oder nicht-akademischen Berufsfeldern aufbauen können.

Bei der Frage nach dem Einfluss der Eltern auf die Berufsorientierung von AbiturientInnen ist die Vorbildfunktion nur ein Aspekt unter vielen. Er soll nicht darüber

hinwegtäuschen, dass die jungen Erwachsenen auf sehr unterschiedlichen Ebenen in direkter und indirekter Weise von den Eltern bei der Berufs- und Studienwahl beeinflusst werden. Unabhängig von der Vorbildfunktion der elterlichen Berufe ist beispielsweise charakteristisch für viele der AbiturientInnen, dass ihre Eltern sie als Vertrauenspersonen in dieser Statuspassage begleiten (vgl. Oechsle u.a. 2002).⁵

Literatur

- Beinke, Lothar (Hg.): Berufsorientierung – eine Forderung an Schule und Berufsberatung unter Berücksichtigung des Elternengagements, in: Schlösser, Hans-Jürgen: Berufsorientierung und Arbeitsmarkt, Bergisch Gladbach 2000, S. 117-135.
- Bußhoff, Lothar: Berufswahl, in: Bundesanstalt für Arbeit (Hg.): Handbuch zur Berufswahlvorbereitung, Nürnberg 1992, S. 77-89.
- Cornelißen, Waltraud/Gille, Martina/Knothe, Holger/Meier, Petra/Queisser, Hannelore/Stürzer, Monika: Junge Frauen – junge Männer. Daten zur Lebensführung und Chancengleichheit. Eine sekundäranalytische Auswertung, Opladen 2002.
- Fobe, Karin/Minx, Bärbel: Berufswahlprozesse im persönlichen Lebenszusammenhang, Nürnberg 1996.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild: Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim 1996.
- Durrer, Franz/Heine, Christoph: Studienberechtigte 99. Ergebnisse der 1. Befragung der Studienberechtigten 99 ein halbes Jahr nach Schulabgang und Vergleich mit den Studienberechtigten 90, 92, 94 und 96, HIS Kurzinformationen A3/2001, Hannover 2001.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild: Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: Riskante Freiheiten, Frankfurt/Main 1994, S. 139-167.
- Golisch, Botho: Wirkfaktoren der Berufswahl Jugendlicher, Frankfurt/Main 2002.
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy: Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe, Opladen 1999.
- Klammer, Ute/Klenner, Christina/Ochs, Christiane/Radke, Peter/ Ziegler, Astrid: WSI-FrauenDatenReport, Berlin 2000.
- Kleffner, Annette/Lappe, Lothar/Raab, Erich/Schober, Karen: Fit für den Berufsstart? Berufswahl und Berufsberatung aus Schülersicht, Materialien aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 3, 1996.
- Knauf, Helen/Suchanek, Justine/Maschetzke, Christiane/Oechsle, Mechtild/Rosowski, Elke: Berufsorientierung in der gymnasialen Oberstufe. Eine Erhebung zur Angebotsstruktur im Regierungsbezirk Detmold, Bielefeld 2002.
- Künzler, Jan/Walter/Wolfgang/Reichart, Elisabeth/Pfister, Gerd: Gender division of labour in unified Germany, Tilburg 2001.
- Lemmermöhle, Doris/Nägele, Barbara: Lebensplanung unter Vorbehalt. Jungen und Mädchen in Brandenburg zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem, Mössingen-Talheim 1999.
- Maschetzke, Christiane: Zwischen den Stühlen: Realisierung der geplanten Erwerbstätigkeit von Frauen nach der Familiengründung. Eine explorative Studie über den individuellen Lebenszusammenhang erwerbsorientierter Frauen, Bielefeld 1999.
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula: Der Mann. Die Brigitte-Studie, Weinheim 1986.
- Oechsle, Mechtild: Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen, in: Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hgg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998, S. 185-200.
- Oechsle, Mechtild/Maschetzke, Christiane/Rosowski, Elke/Knauf, Helen: Abitur und was dann? Junge Frauen und Männer zwischen Berufsorientierung und privater Lebensplanung, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 20. Jg., H. 4, 2002, S. 17-27.
- Peuckert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel, Opladen 1999.

5 Am 11. und 12. Dezember veranstalten wir im Jugendgästehaus Bielefeld die Tagung „Berufsorientierung in unsicheren Zeiten“, in der u.a. unsere Forschungsergebnisse dargestellt werden. Hierzu sind Interessierte aus Wissenschaft und Praxis sehr herzlich eingeladen. Informationen sind über die Autorinnen erhältlich.

- Schneider, Norbert F./Rost, Harald: Vom Wandel keine Spur – warum ist Erziehungsurlaub weiblich?, in: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hgg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998, S. 217-236.
- Schober, Karen: Berufswahlverhalten, in: Kahsnitz, Dietmar (Hg.): Handbuch zur Arbeitslehre, München 1997, S. 103-122.
- Shell (Hg.): Jugend 2000, Band 1, Opladen 2000.
- Shell (Hg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus, Frankfurt/Main 2002.
- Statistisches Bundesamt: Leben und Arbeiten in Deutschland. Ergebnisse aus des Mikrozensus 2002, Wiesbaden 2003.
- Volz, Rainer/Zulehner, Paul M.: Nach der Männerstudie, in: Rosowski, Martin,/Ruffing, Andreas (Hgg.), MännerLeben im Wandel. Würdigung und praktische Umsetzung einer Männerstudie, Ostfildern 2000, S. 202-217.
- Zulehner, Paul M./Volz, Rainer: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht, Ostfildern 1999.

*Dipl.-Soz. Elke Rosowski und Dipl.-Soz. Christiane Maschetzke, Zentrum für Lehrerbildung
Universität Bielefeld, Postfach 100 131; 33501 Bielefeld
Email: elke.rosowski@uni-bielefeld.de und christiane.maschetzke@uni-bielefeld.de*

Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen – Rückblick auf die Tagung anlässlich des 20jährigen Jubiläums des IFF

Im Jahr 2002 beging das Interdisziplinäre Frauenforschungs-Zentrum (IFF) der Universität Bielefeld ein doppeltes Jubiläum: 1982 ist der Universitätsschwerpunkt „Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung“ eingerichtet worden; seit 1992 gibt es das IFF in seiner jetzigen Form als „Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum“. In den zurückliegenden 20 Jahren hat sich das IFF weit über die Universität Bielefeld hinaus als Zentrum der Frauen- und Geschlechterforschung etabliert. Anlass genug, um im Mai dieses Jahres – mit einem Jahr Verspätung – das 20jährige Bestehen mit einer Tagung und einem Festakt zu begehen. Mehr als 60 Teilnehmerinnen aus nahezu allen „Ecken“ Deutschlands, aus der Schweiz und aus Österreich folgten der Einladung, dieses Jubiläum gemeinsam mit dem IFF zu „feiern“.

15 Wissenschaftlerinnen gestalteten mit ihren Beiträgen das Programm der Tagung „Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinen und Netzwerken“. Die Tagung widmete sich drei Fragekomplexen, die für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung bis heute von großer Aktualität sind. Im ersten Themenkomplex „Frauen-/Geschlechterforschung und »mainstream«: Breaking the wall?“ stand die Frage nach einer wechselseitigen Beeinflussung von Frauen- und Geschlechterforschung und dem jeweiligen „Mainstream“ in einigen relevanten Wissenschaften im Mittelpunkt. Die Beiträge des zweiten Themenblocks „Interdisziplinarität von Frauen- und Geschlechterforschung zwischen Anspruch, Wirklichkeit und Herausforderung“ reflektierten, welche Prämissen und Folgen die Forderung nach Interdisziplinarität für die Frauen- und Geschlechterforschung hatte, welche Erfahrungen damit verbunden sind und welche Entwicklungen sich abzeichnen. Der dritte Themenblock, durchgeführt als Podiumsdiskussion mit Input-Beiträgen der Diskussionsteilnehmerinnen, setzte sich mit dem Thema „Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität?“ auseinander. Die Beiträge des ersten und zweiten Themenblockes erscheinen parallel zu diesem IFF Info in einem Themenschwerpunktheft der „Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien“.¹ Die Inputbeiträge der Podiumsteilnehmerinnen sind unter der Rubrik „Aktuelle Debatte“ in dieser Ausgabe des IFF Info veröffentlicht. Dieser Rückblick auf die Tagung anlässlich des 20jährigen Jubiläums des IFF soll auch dazu genutzt werden, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung der Frauen- und Geschlechterforschung² in Deutschland und einen Überblick über den derzeitigen Stand ihrer Institutionalisierung zu geben. Dabei geht es sowohl um die Beschreibung der Rolle des IFF und seine Verortung in diesen Prozessen, als auch um die Darstellung des Reflexionsprozesses, aus dem heraus das Motto und die Fragestellungen für die Tagung entwickelt wurde.

Entstehung und Selbstverständnis der Frauenforschung in Deutschland

„(...) was wir wollen, ist weit mehr als nur neue Werte und Philosophien, mehr als 'Frauenkultur' und 'Frauenstudium' im engen Sinn der 'Studien von Frauen über Frauen'. Wir wollen nicht nur die akademische Wissenschaft um einen sogenannten Frauenaspekt additiv ergänzen, wir wollen nicht nur Forschungslücken erst entdecken und dann

1 Hierbei handelt es sich um Heft 2/3 2003 der Zeitschrift. Dieser Tagungsrückblick basiert auf der Einleitung in das Themenschwerpunktheft der „Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien“, die für das IFF Info leicht verändert und gekürzt sowie mit „Momentaufnahmen“ während der Tagung illustriert wurde.

2 Die Autorinnen des Beitrages sind sich wohl bewusst, dass es die Frauenforschung oder die Frauen- und Geschlechterforschung, die feministische Wissenschaft oder die feministische Wissenschaftskritik eben sowenig gibt wie die feministische Theorie oder die Frauenbewegung. Dennoch werden im Folgenden diese Begriffe, in Anlehnung an die Literatur, auf diese Art und Weise verwendet, ohne dass damit die Pluralität der Gruppen oder Ansätze innerhalb der Bewegungen und Theorie verdeckt oder gar weggewischt werden soll.

3 Die „neue“ Frauenbewegung und die daraus entstandene Frauenforschungsbewegung sind Teil der ab Ende der 1960er Jahre in der damaligen BRD an vielen Orten aufkeimenden neuen sozialen Bewegungen. Auf die „Ungleichzeitigkeiten“ der Entwicklung in Ost- und Westdeutschland (damals also noch BRD und DDR) kann und soll hier nicht eingegangen werden.

4 Die Begriffe Frauenforschung/feministische Wissenschaft werden in der Literatur nicht immer einheitlich benutzt. Auf die damit zusammenhängende Kontroverse in der Anfangszeit der Frauenforschungsbewegung um ihre Selbstdefinition kann hier nicht eingegangen werden (vgl. dazu zsf. Mischau 1997).

Gerade zu Beginn der Frauenforschungsbewegung war zunächst jedoch nur der Begriff Frauenforschung gebräuchlich. Dieser stand, und so soll seine Verwendung auch hier verstanden werden, für eine eindeutig feministisch ausgerichtete Frauenforschung und folgt damit der „inhaltlichen“ Bestimmung einer feministischen Wissenschaft.

5 Das „Nichtvorhandensein“ impliziert nach diesem Verständnis, dass Frauen bis dato weder Subjekt noch Objekt der Wissenschaft waren.

ausfüllen. Wir wollen mehr als nur Objekt und Subjekt der Wissenschaft werden: wir wollen sie und die Gesellschaft verändern. Radikal“ (Bock 1977, S. 16ff.).

Kaum ein anderes Zitat wie dieses aus einem Beitrag von Gisela Bock anlässlich der ersten Sommeruniversität für Frauen 1976 in Berlin verdeutlicht die Aufbruchstimmung der in den 1970er Jahren erwachten Frauenforschungsbewegung in Deutschland.³ Die Verwissenschaftlichung der Frauenfrage, verstanden als Grundstein für die Entwicklung einer Frauenforschung/feministischen Wissenschaft⁴ entstand unmittelbar aus der „neuen“ Frauenbewegung der 1970er Jahre. In dem Maße, in dem von dieser die Unterrepräsentation und Diskriminierung der Frauen in nahezu allen „öffentlichen“ gesellschaftlichen Bereichen thematisiert wurde, problematisierten Studentinnen und Wissenschaftlerinnen auch das „Nichtvorhandensein“⁵ und die Diskriminierung von Frauen in der Institution Hochschule und in der Wissenschaft. Aufgrund der wachsenden Erkenntnis, dass die von Männern dominierten Wissenschaften weder den weiblichen Lebenszusammenhang, noch die Beiträge von Frauen zu Kultur, Wissenschaft und Politik angemessen erforscht und berücksichtigt haben, konstatierten Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher, vor allem aber sozial- und gesellschaftswissenschaftlicher, Disziplinen, dass viele Forschungsfragen, wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien sich nur auf die Lebenswelt von Männer beziehen, dennoch aber den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben. Damit rückte die Wissenschaft selbst ins Blickfeld der Frauenforschung, die den Anspruch erhob, kritische Anstöße zur Selbstreflexion der Wissenschaftsdisziplinen und des Wissenschaftsbetriebes zu formulieren. In diesem Sinne wollte die Frauenforschung nicht nur Anhängsel sein, sondern einen radikalen (im Wortsinn: an der Wurzel ansetzenden) Reflexionsprozess der androzentrischen Wissenschaft einleiten. Sie zielte in ihrer „politischen“ und wissenschaftskritischen Stoßrichtung nicht nur auf eine Transformation der Geschlechterverhältnisse und damit der Gesellschaft als Ganzes, sie zielte auch auf eine Transformation der Wissenschaft und nicht etwa auf deren Erweiterung.

Das IFF und seine Verortung in der Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung

1980 fasste die Freie Universität Berlin als erste Hochschule in Deutschland den Beschluss, Frauen in der Wissenschaft besonders zu fördern und richtete 1981 die „Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung“ (heute: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung) ein. Ebenfalls 1980 wurde an der Universität Bielefeld auf eine Initiative von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen, vor allem aus den Fachbereichen Pädagogik, Soziologie, Literaturwissenschaft und Geschichte, eine Geschäftsstelle Frauenforschung aus den Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen sowie des Rektorats eingerichtet. Ihre Aufgabe bestand in der Vorbereitung eines „Universitätschwerpunktes Frauenforschung“. 1982 wurde aus dieser Geschäftsstelle die „Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF)“, die zunächst auf vier Jahre eingerichtet wurde. Die Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung in Berlin und die Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) in Bielefeld können zu Recht als „Meilensteine“ der Etablierung und Institutionalisierung der Frauenforschung an den Universitäten in Deutschland bezeichnet werden. Beide Einrichtungen „der ersten Stunde“, die eine vorrangig als Service- und Koordinierungsstelle und das IFF als universitäres Forschungszentrum, haben seither wesentlich zur Entwicklung, Vernetzung, Ausgestaltung und Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland beigetragen. Besonders das IFF avancierte in den Folgejahren zum Vorbild für die Gründung zahlreicher anderer Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland.

Dies mag einerseits an der spezifischen Aufgabenstruktur des IFF liegen, die von Beginn an hohe Ansprüche an ein Zentrum der Frauen- und Geschlechterforschung formulierte und damit auch Maßstäbe für andere Initiativen setzte. Aufgaben des IFF sind laut Gründungsbeschluss des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums von 1992 die Unterstützung, Koordination und Weiterentwicklung einer interdisziplinär ausgerichteten Frauenforschung. Hierfür erbringt das IFF Dienstleistungen und führt selbst, aber auch in Kooperation mit anderen Fakultäten der Universität Bielefeld oder KooperationspartnerInnen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft, Forschungsprojekte durch. Zu den Aufgaben des IFF gehören insbesondere: die Planung, Entwicklung und Durchführung von Forschungsprojekten und die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen; die Koordination von Lehrangeboten auf dem Gebiet der Frauenforschung; die Unterstützung Studierender und WissenschaftlerInnen bei der Planung und Durchführung von Arbeitsvorhaben im Bereich der Frauenforschung; die Organisation von Ringvorlesungen, Gastvorträgen, Kolloquien u.ä. im Bereich der Frauenforschung; die Förderung von Kontakten und des Austausches zwischen Frauen- und GeschlechterforscherInnen an der Universität sowie in nationalen und internationalen Zusammenhängen. Darüber hinaus richtete das IFF ein bis heute kontinuierlich aktualisiertes Dokumentations- und Informationsangebot mit mehreren Datenbanken und einer umfangreichen Sammlung von (z.T. schwer zugänglichen sog. „grauen“) Materialien zur Frauen- und Geschlechterforschung ein.

Der Vorbildcharakter des IFF speist sich andererseits auch aus seiner wechselhaften Geschichte, in der

es, wie später viele andere Zentren auch, immer wieder unter „Legitimitätsdruck“ von außen geriet. Dass diese „Krisen“ bis heute gemeistert wurden, machte und macht das IFF auch zur Hoffnungsträgerin für andere Zentren, die die Erfahrung teilen, dass insbesondere in Zeiten finanzieller Restriktionen oder bei Veränderungen bzw. Verschlechterungen der geschlechterpolitischen „Großwetterlage“ Hochschulen sich als erstes von ihren „ungeliebten“ Kindern trennen, zu denen nach wie vor und trotz aller Institutionalisierungserfolge auch die Frauen- und Geschlechterforschung zählt. Als 1982 aus der Geschäftsstelle die Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) eingerichtet wurde, galt dies zunächst nur für vier Jahre. Nach dieser ersten „Erprobungsphase“ wurde vom Senat der Universität Bielefeld 1987 die dauerhafte Verankerung der IFF beschlossen. Zur IFF gehörten eine Geschäftsstelle, die mit einer Geschäftsführerin und einer Sekretärin besetzt war, sowie eine wissenschaftliche Mitarbeiterinnenstelle. 1990 feierte die IFF ihr zehnjähriges Bestehen. Im gleichen Jahr wurde die IFF vor dem Hintergrund des neuen WissHG erneut begutachtet. Die funktionierende Arbeitsform der IFF mit der Mitarbeiterinnen-AG als zentralem beschlussfassenden Gremium musste aufgrund der veränderten Bestimmungen dem Modell zentraler wissenschaftlicher Einrichtungen angepasst werden. Die Struktur der IFF wurde – angelehnt an die Stausebenen der Universität – „hierarchisiert“. 1992 entbrannte erneut eine Diskussion über den weiteren Bestand der IFF: nach den Vor-



Vorstand und Geschäftsstelle des IFF (von links nach rechts): Dr. Anina Mischau, Prof. Dr. Ursula Müller, Ulla Reißland, Dr. Birgitta Wrede und Prof. Dr. Mechtild Oechsle

stellungen mancher sollte die Frauenforschung in die einzelnen Fakultäten zurückverlagert und die IFF zu einer Koordinationsstelle für Frauenaktivitäten und -forschung umstrukturiert werden. Auf dem Hintergrund massiver Unterstützung von 1.400 Unterschriften und Solidaritätsschreiben aus dem In- und Ausland bestätigte der Senat der Universität Bielefeld im Juli 1992 die IFF als eigenständige Forschungseinrichtung, es folgte die Umbenennung zum Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum (IFF). Als zentrale wissenschaftliche Einrichtung unterliegt das IFF einer regelmäßig stattfindenden Evaluation durch den Senat der Universität. Just im Jahre seines 20jährigen Bestehens wurde erneut ein solches Begutachtungsverfahren eingeleitet. Das IFF nutzte diese Phase zu einer inhaltlichen wie organisatorischen Neubestimmung und Perspektiventwicklung. Im Juni dieses Jahres schließlich erfolgte die Neugründung des IFF als zentrale wissenschaftliche Einrichtung der Universität für weitere acht Jahre.

Nicht zuletzt beruht der Modellcharakter des IFF darauf, dass es als eines der ersten universitären Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung in diesem wissenschaftlichen Arbeitsfeld wesentlich zur Entwicklung und Ausgestaltung feministischer Wissenschaft und Forschung beigetragen und dabei manches Thema „enttabuisiert“ hat (erinnert sei z.B. an die Themen sexuelle Gewalt gegen Frauen, Pädophilie, lesbische Lebensformen usw.). In den letzten 20 Jahren wurden, neben unzähligen anderen Aktivitäten wie z.B. der Durchführung von Tagungen oder Workshops, von Vorträgen und einer regen Publikationstätigkeit der Mitarbeiterinnen, am IFF mehr als 80 Forschungsprojekte durchgeführt. Auch wenn die einzelnen Projekte sowohl inhaltlich, wie hinsichtlich ihrer Dauer oder finanziellen Ausstattung eine sehr große Bandbreite aufweisen, kann man das IFF wohl ohne Übertreibung als überaus erfolgreiche „Brut- und Produktionsstätte“ der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland charakterisieren. Dies umso mehr, da sich an der institutionellen Ausstattung des IFF über all die Jahre kaum etwas verändert hat. Nach wie vor besteht der institutionelle Teil, d.h. die Geschäftsstelle des IFF, aus einer Sekretärin und inzwischen zwei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, die über einen nicht gerade als üppig zu bezeichnenden institutionellen Etat verfügen. Das IFF war und ist „gezwungen“ die Ressourcen für seine Forschungsaktivitäten nahezu ausschließlich über Drittmittel einzuwerben. Dass dies über all die Jahre erfolgreich gelang, kann ohne Einschränkung als Qualitätskriterium der Forschungstätigkeit am IFF gewertet werden.

Zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung

Seit nunmehr fast drei Jahrzehnten befasst sich die Frauen- und Geschlechterforschung mit der Entwicklung der Geschlechterverhältnisse sowie deren Bedeutung für die Verteilung von politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Macht in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Während dieser Zeit hat sie sich mehr und mehr zu einem integralen Bestandteil des Wissenschaftssystems entwickelt. Die zunehmende Etablierung, Institutionalisierung und Implementierung der Frauen- und Geschlechterforschung manifestiert sich auch und gerade durch die Gründung von Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung, der Einrichtung von Professuren mit entsprechender Denomination und zunehmend auch durch die Einrichtung entsprechender Studiengänge oder Studienschwerpunkte an zahlreichen deutschen Universitäten. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über (einige) Formen und den Grad der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland gegeben werden (vgl. hierzu auch Bock 2000, Bock 2002, Bock/Landweer 1994).

Die Recherchen der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin⁶ ergaben (Stand Mai 2003), dass derzeit 23 Koordinations- und Forschungszentren der Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten existieren. Fünf von ihnen wurden in den 1980er Jahren, zehn in den 1990er

6 Die in diesem Abschnitt dargestellten Daten beruhen allesamt auf Recherche-Ergebnisse der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin und sind, neben weiteren statistischen Auswertungen und detaillierten Informationen auf der dortigen Homepage zu finden (vgl. <http://www.fu-berlin.de/zefrauen/index.html>).

Jahren, die restlichen acht seit 2000 gegründet. Die Aktivitäten und Organisationsstrukturen dieser 23 Zentren, aber auch ihre institutionelle Einbettung in den jeweiligen Hochschulen, ihre Aufgaben und ihre jeweilige programmatische Profilierung sind z.T. sehr unterschiedlich; diese darzustellen würde den hier gesetzten Rahmen deutlich überschreiten. Dennoch kann kurz resümiert werden: Viele haben vor allem Dienstleistungsfunktionen; sie unterstützen die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung durch Wissenschaftsmanagement, Koordinationsaktivitäten und Publikationen. Andere verbinden Forschung mit einem wissenschaftlichen Serviceangebot oder verfolgen Forschung, wissenschaftliche Dienstleistungen und Transferleistungen zwischen Wissenschaft und Praxis als wechselseitig sich ergänzende und aufeinander aufbauende Ziele. Wieder andere widmen sich vorrangig der Entwicklung und Durchführung von Gender Studies im Lehrangebot ihrer Universitäten.

Die Verteilung der Zentren auf die einzelnen Bundesländer in Deutschland macht deutliche regionale Disparitäten sichtbar. Fünf der 23 Zentren liegen in Niedersachsen, jeweils drei in Berlin, Hessen und Nordrhein-Westfalen. Hamburg und Schleswig-Holstein beheimaten je zwei dieser Zentren, die Bundesländer Baden-Württemberg, Bremen, Mecklenburg-Vorpommern, Rheinland-Pfalz und Sachsen verfügen jeweils über ein Zentrum. In Bayern, Brandenburg, Saarland, Sachsen-Anhalt und Thüringen sucht man bislang leider vergebens nach einem Zentrum der Frauen- und Geschlechterforschung. Allen diesen Zentren gemeinsam ist ein mehr oder weniger deutlich formulierter interdisziplinärer Anspruch, wobei die Frage, inwieweit dieser in der Praxis zum Tragen kommt, hier nicht beantwortet werden kann.

Seit Mitte der 1980er Jahre werden an den Universitäten in Deutschland Frauenforschungsprofessuren bzw. Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet. Die systematische Zusammenschau der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin zeigt: Derzeit gibt es insgesamt 103 Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten, von denen 97 besetzt und 6 unbesetzt sind (Stand 4/2003). Diese verteilen sich ebenfalls sehr unterschiedlich auf die einzelnen Bundesländer.⁷ Während es z.B. in Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen und Schleswig-Holstein bis heute keine einzige Professur für Frauen- und Geschlechterforschung gibt, nimmt Nordrhein-Westfalen mit 36 Professuren eine absolute „Spitzenreiterinnenposition“ ein, gefolgt von Berlin und Niedersachsen (16 bzw. 12).

Die bestehenden 103 Professuren⁸ verteilen sich auf 43 der 99 Universitäten in Deutschland. Die meisten befinden sich an der Freien Universität Berlin (8), der Universität Bremen (7), der Universität Bielefeld (6) und der Ruhr-Universität Bochum (6). Mit Ausnahme der Ruhr-Universität Bochum existieren an diesen Universitäten auch ausgewiesene Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung. Offensichtlich wird im Zusammenhang mit der Einrichtungen dieser Zentren oder aber als Wirkung dieser Zentren auch (zumindest atmosphärisch) der Weg für die Einrichtung einer entsprechenden Anzahl von Professuren der Frauen- und Geschlechterforschung „bereitet“. Eine nicht zu übersehende Wechselwirkung zwischen diesen beiden „Institutionalisierungsformen“, die offensichtlich die Chancen und Möglichkeiten einer Integration der Frauen- und Geschlechterforschung an den jeweiligen Universitäten deutlich erhöht.

Einen erneuten „Institutionalisierungsschub“ erfährt die Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1990er Jahren durch die Einrichtung entsprechender Studiengänge bzw. Studienschwerpunkte. In den letzten 10 Jahren sind 19 solcher Studiengänge oder Studienschwerpunkte der Frauen- und Geschlechterforschung bzw. Gender Studies an Universitäten in Deutschland entstanden. Sie sind überwiegend interdisziplinär ausgerichtet und weisen unterschiedliche Organisationsmodelle wie inhaltliche

7 Zur disziplinspezifischen „Ungleichverteilung“ dieser Professuren vgl. die statistischen Auswertungen der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin unter <http://www.fu-berlin.de/zefrauen/index.html>.

8 Zusätzlich wurden seit 2002 sechs Juniorprofessuren an der Humboldt Universität zu Berlin (2), der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik (HWP) (1), der Universität Oldenburg (1), der Ruhr-Universität Bochum (1) und der Universität Flensburg (1) geschaffen; vier dieser Juniorprofessuren sind inzwischen besetzt, bei zweien läuft das Besetzungsverfahren noch.

Schwerpunkte für dieses Studiengebiet auf (vgl. Bock 2002). Einige von ihnen bieten eine Weiterbildungs- bzw. Zusatzqualifikation an, andere hingegen sind Studiengänge der wissenschaftlichen „Erstausbildung.“ In einigen kann „lediglich“ ein entsprechendes Zertifikat erworben werden, andere hingegen sind in Magister- und Aufbaustudiengänge integriert oder selbst als solche konzipiert und ermöglichen damit einen integrierten oder eigenständigen wissenschaftlichen Abschluss. Sie alle sind ein deutliches Zeichen dafür, dass die Frauen- und Geschlechterforschung zunehmend auch zu einem Bestandteil der wissenschaftlichen Lehre und Ausbildung wird. Ein „regionaler“ Abgleich mit den existierenden Professuren der Frauen- und Geschlechterforschung zeigt, dass in den Hochschulen, in denen eine oder mehrere Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung geschaffen wurden, offensichtlich auch die Chance einer curricularen Verankerung von Gender Studies in den Studien- und Prüfungsordnungen der einzelnen Disziplinen und darüber hinaus die Einrichtung eigener Studienangebote der Frauen- und Geschlechterforschung größer ist. Entsprechende Professuren schaffen die Grundlage für eine Kontinuität, die nicht nur für die Entwicklung der inhaltlichen Diskussionen und die methodologische Ausdifferenzierung von Frauen- und Geschlechterforschung unabdingbar ist, sondern auch für den Aufbau eines strukturierten Lehrangebots und für eine angemessene Betreuung der Studierenden. Auch hier gibt es also eindeutige Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Institutionalisierungsformen der Frauen- und Geschlechterforschung und dem Grad ihrer Integration in die jeweiligen Universitäten.

Trotz der unbestreitbaren Erfolge verläuft die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung keineswegs ohne Widersprüche und ist nach wie vor durch eine Gleichzeitigkeit von Professionalisierung und Marginalisierung gekennzeichnet. „Von einer durchgängigen Akzeptanz der Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft und bei den an ihr Beteiligten kann (...) noch nicht die Rede sein.“ (Wissenschaftsrat 1998) Diese Feststellung gilt gleichermaßen für Zentren, Professuren und Studienangebote der Frauen- und Geschlechterforschung, wemngleich hier sicherlich erhebliche regionale und fachspezifische Differenzierungen vorzunehmen wären. Darüber hinaus wurde der Prozess der Institutionalisierung auch von den Akteurinnen der Frauen- und Geschlechterforschung selbst immer wieder kritisch diskutiert (vgl. z.B. Bock/Landweer 1994, Gerhard 2001, Holland-Cunz 2001).

Zur Tagung anlässlich des 20jährigen Jubiläums des IFF

Mit der Entstehung der Frauenforschung und/oder einer feministischen Wissenschaft vor mehr als 25 Jahren sahen viele innerhalb und außerhalb der Hochschule den „Geschlechterkampf“ nun auch in die „heilige Institution der Wissenschaft“ einziehen. Glaubten die einen euphorisch an die revolutionäre Umwälzung nicht nur der androzentrischen Gedankengebäude, sondern der Struktur des Wissenschaftsbetriebes überhaupt, hielten die anderen dies nur für eine weitere Verirrung aus der Frauenbewegung, die man – am besten still im Elfenbeinturm sitzend – abwartend an sich vorbeiziehen lassen könne.

Nach mehr als 25 Jahren Frauen- und Geschlechterforschung und feministischer Wissenschaftskritik liegen die Institutionen Hochschule und Wissenschaft mit den ihnen innewohnenden strukturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen noch immer nicht in Trümmern, wemngleich doch an einigen Orten erkennbare Risse in den Grundmauern zu sehen sind. Die feministische Wissenschaft und Theoriediskussion hat wesentlich zu einer kritischen Wissenschaftsreflexion, dem Aufdecken androzentrischer Grundlagen ihrer jeweiligen Disziplinen, der Reformulierung des wissenschaftlichen Begründungszusammenhangs und der Neuformulierung des wissenschaftlichen Entdeckungszusammenhangs beigetragen. Die behauptete (Geschlechts-) Neutralität von Wissen-

schaft wurde erfolgreich in Frage gestellt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat unbeirrt an der Transformation des hegemonialen Wissenschaftsdiskurses und dessen Deutungsmonopol gearbeitet und ein gegenhegemoniales Verständnis von Geschlechterverhältnissen etabliert. Durch die Frauen- und Geschlechterforschung hat die Erkenntnis, dass Geschlechterverhältnisse grundlegende gesellschaftliche Strukturierungs- und Organisationsformen darstellen, zunehmend Eingang in die Einzelwissenschaften gefunden und deren Forschungen, Publikationen aber auch deren Lehrinhalte beeinflusst. Sie leistet nach wie vor einen nicht mehr wegzudenkenden Beitrag bei der Entwicklung gesellschaftlicher Problemformulierungs- und Problemlösungskompetenzen. Dass dieser Beitrag teilweise immer noch kontrovers aufgenommen wird, liegt in ihrem Gegenstand selbst begründet und verdeutlicht den anhaltenden Diskussionsbedarf zur Geschlechterthematik als wissenschaftliche und soziale Frage. Im Prozess ihrer Etablierung und Institutionalisierung, hat sie sich selbst mehr und mehr theoretisch, methodisch und inhaltlich ausdifferenziert und dabei auch immer wieder kritischen Selbstreflexionsprozessen unterworfen (vgl. hierzu z.B. Becker-Schmidt/Knapp 2001, Kroll 2002, Becker 2003, Löw 2003).



Für die Tagung anlässlich des 20jährigen Bestehens des IFF sollte erneut zu einer kritischen Selbstreflexion und Standortbestimmung sowie zur Skizzierung zukünftiger Perspektiven und Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung eingeladen werden. In den Mittelpunkt der Diskussionen wurden die bis heute wohl mehrheitlich getragenen Prämissen der Frauen- und Geschlechterforschung gerückt: die Transformation des hegemonialen androzentrigen Wissenschaftsdiskurses und dessen Deutungsmonopol, der Anspruch der Inter- bzw. Transdisziplinarität und die Solidarität unter bzw. die Vernetzung der AkteurInnen der Frauen- und Geschlechterforschung. Diese Prämissen erneut kritisch zu hinterfragen und hinsichtlich ihrer Umsetzungsmöglichkeiten und Weiterentwicklungspotentiale zu überprüfen, war Ausgangspunkt und Ziel des Tagungsthemas „Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen“.

Im ersten Themenschwerpunkt der Tagung „*Frauen-/Geschlechterforschung und »main-stream«: Breaking the wall?*“ standen vor allem folgende Fragen im Mittelpunkt: Ist es durch die zunehmende Etablierung und Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung tatsächlich gelungen, Einfluss auf den Mainstream der Forschung und Lehre der einzelnen Disziplinen zu nehmen? Inwieweit hat die Frauen- und Geschlechterforschung zur Reformulierung wissenschaftlicher Theorien, zur Weiterentwicklung wissenschaftlicher Methoden, zur Neuorientierung der empirischen Forschung und damit zur Transformation der Wissenschaft beigetragen? Steht die Frauen- und Geschlechterforschung, stehen Gender Studies noch immer (geduldet aber gleichsam ungeliebt) außerhalb bzw. am Rande des Mainstreams oder sind sie bereits Teil desselben geworden? Wie ist es im Zuge der Gleichzeitigkeit einer zunehmenden Institutionalisierung und anhaltenden Marginalisierung um den herrschafts- und wissenschaftskritischen Anspruch der Frauen- und Geschlechterforschung bestellt? Wie und wo lässt sich ihr politischer An-



Prof. Dr. Hildegard Nickel



Ao. Univ.-Prof. Dr. Birgit Sauer

spruch und Bezug unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen beschreiben?

Fragen, die in den ersten vier Vorträgen und in dem Festvortrag am Abend auf unterschiedliche Art und Weise aufgenommen, diskutiert und beantwortet wurden. *Dr. Karola Maltry* (Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Philipps-Universität Marburg) setzte sich in ihrem Vortrag „Frauen- und Geschlechterforschung als transformative Wissenschaft“ kritisch mit der Entwicklung und Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der feministischen Wissenschaft als Lehr- und Forschungsgebiet auseinander. Dabei reflektierte sie zunächst noch einmal den transformativen Anspruch der Frauenforschung, beschrieb dann die „Verwässerung“ desselben, festzumachen an der Veränderung der Begrifflichkeiten und Selbstbeschreibungen als Geschlechterforschung und Gender Studies, und plädierte letztlich nicht nur für die Rückeroberung des Begriffs feministischer Wissenschaft sondern auch für den damit implizierten herrschaftskritischen und politischen Impetus der Frauenforschung. *Ao. Univ.-Prof. Dr. Birgit Sauer* (Universität Wien) ging in ihrem Vortrag „Veilchen im Moose. Die (Geschlechter)Politik der Politik(Wissenschaft)“ den Fragen nach, in welchem Maße Geschlechterwissen und Methodologien der Geschlechter-

forschung Eingang in die deutschsprachige Politikwissenschaft gefunden haben und weshalb fehlende Anerkennungsstrukturen und hohe Ausschlussbarrieren weiterhin verhindern, dass eine Geschlechterforschung innerhalb der Politikwissenschaft „verselbstverständlich“ wird. Darüber hinaus skizzierte sie die Rolle und die zukünftigen Aufgaben der Geschlechterforschung in und für die Politikwissenschaft. *Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel* (Universität Dortmund) befasste sich in ihrem Vortrag „Gender Mainstreaming und Geschlechterforschung – Gegenläufigkeiten und Übereinstimmungen“, nachdem sie sich zunächst noch einmal mit dem Gender Mainstreaming-Konzept auseinandersetzte, mit dem neuen Verhältnis zwischen Wissenschafts- bzw. Geschlechterpolitik und Frauen- und Geschlechterforschung, das sich durch das Gender Mainstreaming konstituiert. *Prof. Dr. Ursula Müller* (Universität Bielefeld, Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum) setzte sich in ihrem Vortrag „Gender kommt – die Geschlechter gehen? Selbst- und Fremdpositionierungen in den Sozialwissenschaften“ mit dem gegenwärtigen Stand der Selbstreflexion und mit der Wirkungsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften auseinander. Das Tagungsmotto aufnehmend reflektierte sie dabei Wechselwirkungen der feministischen

Soziologie mit dem soziologischen Mainstream, analysierte Risiken und Nebenwirkungen und skizzierte neuer Herausforderungen für die feministische Soziologie. *Prof. Dr. Hildegard Maria Nickel* (Humboldt-Universität Berlin) setzte sich in ihrem abendlichen Festvortrag „Akademisierung und Vermarktlichung – Zwei Pole der Entpolitisierung der Frauen- und Geschlechterforschung?“ noch einmal mit den Risiken und Nebenwirkungen der Etablierung und Institutionalisierung der Frauen- und



Geschlechterforschung innerhalb universitärer Strukturen auseinander. Ausgehend von einer kritischen Reflektion des Akademisierungsprozesses der Frauen- und Geschlechterforschung formulierte sie für die sich verändernden Rahmenbedingungen von Wissenschaft, d.h. ihrer zunehmenden Vermarktlichung, provokante Fragen nach der Verbindung (und Wechselwirkung) von Marktwirtschaft und Feminismus und damit nach den Perspektiven der politischen Diagnosefähigkeit und „Schlagkraft“ der Frauen- und Geschlechterforschung.

Interdisziplinarität war in der Frauenforschung eine Forderung der ersten Stunde und bis heute versteht sich die Frauen- und Geschlechterforschung als inter- bzw. transdisziplinär. In den Entwicklungen der letzten Jahre ist jedoch verstärkt eine Gleichzeitigkeit von disziplinärer Spezialisierung und interdisziplinärer Ausrichtung der Frauen- und Geschlechterforschung zu beobachten. Im zweiten Themenschwerpunkt der Tagung „*Interdisziplinarität von Frauen- und Geschlechterforschung zwischen Anspruch, Wirklichkeit und Herausforderung*“ standen deshalb vor allem folgende Fragen im Mittelpunkt: Worin liegen die inhaltlichen und methodischen Chancen und Grenzen von Interdisziplinarität? Inwieweit und zwischen welchen Disziplinen konnte Inter- bzw. Transdisziplinarität bislang umgesetzt oder erprobt werden? Wo finden sich institutionelle Anreize und Behinderungen für ein disziplinübergreifendes wissenschaftlichen Arbeiten? Worauf hat sich die Prämisse der Interdisziplinarität bislang bezogen und welche Erfahrungen wurden damit in der Forschung und/oder in der Lehre gemacht?

Fragen, die in den fünf Vorträgen des zweiten Tagungstages aufgenommen, diskutiert und unterschiedlich beantwortet wurden. *Dr. Sabine Hark* (Universität Potsdam) betonte in ihrem Vortrag „*Material conditions: Chancen und Grenzen von Inter- und Transdisziplinarität in der Geschlechterforschung*“ zunächst, dass die Inter- bzw. Transdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an als Zeichen ihrer Innovation und Intervention in hegemoniale wissenschaftliche Praxen und Diskurse galten und reflektierte diesen Anspruch kritisch an der Wirklichkeit feministischer Forschung. Diese Diskussion bettete sie in die weitergehende Frage ein, inwieweit durch gegenläufige Entwicklungen und deren Ursachen, d.h. z.B. der „Angst“ der Disziplinen vor ihrer eigenen Auflösung, der materiellen Bedingungen, innerhalb derer inter- bzw. transdisziplinär gearbeitet werden soll und neuen Ökonomisierungs- und Restrukturierungstendenzen in den Universitäten, diese Selbstbestimmung zu einer neuen Exklusion oder neuen Möglichkeiten der Inklusion der Frauen- und Geschlechterforschung führen (können). *Prof. Dr. Marion E. P. de Ras* setzte sich in ihrem Vortrag „*Geschlechterforschung: Die Diskursivität des paradigmatischen Zwischenraumes*“ ebenfalls mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Interdisziplinarität und deren Folgen für die Frauen- und Geschlechterforschung auseinander. Dabei zeigte sie, anhand ihrer Erfahrungen als Professorin für Gender Studies in Neuseeland und Deutschland, die Spannungsverhältnisse, Kontradiktionen und Trends zwischen akademisch-politischen Strömungen, (postmodern-)feministischen Ansprüchen und institutionelle Bedingungen auf. *Prof. Dr. Karin Hausen* (Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, TU Berlin) berichtete in ihrem Vortrag „*Interdisziplinarität lehren – eine Gradwanderung der Frauen- und Geschlechterforschung mit Risiken und verlockenden Aussichten*“ über die Erfahrungen bei der Einführung und Ausgestaltung der Lehrangebote des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. *Dr. Caroline Kramer* (ZUMA Mannheim)



Dr. Sabine Hark



Dr. Caroline Kramer

analysierte in ihrem Beitrag „Soziologie und Sozialgeographie – Schafft die Geschlechterforschung Raum für Interdisziplinarität?“, die Hindernisse für einen Dialog der „klassischen“ Arbeitsfelder der Disziplinen (Sozial)Geographie und Soziologie. Am Beispiel der raumbezogenen Frauen- und Geschlechterforschung diskutierte sie die Möglichkeit einer Annäherung beider Disziplinen und warf dabei einen kritischen Blick auf die „Einlösung“ des interdisziplinären Anspruches der Frauen- und Geschlechterforschung. Prof. Dr. Ruth Becker (Universität Dortmund, Netzwerk Frauenforschung NRW) reflektierte in ihrem Beitrag „Die Internationale Frauenuniversität ifu – Modell für eine integrierte, interdisziplinäre und internationale Frauen- und Geschlechterforschung?“, gestützt auf die inzwischen vorliegende Evaluation der ifu, aber auch auf ihre persönlichen Erfahrungen als Mitglied der Curriculum-Arbeitsgruppe und „key-professor“ des Projektbereichs Stadt, den selbstgesetzten Anspruch und den modellhaften Charakter der ifu für die Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung.

Obwohl im Zuge einer zunehmenden Institutionalisierung und Professionalisierung bei einer gleichzeitig anhaltenden Marginalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Hochschulen eine stärker werdende Konkurrenz auch untereinander zu beobachten ist, wird Solidarität unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen bis heute als politisch-ideologisches Postulat der „ersten Stunde“ aufrechterhalten. Ausgehend von dieser Beobachtung setzte sich die Podiumsdiskussion, deren Inputbeiträge hier in diesem IFF Info unter der Rubrik „Aktuelle Debatte“ detailliert nachgelesen werden können, mit dem Thema „Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität?“ auseinander. Fünf Input-Statements gaben reichlich Anlass zu einer angeregten Diskussion. Dr. Beate Kortendiek (Netzwerk Frauenforschung NRW) nahm den Tagungstitel auf, um in ihrem Kurzbeitrag die Wechselwirkungen, die Risiken und die Nebenwirkungen von Vernetzung bildlich und mit einer gehörigen Portion von Selbstironie zu reflektieren. Prof. Dr. Ilse Lenz (Ruhr-Universität Bochum) wendete in ihrem Statement den Blick auf Chancen und selbstkritisch für die Frauen- und Geschlechterforschung auch auf Versäumnisse einer (internationalen) Vernetzung in Zeiten der Globalisierung. Prof. Dr. Hannelore Schwedes (Universität Bremen, Zentrum für Feministische Studien) beleuchtete die Frage, ob die Frauen- und Geschlechterforschung auch den Weg zur Vernetzung der Disziplinen öffnet. Obgleich diese Vernetzung immer wieder angestrebt und versucht wird, beantwortete sie, aufgrund ihrer Erfahrungen als Physikerin, diese Frage letztlich mit einem Nein. PD Dr. Birgit Blättel-Mink (Universität Stuttgart) setzte sich, basierend auf ihre Erfahrungen aus Baden-Württemberg, anhand von sechs Thesen mit dem nicht unproblematischen Verhältnis von universitärer und außeruniversitärer Frauen- und Geschlechterforschung auseinander. Vernetzung scheitert hier nicht selten an tatsächlichen oder vermeintlichen, gewollten oder ungewollten Konkurrenzverhältnissen. Dr. Sünne Andresen (Universität Potsdam) zeigte anhand ihre Studie mit Habilitandinnen aus der Frauen- und Geschlechterforschung, dass Konkurrenz ein Ergebnis von Anerkennungs- und Anpassungsprozessen im hierarchisch strukturierten akademischen Feld darstellt, in dem Frauen- und Geschlechterforschung randständig geblieben ist. Vernetzung kann nur dann etwas bewirken, wenn sie nicht nur darauf gerichtet ist, einzelnen Wissenschaftlerinnen die Anpassung an bestehende Strukturen zu erleichtern, sondern zugleich den Versuch unternimmt, diese Strukturen aus einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive heraus zu kritisieren und zu verändern.

Das Programm der Tagung lies noch einmal die Vielfalt der Frauen- und Geschlechterforschung und ihre anhaltende Fähigkeit zur Selbstreflexion erkennen. Die Mischung

aus grundlagenorientierter Forschungsdiskussion und forschungspolitischen Debatten war und ist als Einladung für weitere Diskussionen gedacht; eine Einladung, die nicht nur an die VertreterInnen der Frauen- und Geschlechterforschung selbst ergeht, sondern auch und gerade an Kollegen und Kolleginnen, die ihr noch immer eher skeptisch, kritisch oder gar ablehnend gegenüberstehen.

Literatur

- Becker, Ruth (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie, Geschlecht und Gesellschaft, Opladen 2003.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien zur Einführung, 2. Aufl. Hamburg 2001.
- Bock, Gisela: Frauenbewegung und Frauenuniversität – zur politischen Bedeutung der Sommeruniversität, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976, Berlin 1977.
- Bock, Ulla: Am Ausgang des Jahrhunderts. Zum Stand der Institutionalisierung von Frauenstudien an Universitäten Deutschlands, in: Querelles-Net, Rezensionsschrift für Frauen- und Geschlechterforschung, <http://www.querelles-net.de/2000-1/>
- Bock, Ulla: Zwanzig Jahre Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten, in: Feministische Studien, Heft 1, 2002, S. 113-125.
- Bock, Ulla/Landweer, Hilge: Frauenforschungsprofessuren. Marginalisierung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften?, in: Feministische Studien, Heft 1, 1994, S. 99-109.
- Gerhard, Ute: Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik, in: Hornung, Ursel/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hgg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik, Münster 2001, S. 21-39.
- Holland-Cunz, Barbara: Zwanzig Jahre wissenschaftliche Revolution? Über Normalisierungen und Zukunftswege der feministischen Forschung, in: Hornung, Ursel/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hgg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik, Münster 2001, S. 42-55.
- Kroll, Renate: Metzler-Lexikon Gender studies Geschlechterforschung: Ansätze, Personen, Grundbegriffe, Stuttgart/Weimar 2002.
- Löw, Martina: Schlüsselwerke der Geschlechterforschung, Wiesbaden 2003.
- Mischau, Anina: Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie, Pfaffenweiler 1997.
- Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Chancengleichheit von Frauen in Wissenschaft und Forschung, Drs. 3534/98, Mainz 1998.
- Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin: <http://www.fu-berlin.de/zefrauen/index.html>. (Stand Mai 2003)

Anina Mischau und Mechtild Oechsle
Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum (IFF)
Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld
Emails: anina.mischau@uni-bielefeld.de; m.oechsle@uni-bielefeld.de

Birgitta Wrede

Geld und Geschlecht – Tabus, Paradoxien, Ideologien



Bestimmt das Geschlechterverhältnis bzw. das Geschlecht den Umgang mit und das Verhältnis zu Geld? Wissenschaftlerinnen untersuchen diese Frage unter kulturwissenschaftlichen, soziologischen, ökonomischen und historischen Perspektiven. Ihre Antworten sind in einem in Kürze im Verlag Leske und Budrich erscheinenden Sammelband dokumentiert, der im wesentlichen auf den Vorträgen aus der Ringvorlesung „Geld und Geschlecht“ des IFF im Sommersemester 2002 basiert. Der folgende Beitrag entspricht der Einleitung zu diesem Buch und soll eine anregende Einführung in das äußerst spannende Themenfeld geben, das trotz seiner alltäglichen Relevanz mit Tabus, Paradoxien und Ideologien behaftet ist, die im Folgenden beleuchtet werden.

Tabus

Frauen haben weniger Geld als Männer. Diese Tatsache ist weitläufig bekannt. Die zugrunde liegenden strukturellen Bedingungen dafür wurden und werden kontinuierlich von Wissenschaftlerinnen erforscht und öffentlich gemacht. Allerdings wird die Perspektive der Betrachtungen zumeist verengt auf den Fokus der Benachteiligungen, des Mangels und der Armut: Frauenarmut national und international, Altersarmut von Frauen, Alleinerziehende in prekären Lebenslagen. Weitere geläufige Aspekte sind die Einkommensdiskriminierung von Frauen sowie die Unterfinanzierung von Frauenprojekten und von Maßnahmen zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit.

Auch die dahinter stehenden Ungerechtigkeiten sind leider nur zu vertraut: Frauen leisten zwei Drittel der Weltarbeit, ihnen gehört aber nur ein Hundertstel des Weltkapitals. Frauen arbeiten ebenso ‚hart‘, wenn nicht sogar ‚härter‘ als Männer gegen Bezahlung und leisten zusätzlich noch einen Großteil der Haus- und Familienarbeit: Sie managen den Haushalt und die Kindererziehung und sorgen für Pflegebedürftige. Die Arbeit von Frauen wird in beiden Bereichen nicht angemessen bzw. gar nicht bezahlt. Im Erwerbsarbeitssektor sind Frauen einer Einkommensdiskriminierung ausgesetzt: Sie verdienen – gleich auf welcher Hierarchie- und Qualifikationsstufe sie sich befinden – im Schnitt nur 70% des durchschnittlichen Einkommens ihrer männlichen Kollegen. Der Reproduktionsbereich entzieht sich gänzlich monetären Maßstäben. Hier gilt noch immer das Motto „Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit“.¹ Analysen der Frauen- und Geschlechterforschung weisen schon seit über 30 Jahren immer wieder auf die gesellschaftsstabilisierende Funktion der (unbezahlten) Tätigkeiten von Frauen im Care-Bereich hin. Versuche, Kindererziehung, Hausarbeit oder Altenversorgung in Geld zu fassen, können lediglich einen ungefähren Wert ermitteln. So fällt die monetäre Bewertung des reproduktiven Sektors in den europäischen Staaten höher aus als das Bruttosozialprodukt. Das bedeutet: Mehr als die Hälfte der gesamtgesellschaftlich geleisteten Arbeit wird unentgeltlich (hauptsächlich) von Frauen in der Familien und Pflegearbeit geleistet.

Das grundlegende Verhältnis der zentralen gesellschaftlichen Institutionen Geld und Geschlecht und das Zusammenspiel beider Kategorien wurden aber jenseits der oben angesprochenen Aspekte bislang kaum wissenschaftlich untersucht.

Ideologien

Tradiertere geschlechtsspezifische Verhaltensmuster in Bezug zu Geld und entsprechende Stereotype verengen die Beschäftigung mit dem Thema auch im Alltag. So gilt die

1 Das ist der Titel eines Aufsatzes, in dem Gisela Bock und Barbara Duden 1977 Hausarbeit analysieren. In: Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen, Berlin.

andere Perspektive auf das Verhältnis von Geld und Geschlecht, nämlich die Frage nach der Beteiligung von Frauen an gesellschaftlichem Reichtum, an Kapital, Besitz, Vermögen, an dem „großen Geld“, schnell als anrühlich. Und auch, wenn es um das „kleine Geld“ geht, wird – selbst von Frauen – häufig abgeblockt; das Thema wird als trocken und formal, als unsinnlich und langweilig abgetan. Mit dem Hinweis auf per se zu geringe finanzielle Ressourcen und ein geringes Einkommen, das gerade für den alltäglichen Konsum ausreicht, wird die Auseinandersetzung mit Geldangelegenheiten verdrängt.

Zwar ist die Erkenntnis, dass die Emanzipation von Frauen ohne ökonomische Selbstständigkeit nicht zu erreichen ist, schon alt und die Forderung „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ und „Lohn für Hausarbeit“ gehören neben dem Selbstbestimmungsrecht von Frauen zu den Grundpfeilern gleichstellungspolitischer Überzeugungen. Doch haben sie nicht dazu geführt, das Thema Geld ins Zentrum der Auseinandersetzungen zu rücken; viele Gleichstellungspolitikern und Feministinnen sparen das Thema aus und widmen sich lieber den ideellen statt materiellen Zielen der Frauenbewegung.

Paradoxien

Die Ausgrenzung des Themas Geld und Geschlecht auf individueller und gesellschaftlicher Ebene ist besonders vor dem Hintergrund der Veränderung der biographischen Situation von Frauen paradox. Obgleich der traditionelle weibliche Lebensentwurf mit seiner Orientierung auf die Versorgungsehe, die eine ökonomische Absicherung von Frauen in allen Lebensphasen implizierte, brüchig wird, behält er in den Köpfen noch seine Gültigkeit.

Zwar sind Frauen in den letzten Jahren immer stärker erwerbstätig geworden und verdienen somit ihr eigenes Geld. In Familien sind es jedoch immer noch nahezu ausschließlich die Frauen, die ihre Berufstätigkeit aufgeben, sobald Kinder geboren werden. Damit haben sie dann kein eigenes Einkommen mehr, stattdessen gibt es nur ein Familieneinkommen, das der Mann nach Hause bringt. Die wirklich schlechte soziale Infrastruktur in punkto Kinderbetreuung macht es Frauen häufig unmöglich, die Anforderungen von Beruf und Familie zu vereinbaren. Dies hat bedeutende Folgen: schlechte Karrierechancen, geringe Gehälter, starke finanzielle Abhängigkeit vom Partner, niedrige eigene Renten. Noch immer denken Frauen mit einem Lebensentwurf als Ehefrau und Mutter, sie seien im Alter abgesichert, obwohl dies – denkt man an die Zahl der Scheidungen – nicht mehr der Realität entspricht. Viele delegieren ihre finanzielle Versorgung und verlassen sich auf eine Absicherung durch ihren Partner oder hoffen auf eine staatliche Altersvorsorge.

Frauen schätzen ihre persönliche Freiheit, sie wollen Beruf, Karriere und Kinder, auch dann, wenn ihre Ehe scheitert oder sie überhaupt keine eheliche Verbindung eingehen wollen. Das heißt aber auch, dass Frauen sich vermehrt mit dem Thema „finanzielle Unabhängigkeit“ beschäftigen müssen. Die Gestaltungspotenziale für den eigenen Lebenszusammenhang und für die eigene Biographie sind entscheidend von der Möglichkeit der eigenständigen Existenzsicherung abhängig. Dazu verhelfen die eigene Berufstätigkeit und die Beschäftigung mit dem Thema Geld. Frauen müssen sich finanziell selbst versorgen und sich selbst um ihre finanzielle Absicherung kümmern, um nicht unter die Armutsgrenze zu fallen – sei es aufgrund eines niedrigen Einkommens, unzureichender Sozialhilfe oder einer geringen Rente. Die Annahme, dass jemand anderes die ökonomische Absicherung für sie übernimmt und langfristig trägt, ist angesichts der hohen Zahl von ledigen, getrennt lebenden und geschiedenen Frauen unrealistisch. Dennoch treffen nur wenige Frauen Vorkehrungen für eine angemessene finanzielle Versorgung. Nur wenige kennen und planen ihre eigene ökonomische Stabilität, ohne die innere Sicherheit und tatsächliche Freiheit praktisch unmöglich

sind. Viele Frauen reklamieren für sich individualisierte Lebensentwürfe, vergessen aber die dafür notwendige individuelle finanzielle Absicherung.

Eine intensive Beschäftigung mit dem Thema ist im Hinblick auf die Notwendigkeit einer privat organisierten, Kapital gedeckten (individuellen) Altersvorsorge von besonderer Bedeutung. Denn damit sind auch Frauen auf den Geldmarkt bzw. auf den Finanzdienstleistungssektor angewiesen, verbunden mit den entsprechenden Anforderungen an Fachwissen und Kapital. Die wichtige Frage: „Frauen leben länger – aber wovon?“² wird bislang gerade von Frauen verdrängt oder auf die lange Bank geschoben.

2 So der Titel eines der ersten Finanzratgebers für Frauen von Svea Kuschel, erschienen in Düsseldorf 1992.

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse der Ringvorlesung des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums (IFF), die im Sommersemester 2002 an der Universität Bielefeld stattfand und von der Herausgeberin des Sammelbandes organisiert worden ist. Im Zentrum dieser Veranstaltungsreihe und damit auch dieses Sammelbandes steht die Frage, wie das Geschlechterverhältnis bzw. das Geschlecht den Umgang mit und die Beziehung zu Geld beeinflusst. Die Antworten, die Wissenschaftlerinnen aus kulturwissenschaftlichen, soziologischen, ökonomischen und historischen Blickwinkeln geben, ermöglichen entsprechend der unterschiedlichen Perspektiven eine umfassende Sicht auf eine Fragestellung, die in dieser interdisziplinären Herangehensweise bislang nur selten in einem wissenschaftlichen Kontext bearbeitet wurde.³

3 Parallel zu diesem Buch erscheint der Sammelband „FrauenMachtGeld“, herausgegeben von Regina Dackweiler und Ursula Hornung. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2003.

Inhaltlich repräsentieren die Beiträge ein breites Spektrum: Es werden geschlechtsspezifische Verhaltensmuster in Bezug auf Geld und entsprechende kulturelle Stereotypen untersucht; Geldverteilung und Geldpolitiken werden exemplarisch unter einer Geschlechterperspektive analysiert; Geld wird als Indikator von Männlichkeit vorgestellt. Neben theoretischen Annäherungen an das Thema werden praktische Veränderungsoptionen des bislang schwierigen Verhältnisses von Geld und Geschlecht aufgezeigt.

Die ersten beiden Beiträge nähern sich dem Thema aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. *Bettina Mathes* zeigt die symbolische Bedeutung des Geldes und seine Gleichsetzung mit männlich-geistiger Fruchtbarkeit in einer kulturhistorischen Betrachtung auf. Geld wird dabei nicht nur als Zahlungs- bzw. Tauschmittel aufgefasst, in dem sich das bestehende Geschlechterverhältnis ausdrückt, sondern auch als Medium, das eine historisch wandelbare symbolische Geschlechterordnung (re)produziert. Somit rückt das Geschlecht des Geldes selbst in den Blick, womit sich wiederum neue Perspektiven auf die „Natur“ der Geschlechterordnung eröffnen. Dahinter verbirgt sich eine „Naturalisierung“ symbolischer Prozesse, die wiederum mit Bildern von Männlichkeit und Weiblichkeit verknüpft ist. Erstaunlich ist die unter dieser Perspektive gefundene Entwicklung verschiedener (Geld)Symboliken in unterschiedlichen Kulturen: Ausgehend von antiken Opferkulten zeichnet die Autorin diesen Bogen bis zu den heutigen Symbolen der Geldvermehrung bzw. des Geldverlustes nach.

Wie stark Männlichkeit und Geld aktuell in der westlichen Welt nicht nur faktisch, sondern auch symbolisch und psychologisch miteinander verbunden sind, stellt *Eva Boesenberg* anhand einer Analyse der Bedeutung von Geld und Geschlecht im amerikanischen Roman dar. Sie untersucht die Analogie zwischen Gelderwerb und männlicher Potenz und diskutiert, warum der Zusammenhang zwischen Geld und Männlichkeit in der US-amerikanischen Kultur einen so zentralen Stellenwert besitzt. Um wichtige Aspekte dieses Verhältnisses neu zu beleuchten, fasst die Autorin nach Bourdieu Männlichkeit als eine Form sozialen Kapitals und diskutiert die Vor- und Nachteile dieser Konzeptualisierung.

Birgitta Wrede reflektiert anhand einer Literaturstudie das besondere Verhältnis von Frauen zu Geld und untersucht den speziellen „weiblichen“ Umgang mit Geld. Verfahren Frauen anders als Männer beim Ausgeben von Geld? Hat das Geld-Haben und

Geld-Verdienen für Frauen einen anderen Sinn als für Männer? Unterscheiden sich die Geldverwendungsstile und die Kapitalanlagestrategien von Frauen und Männern? Die Autorin stellt die Thesen zu einem geschlechtsspezifischen Verhältnis zu Geld vor und entwickelt auf der Folie sozio-ökonomischer und sozialisationstheoretischer Überlegungen Erklärungsansätze für dieses Phänomen.

Sigrid Leitner betrachtet den bislang wesentlichen Pfeiler des Altersvorsorgesystems in Deutschland unter einer Geschlechterperspektive: die gesetzliche Rentenversicherung. Ihr Beitrag erläutert die Konzeption der deutschen Rentenversicherung vor und nach der Reform von 2001 und fragt nach geschlechtsspezifischen Diskriminierungsmechanismen. Anhand von Modellbiographien macht die Autorin deutlich, wo die Fallstricke der Alterssicherung für Frauen – wie für Männer – gespannt sind und welche Strategien zum Erfolg, nämlich der Sicherung des Lebensstandards im Alter, führen können. Dass auch in Bezug auf die dafür notwendige private Zusatzvorsorge die Gleichstellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf das zentrale, der Rentenproblematik vorgelagerte frauenpolitische Themen- und Aktionsfeld ist, diskutiert Leitner ausführlich.

Regina Frey gibt uns eine Vorstellung davon, wie sich öffentliche Haushalte „gendern“ lassen und stellt mit Gender Budgeting eine Methode der Umsetzung des Gender Mainstreaming ausführlich vor. Sie führt in die Geschichte und Grundideen des Gender Budgeting ein, zeigt seine Möglichkeiten auf und stellt die entsprechenden Analyse- bzw. Bewertungsinstrumente dar. Kritisch hinterfragt die Autorin, ob die mit dieser Strategie verbundene schematische Analyse entlang der vermeintlich homogenen Kategorien „Frau“ und „Mann“ eine duale Geschlechterordnung reproduziert und ob reale haushaltspolitische Verfahren überhaupt kompatibel sind mit den normativen Zielen und geschlechterpolitischen Visionen des Gender Budgeting, eine Frage, die sich gerade im Kontext der aktuellen Verwaltungsmodernisierung und deren Spar- und Effizienzlogik stellt.

Margit Schratzenstaller untersucht in ihrem Beitrag die geschlechtsspezifischen Wirkungen unterschiedlicher Steuersysteme. Sie beleuchtet zunächst mit dem Konzept des Gender Budgeting einen Ansatz, der auf eine umfassende geschlechtsspezifische Analyse von Steuersystemen und haushaltspolitischen Maßnahmen abzielt und damit geeignet ist, bestehende Lücken der traditionellen Finanzwissenschaft zu füllen. Beispielhaft untersucht die Autorin wichtige Implikationen unterschiedlicher Systeme der Einkommensbesteuerung von Haushalten für die soziale und ökonomische Situation von Männern und Frauen. Einen Schwerpunkt ihrer Analyse bildet das „typisch deutsche“ Ehegattensplitting mit seinen mittelbaren oder verdeckten unterschiedlichen Wirkungen auf Frauen und Männer: Effekt dieses Verfahrens ist eine ungleiche innerfamiliäre Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit, meist zugunsten der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

Die Zusammenhänge von Geschlechterverhältnissen und Zugangsmöglichkeiten von Frauen zu Macht, Einfluss und Einkommen zeigt der nächste Beitrag auf der Folie von organisationssoziologischen Betrachtungen und Ergebnissen der Wohlfahrtsstaatsforschung auf. *Hildegard Theobald*, *Sigrid Quack* und *Janne Tienari* stellen anhand ihrer Studie im Ländervergleich dar, wie unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte die Neudefinition von Geschlechterbeziehungen im Rahmen von Restrukturierungsprozessen in Banken beeinflussen. Dazu haben sie gesellschaftliche Implikationen zum Geschlechterverhältnis in ihrer Bedeutung für diesen Veränderungsprozess analysiert und gleichzeitig die Frage gestellt, ob erweiterte Zugangsmöglichkeiten von Frauen zu Leitungspositionen in Banken mit einer qualitatitiven Veränderung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern bezüglich Macht, Einfluss oder Status verknüpft sind. Als Beispiel für einen Öffnungsprozess untersuchen sie die Restrukturierung der Filialleitungs-

position im Vergleich von „Fallbanken“ in Finnland und Deutschland.

Auf ein bislang noch stark tabuisiertes Phänomen macht *Anette Schmedt* aufmerksam: die zunehmende Übernahme von „Schulden für Andere“ durch Frauen. Parallel zu den anhaltenden Anreizen zur Existenzgründung verschulden sich immer mehr Frauen, weil sie für Kreditaufnahmen ihres Partners bürgen. Anhand der Erfahrungen in einem Beratungsprojekt in Berlin, das betroffene Frauen bei der Bewältigung ihrer oft damit verbundenen Ver- und Überschuldung beratend begleitet, erläutert die Autorin allgemeine Strukturen und individuelle Lösungswege dieses sich ausweitenden gesellschaftlichen Problems, wobei sie insbesondere die bisherige Praxis der Banken bei Bürgschaftsabwicklungen kritisch reflektiert.

Marianne Kosmann untersucht in ihrer Studie Erbschaften und Vererbungsmuster im sozialen Wandel und analysiert Erbprozesse als Transfer materiellen Reichtums sowie als familiäre Interaktion und Kommunikation. Ihr Beitrag arbeitet die Relevanz des Erbens für die soziale Ungleichheit entlang der Strukturkategorie Geschlecht heraus: Haben Söhne immer noch höhere Erbchancen als Töchter? Tauschmuster und Planungsrationaltäten in Erbprozessen und Erbverhandlungen folgen sozialen Rollen und Normen und sind durch sich wandelnde Geschlechterverhältnisse beeinflusst. Vor diesem Hintergrund analysiert die Autorin, ob und wie soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern über familiäre Erb- und Transferprozesse reproduziert wird und welche Vorstellungen und Erwartungen bezüglich des Erbes, Erbens und Vererbens von Frauen und Männern vorliegen.

Mit der Bedeutung des Geldes für die Verwirklichung von Projekten, für den Aufbau von Organisationen und für die Verbreitung neuer Ideen hat sich auch die deutsche Frauenbewegung auseinandersetzen müssen, auch wenn das teilweise schwer gefallen ist. Zu fest verwurzelt war das Selbstverständnis der sparsamen Bürgerin, zu bescheiden häufig auch der Zuschnitt der Phantasien, um sich unbefangen und ohne Vorbehalte an kühne und kostspielige Projekte heranzuwagen. Ausgehend von dieser Feststellung analysiert *Gilla Dölle* die finanziellen Verhältnisse und die Akquisitionsstrategien der Frauenbewegung in den letzten einhundert Jahren. Ihr Beitrag konzentriert sich auf die Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung an der Wende zum 20. Jahrhundert, der Frauenverbände nach 1945 und der neuen (autonomen) Frauenbewegung. Dabei zeigt die Autorin Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede bei den Finanzgeschäften der Frauenbewegung zu Beginn und am Ende des Jahrhunderts auf.

Welche Bedeutung Geld für Frauen hat, lässt sich schon vor der Lektüre der einzelnen Beiträge an deren thematischer Vielschichtigkeit ablesen. Der vorliegende Sammelband leistet einen differenzierten Beitrag zur Enttabuisierung von Tabus, zur Analyse von grundlegenden Ideologien und zur Aufdeckung von blockierenden Paradoxien. Er soll einen Anstoß geben, sich diesem Thema auf verschiedenen Ebenen zu nähern: Zum einen, um eine wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Komplex anzuregen und um weitere Forschungsperspektiven zu entwickeln. Zum anderen soll er als Einladung verstanden werden, auf einer individuellen Ebene die Facetten der eigenen Einstellung zum Geld und des eigenen Umgangs damit zu reflektieren.

Birgitta Wrede

Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum (IFF)

Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld

Email: birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Geschlecht und „Fachkulturen“ in der Mathematik

Seit Jahren steigt der Studentinnenanteil in der Mathematik an deutschen Hochschulen kontinuierlich an und liegt dabei deutlich über dem Frauenanteil in der Fächergruppe „Mathematik und Naturwissenschaften“; mit der Tendenz einer Annäherung an den Anteil der Frauen an den Studierenden insgesamt. Im Wintersemester 2000/2001 z.B. lag der Anteil der Frauen an den Studierenden insgesamt bei 46,1%, in der Fächergruppe „Mathematik und Naturwissenschaften“ bei 34,8% und in der Mathematik bei 43,7%. Diese Entwicklung hin zu einer „Angleichung“ des Geschlechterverhältnisses in der Mathematik – zumindest auf der Ebene der Studierenden – wird jedoch durch die Tatsache einer ungleichen Verteilung der Geschlechter auf die einzelnen Studiengänge der Mathematik relativiert. Männer studieren noch immer deutlich häufiger Diplomstudiengänge der Mathematik, Frauen hingegen entsprechende Lehramtsstudiengänge.

In diesem Beitrag werden einige ausgewählte Ergebnisse¹ einer quantitativen Studie vorgestellt, die im Wintersemester 2002/03 in Kooperation mit Frau Prof. Dr. Petra Scherer an der Fakultät für Mathematik der Universität Bielefeld durchgeführt wurde.² Im Rahmen dieser Erhebung wurden Mathematikstudierende des 3. bis 12. Semesters mittels eines weitgehend standardisierten Fragebogens befragt.³ Der 59 (bzw. für Frauen 62) Fragen umfassende Fragebogen spannt den Bogen von der schulischen „Bildungsbiographie“ über die Einstellung und Affinität zur Mathematik, zur Studienfachwahl, der Studiensituation und Studienzufriedenheit bis hin zur Berufs-, Familien- und Karriereorientierung und den Lebensperspektiven der Studierenden. In diesem Beitrag soll vor allem der Frage nachgegangen werden, ob und inwieweit sich hinsichtlich einiger Aspekte der erhobenen Themenkomplexe Unterschiede (eher) zwischen den Geschlechtern oder den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge zeigen. Die verschiedenen Studiengänge werden dabei als unterschiedliche Fachkulturen der Mathematik aufgefasst.

1. Kurzcharakterisierung der Befragten

In die Auswertung gingen letztlich 164 Fragebögen ein.⁴ Von den insgesamt 164 Befragten sind 100 Studenten und 64 Studentinnen (61% zu 39%). 155 Personen (94,5%) haben die deutsche, 4 (2,4%) eine andere und 5 (3%) eine doppelte Staatsbürgerschaft.

56 Befragte (34,1%) studierten zum Erhebungszeitpunkt Mathematik im Diplomstudiengang, 58 (35,4%) studierten Wirtschaftsmathematik, 3 (1,9%) Lehramt Sek II, 9 (5,5%) Lehramt Sek I, 36 Befragte (21,9%) studierten Lehramt Sek. II mit Erweiterung Sek. I und 2 Personen (1,2%) machten ein Doppelstudium (Mathematik Diplom und Wirtschaftsmathematik; Mathematik Diplom und Lehramt Sek. II mit Erweiterung Sek. I).⁵ Nach Geschlecht sieht die Verteilung auf die umkodierten Studiengänge (vgl. Anmerkung 5) folgendermaßen aus: 38% der Männer und 31,2% der Frauen studierten Diplommathematik, 34% bzw. 37,6% Wirtschaftsmathematik und 28% der Männer sowie 31,2% der Frauen studierten Mathematik auf Lehramt.

13 Personen (7,9%; Männer: 10%, Frauen: 4,7%) hatten vor ihrem Mathematikstudium bereits ein anderes Studienfach studiert, wobei nur drei von ihnen dieses auch abgeschlossen, 10 ihr vorheriges Studium jedoch abgebrochen haben.

Die Studierenden waren zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 19 und 42 Jahre alt, wobei der überwiegende Teil von ihnen (146 bzw. 89,6%) zwischen 20 und 25

Jahre alt war. Die Altersverteilung nach Geschlecht und Studiengang zeigt: 1. dass die hier befragten Studenten signifikant älter waren als die Studentinnen (Mittelwert: 23,3 zu 22,0) und 2. dass die Lehramtsstudierenden (Mittelwert: 23,9) und die Studierenden des Diplomstudiengangs (Mittelwert: 22,9) signifikant älter waren als die Studierenden der Wirtschaftsmathematik (Mittelwert: 21,8).

2. Schulische „Vorprägung“

Dem gesamten Komplex der schulischen Bildung(-sbiographie) waren insgesamt neun Fragen gewidmet. Im Folgenden sollen zwei Aspekte, die Schulleistungen und die bereits in der Schule sichtbare Affinität zum Fach Mathematik, betrachtet werden.

In der ersten Frage wurden die Studierenden gebeten, ihre beiden Lieblingsfächer in den letzten Schuljahren zu nennen. Dabei zeigen sich hinsichtlich des ersten Lieblingsfaches keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern.⁶ Für 64% der Studenten und 62,5% der Studentinnen avancierte Mathematik bereits in den letzten Schuljahren zu ihrem 1. Lieblingsfach, gefolgt von einem weiteren Fach aus dem naturwissenschaftlichen Bereich (12% zu 12,5%). Wenn man die Befragten nach Studiengängen vergleicht, zeigt sich, dass die Studierenden im Lehramtsstudiengang deutlich seltener (41,7%) als die Diplom- und WirtschaftsmathematikerInnen (74,1% bzw. 70,7%) Mathematik als ihr 1. Lieblingsfach angaben. Signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden dann deutlich, wenn man die Kombinationsbreite der beiden genannten schulischen Lieblingsfächer betrachtet. Studentinnen nannten die Kombination Mathematik mit Naturwissenschaften etwas seltener als die Studenten (29,5% zu 39%), die Kombination Mathematik/Naturwissenschaften und ein anderes Fach jedoch deutlich häufiger (55,7% zu 31%). Die Kombination Mathematik/Naturwissenschaften mit Sport findet sich bei den Studenten häufiger (22% zu 8,2%), während es bei den Mathematikstudierenden beider Geschlechtern insgesamt relativ selten vorkommt, dass keines ihrer beiden schulischen Lieblingsfächer aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich kommt (Männer: 8%, Frauen: 6,6%). Die Kombinationsbreite der schulischen Lieblingsfächer bei den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge machte vor allem deutlich, dass Studierende des Diplomstudiengangs und der Wirtschaftsmathematik häufiger als Lehramtsstudierende die Kombination Mathematik mit einem naturwissenschaftlichen Fach nannten (Diplom: 45,6%, Wirtschaftsmathematik: 33,3%, Lehramt: 25,5%); bei Lehramtsstudierenden hingegen kommt – häufiger als bei den Studierenden der beiden anderen Studiengänge – keines ihrer beiden schulischen Lieblingsfächer aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich (Lehramt: 12,8%, Diplom- und Wirtschaftsmathematik je 5,3%).

93,7% der Studentinnen und 97% der Studenten wählten Mathematik bereits zu einem ihrer vier Abiturprüfungsfächer. Keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigten sich dahingehend, ob Mathematik als Leistungskurs und damit als erstes oder zweites Abiturprüfungsfach oder aber als drittes oder viertes Prüfungsfach gewählt wurde. Die deutliche Mehrheit der Befragten hatte Mathematik bereits als Leistungskurs (Studenten: 91%, Studentinnen 85,7%). Auch wenn man die Befragten nach Studiengängen vergleicht, zeigt sich, dass zwischen 81% (Lehramtsstudierende) und 93% (Diplomstudierende) Mathematik bereits zu ihrem Leistungskurs gewählt hatten.

Hinsichtlich der Abiturnote gibt es weder zwischen den Geschlechtern (Mittelwerte: Studentinnen: 2,2; Studenten: 2,1) noch zwischen den Studierenden der jeweiligen Mathematikstudiengänge signifikante Unterschiede (Mittelwerte: Diplom 2,1; Wirtschaftsmathematik: 2,0; Lehramt: 2,2). Auch bei der letzten Mathematiknote zeigen sich keine signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschiede (Mittelwerte: Studentinnen: 12,3; Studenten: 12,5); 57,1% bzw. 34,9% der Studentinnen und 60,6% bzw.

27,6% der Studenten hatten die Note 1 (15-13 Punkte) bzw. die Note 2 (12-10 Punkte). Hinsichtlich der Studiengänge kann festgehalten werden, dass nur zwischen Lehramtsstudierenden und WirtschaftsmathematikerInnen signifikante Unterschiede bestehen: die Lehramtsstudierenden erreichten weniger Punkte in ihrer letzten Mathematiknote als die WirtschaftsmathematikerInnen (Mittelwerte: 11,7 zu 12,7).

3. Studienfachwahl und „Abbruchgedanken“

Dem gesamten Komplex der Studienfachwahl und eines möglichen Studienfachwechsels galten insgesamt sieben Fragen. Im Folgenden werden ebenfalls nur einige ausgewählte Ergebnisse aus diesem Themenbereich vorgestellt.

Für die deutliche Mehrheit der Befragten war Mathematik, als sie mit dem Studium begonnen haben, auch tatsächlich ihr Wunschstudienfach. Signifikante Unterschiede zeigen sich weder zwischen den Geschlechtern noch zwischen den Studierenden der jeweiligen Studiengänge.⁷

Um zu prüfen, ob sich die Gründe für die Studienfachwahl bei Frauen und Männer oder zwischen den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge unterscheiden, wurden den Befragten 14 mögliche Gründe vorgegeben. Die Studierenden sollten auf einer 4-stufigen Skala (sehr wichtig, eher wichtig, eher nicht wichtig, völlig unwichtig) spezifizieren, wie wichtig für sie persönlich jeder einzelne Grund war. Alternativ konnten sie noch die Kategorie „trifft nicht zu“ wählen.⁸ In den Abbildungen 1 und 2 ist jeweils die Antwortkategorie „sehr wichtig“ für ausgewählte Gründe nach Geschlecht und nach Studiengängen dargestellt.

Hinsichtlich der Frage nach möglichen Unterschieden zwischen den Geschlechtern zeigt sich: Studentinnen wie Studenten haben ihr jetziges Studienfach vor allem deshalb gewählt, weil es ihren Neigungen und Begabungen entspricht. Weitere wichtige Gründe waren ihre guten Schulnoten, die angenommenen guten Arbeitsmarktchancen, ihr fachliches Interesse an der Mathematik, ein bestimmter Berufswunsch, die Vielfalt

der beruflichen Möglichkeiten, die angenommenen Karrierechancen und der Grund, sich selbst zu verwirklichen. Obwohl die jeweiligen Prozentanteile bei der Beurteilung (des Grads) der Wichtigkeit der abgefragten Gründe für die Studienfachwahl zwischen den Geschlechtern zum Teil nicht unerheblich variieren, zeigt sich lediglich bei einem einzigen Item ein signifikanter Unterschied: Für die Studentinnen hatten die guten Schulnoten in Mathematik eine signifikant höhere Wichtigkeit für ihre Studienfachwahl als dies bei ihren Kommilitonen der Fall war.⁹

Ein anderes Bild zeigt sich, wenn man die Wichtigkeit der abgefragten Gründe für die Wahl des jetzigen Studienfaches nach den Stu-

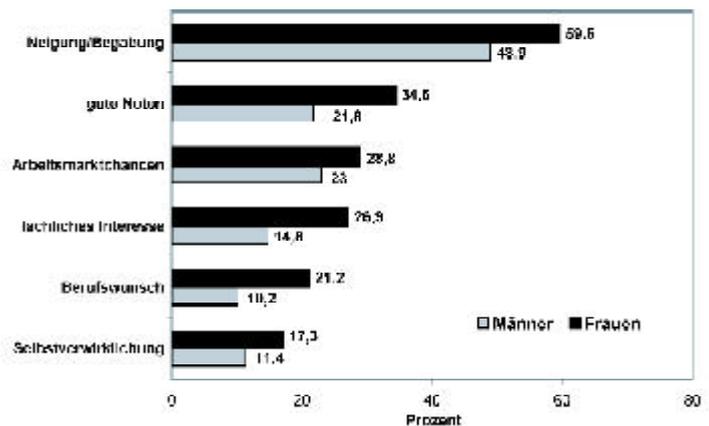


Abb. 1: Ausgewählte Gründe der Studienfachwahl (nach Geschlecht; Kategorie „sehr wichtig“)

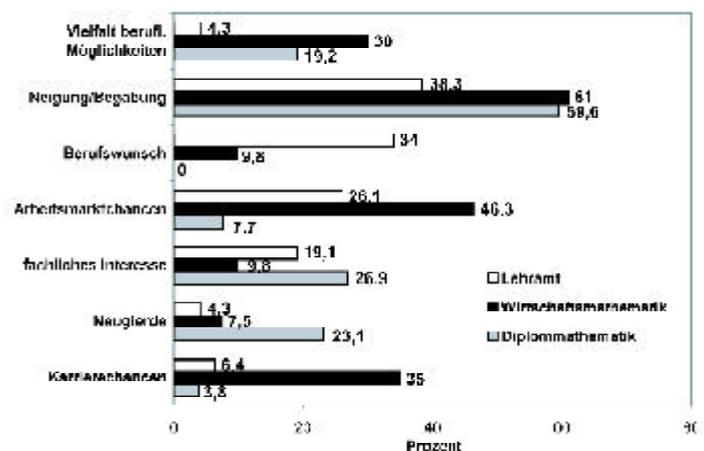


Abb. 2: Ausgewählte Gründe der Studienfachwahl (nach Studiengang; Kategorie „sehr wichtig“)

diengängen betrachtet.¹⁰ Dabei werden vor allem folgende Unterschiede sichtbar: Signifikant häufiger als die Studierenden der beiden anderen Studiengänge nannten Lehramtsstudierende einen konkreten Berufswunsch und dass bereits Eltern oder Verwandte in ähnlichen Berufen arbeiten als wichtige Gründe für ihre Studienfachwahl. Signifikant unwichtiger als den Diplom- und WirtschaftsmathematikerInnen waren ihnen die Begabung und die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten. Bei den Studierenden im Diplomstudiengang waren die Arbeitsmarkt- und Karrierechancen sowie der konkrete Berufswunsch signifikant seltener ausschlaggebend als bei den WirtschaftsmathematikerInnen, wobei diese Gründe bei den Diplomstudierenden auch im Vergleich zu den Lehramtsstudierenden deutlich in den Hintergrund treten. Demgegenüber gaben die DiplommathematikerInnen signifikant häufiger als ihre KommilitonInnen aus den beiden anderen Studiengängen die Neugierde auf das Studium und das fachliche Interesse als ausschlaggebende Gründe für ihre Studienfachwahl an. Signifikant seltener als bei den WirtschaftsmathematikerInnen spielte bei ihnen die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten eine Rolle für ihre Studienfachwahl.

Gut die Hälfte aller Befragten (50,6%) hatte im Laufe ihres Studiums schon einmal daran gedacht, ihr jetziges Studienfach (d.h. generell Mathematik) oder aber zumindest ihren jetzigen Mathestudiengang (Diplom, Wirtschaftsmathematik, Lehramt) zu wechseln oder das Studium ganz aufzugeben. Hierbei zeigen sich zwischen den Geschlechtern signifikante Unterschiede: Während „nur“ 39% der Studenten bislang an einen Wechsel des Studienfachs, des Studiengangs oder gar an einen Studienabbruch gedacht hatten, gilt dies für 61% der Studentinnen. Keine signifikanten Unterschiede zeigen sich jedoch zwischen den Geschlechtern, wenn man die „Wechselmöglichkeiten“ betrachtet, d.h. danach fragt, ob sie über einen Studienfachwechsel, einen Wechsel des Studiengangs oder über einen Studienabbruch und dabei wie oft (häufig, gelegentlich, einmal) nachgedacht haben. Auch bei den möglichen Gründen für einen Wechsel oder einen Abbruch können zwischen den Geschlechtern keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden. Folgende der 16 vorgegebenen Gründe (Mehrfachantworten waren möglich) waren für Studentinnen wie für Studenten, die schon einmal an einen Wechsel oder Abbruch gedacht hatten, besonders relevant: Das Gefühl, den Leistungsanforderungen nicht gewachsen zu sein (Studentinnen: 75,7%, Studenten 71,4%), die Einschätzung, dass das Studium zu theoretisch wäre und der Praxisbezug fehlt (32,4% zu 47,6%), die Erkenntnis, dass die Studieninhalte nicht mit den Interessen der Studierenden übereinstimmen (24,3% zu 28,6%), die Einschätzung, dass der jeweilige Studiengang bzw. das Studienfach nur ungenügend auf die Berufstätigkeit vorbereitet (27% zu 11,9%) und die Erkenntnis, dass man sich etwas anderes unter dem Studiengang oder Studienfach vorgestellt hat (13,5% zu 16,7% bzw. 16,2% zu 11,9%).

Auch zwischen den Studiengängen bestehen signifikante Unterschiede hinsichtlich der Tendenz, einen Studienabbruch oder -wechsel in Erwägung zu ziehen: Die Studierenden im Diplomstudiengang erwägten signifikant seltener einen Abbruch oder Wechsel des Studiums als die Studierenden der Wirtschaftsmathematik (37,9% zu 62,1%). Bei den Lehramtsstudierenden dachte etwas mehr als die Hälfte im Laufe ihres Studiums schon mindestens einmal an einen Wechsel des Studiengangs, des Studienfachs oder gar an einen Abbruch des Studiums (52,1%).

Auch zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge zeigen sich keine signifikanten Unterschiede, wenn man die „Wechselmöglichkeiten“ betrachtet, d.h. danach fragt, ob und wie oft (häufig, gelegentlich, einmal) sie über einen Studienfachwechsel, einen Wechsel des Studiengangs oder über einen Studienabbruch nachgedacht haben. Anders als zwischen den Geschlechtern werden bei den möglichen Gründen für einen Wechsel oder einen Abbruch zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge jedoch einige signifikante Unterschiede sichtbar. Das Gefühl, den Leis-

tungsanforderungen nicht gewachsen zu sein, wird von den Studierenden der Wirtschaftsmathematik signifikant seltener als Grund für den Gedanken an einen Wechsel oder Abbruch genannt als von Lehramtsstudierenden oder den Studierenden des Diplomstudienganges. Dass die Studieninhalte nicht mit den eigenen Studieninteressen übereinstimmen, wird von Lehramtsstudierenden signifikant häufiger als Grund genannt als von Studierenden des Diplomstudienganges. Lehramtsstudierende nennen darüber hinaus signifikant häufiger als Studierende der beiden anderen Mathematikstudiengänge den Grund, dass sie sich etwas anderes unter dem Studiengang oder Studienfach vorgestellt hätten. Der Grund, dass das Studium zu theoretisch wäre und der Praxisbezug fehlt, wird von Lehramtsstudierenden signifikant häufiger genannt als von den Studierenden der Wirtschaftsmathematik.

4. Einstellung zur Mathematik

Zwei Fragen der Erhebung zielten darauf, etwas über die Einstellung bzw. Affinität der Befragten zur Mathematik sowie über ihr Interesse an dieser Wissenschaftsdisziplin und deren Anwendungsgebiete zu erfahren.

In einer Frage wurden den Studierenden 9 Aussagen darüber vorgelegt, warum Mathematik interessant sein kann. Die Befragten sollten anhand einer 4-stufigen Skala (stimme voll und ganz zu, stimme eher zu, stimme eher nicht zu, stimme überhaupt nicht zu) den Grad ihre Zustimmung spezifizieren.

Dabei wird deutlich: Der Grad der Zustimmung oder Ablehnung zeigt bei keiner der vorgegebenen Aussagen signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern, obwohl die Prozentanteile auf den ersten Blick bei einzelnen Antwortkategorien durchaus deutlich zwischen den Studentinnen und Studenten variieren (vgl. Tabelle 1 für die ausgewählte Kategorie „stimme voll und ganz zu“).

Betrachtet man den Grad der Zustimmung oder Ablehnung der vorgegebenen Aussagen bei den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge, so werden, anders als zwischen den Geschlechtern, signifikante Unterschiede sichtbar. Im Einzelnen zeigt sich (siehe exemplarisch Tabelle 2 für die ausgewählte Kategorie „stimme voll und ganz zu“): Lehramtsstudierende wie WirtschaftsmathematikerInnen stimmten den Aussagen, dass sie Mathematik interessant finden, weil diese wertfrei und klar und eindeutig ist, weil sie sie ästhetisch anspricht und weil sie eine lebendige Wissenschaft ist, signifikant geringer zu als die DiplommathematikerInnen. Die Zustimmung der Lehramtsstudierenden zu den Aussagen, dass die Mathematik streng logisch aufgebaut ist, überall in der Welt in der gleichen Weise betrieben wird und sie intellektuell herausfordert, ist darüber hinaus signifikant niedriger als bei den Diplomstudierenden. WirtschaftsmathematikerInnen stimmen den Aussagen, dass sie Mathematik interessant finden,

Ich finde Mathematik interessant, weil sie...	„stimme voll und ganz zu“ in %	
	Studenten	Studentinnen
streng logisch aufgebaut ist	43	34,9
viele wichtige Anwendungsgebiete hat	26	33,3
wertfrei ist	21	9,5
klar und eindeutig ist	35	38,1
überall in der Welt in der gleichen Weise betrieben wird	19	17,3
mich intellektuell herausfordert	42	37,5
mich ästhetisch anspricht	9	7,8
Wissenschaft und Praxis optimal verbindet	3	4,8
eine lebendige Wissenschaft ist	7	1,6

Tab. 1: Gründe für Interesse an Mathematik (nach Geschlecht, Kategorie „stimme voll und ganz zu“)

Ich finde Mathematik interessant, weil sie...	„stimme voll und ganz zu“ in %		
	MD	WM	MLa
streng logisch aufgebaut ist	36,9	38,6	29,8
viele wichtige Anwendungsgebiete hat	31	33,3	25
wertfrei ist	29,3	12,3	6,3
klar und eindeutig ist	51,7	31,6	22,9
überall in der Welt in der gleichen Weise betrieben wird	22,4	26,3	4,2
mich intellektuell herausfordert	56,9	43,1	16,7
mich ästhetisch anspricht	10,3	8,8	2,1
Wissenschaft und Praxis optimal verbindet	3,4	5,3	2,1
eine lebendige Wissenschaft ist	8,6	5,3	--

(MD=Mathe-Diplom, WM=Wirtschaftsmathematik, MLa=Mathe-Lehramt)

Tab. 2: Gründe für Interesse an Mathematik (nach Studiengang, Kategorie „stimme voll und ganz zu“)

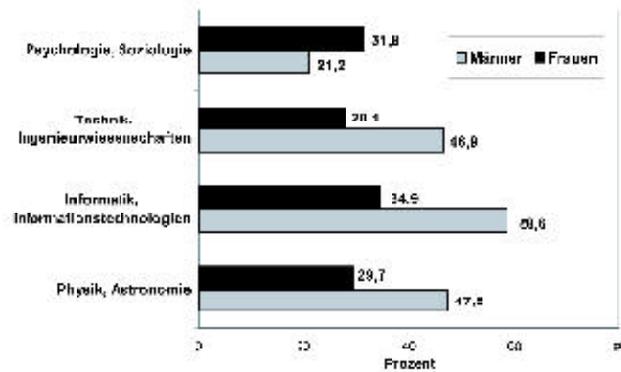


Abb. 3: Interesse an ausgewählten Anwendungsgebieten der Mathematik (nach Geschlecht; Kategorien: „sehr stark“ und „eher stark“)

weil sie überall in der Welt in der gleichen Weise betrieben wird und weil sie sie intellektuell herausfordert, signifikant stärker zu als die Lehramtsstudierenden. Zwischen den DiplommathematikerInnen und den WirtschaftsmathematikerInnen gibt es hierbei keine signifikanten Unterschiede. WirtschaftsmathematikerInnen stimmen darüber hinaus signifikant höher als die Diplomstudierenden der Aussage zu, dass die Mathematik Wissenschaft und Praxis optimal verbindet.

Eine weitere Frage, die Aufschluss über mögliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge hinsichtlich ihrer Einstellung oder Affinität zur Mathematik geben kann, ist die nach dem

Interesse der Studierenden an unterschiedlichen Anwendungsgebieten der Mathematik. Hierzu wurden 9 mögliche Anwendungsgebiete vorgegeben. Die Befragten sollten auf einer 4-stufigen Skala (sehr stark, eher stark, eher gering, sehr gering) spezifizieren, wie stark ihr Interesse an jedem dieser Anwendungsgebiete ist.

Die Ergebnisse zeigen hier deutlich signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Etwas zugespitzt könnte man formulieren: Die Interessen an oder die Affinitäten zu den unterschiedlichen Anwendungsgebieten dieser Wissenschaftsdisziplin verlaufen offensichtlich zum Teil noch immer entlang der von Geschlechtsstereotypen gezogenen Grenzen. Studenten interessieren sich signifikant stärker für die „klassisch männlich-konnotierten“ Anwendungsgebiete der Mathematik in den sog. „harten“ Naturwissenschaften (z.B. in der Physik und Astronomie), der Informatik und den Informationstechnologie oder der Technik bzw. den Ingenieurwissenschaften. Studentinnen hingegen haben ein signifikant stärkeres Interesse an den Anwendungsgebieten, die über das mathematisch-naturwissenschaftliche Feld hinaus in andere Wissensgebiete reichen wie z.B. die Psychologie und Soziologie (vgl. Abbildung 3).¹¹

Keine signifikanten Unterschiede zeigen sich hingegen bei den Interessen der Befragten beider Geschlechter an den Anwendungsgebieten, die den „weichen“ Naturwissenschaften zuzurechnen sind (Biologie und Medizin), an der Mathematik als schulischem Unterrichtsfach oder als wissenschaftlichem Lehr- und Forschungsgebiet. Dies gilt auch für die Bereiche „Wirtschaft, Finanzen, Versicherungen“ und „Umweltwissenschaften, Klima- und Meeresforschung“.

Betrachtet man die Interessen der Studierenden unterschiedlicher Studiengänge an den vorgegebenen Anwendungsgebieten der Mathematik, so zeigen sich bei nahezu allen Anwendungsgebieten, mit Ausnahme dem der „Technik, Ingenieurwissenschaften“

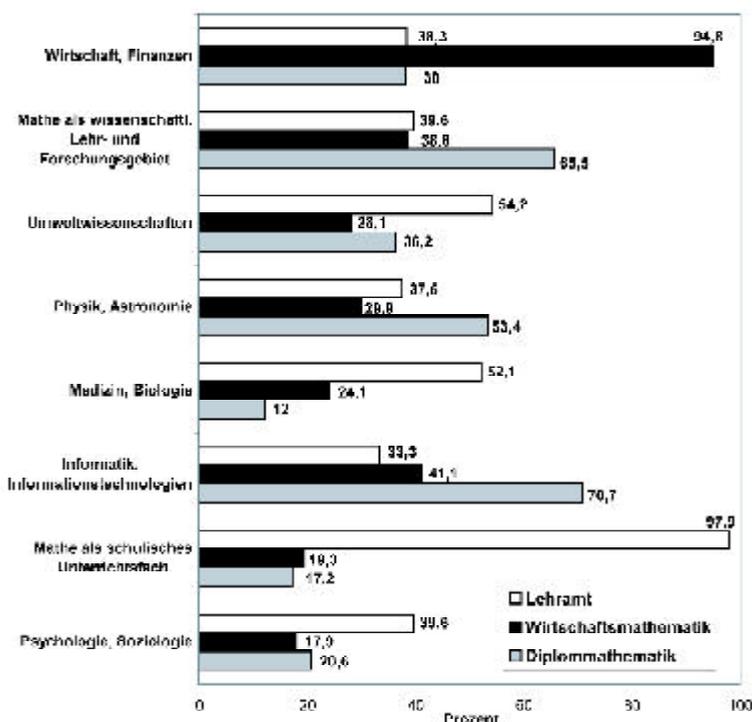


Abb. 4: Interesse an ausgewählten Anwendungsgebieten der Mathematik (nach Studiengängen; Kategorien: „sehr stark“ und „eher stark“)

senschaften“, signifikante Unterschiede. Im Einzelnen werden folgende Ergebnisse deutlich (siehe auch Abbildung 4)¹²: Das Interesse der WirtschaftsmathematikerInnen an dem Anwendungsgebiet „Physik, Astronomie“ ist signifikant niedriger als das der Lehramtsstudierenden und der DiplommathematikerInnen. Das Interesse der Lehramtsstudierenden an den Anwendungsgebieten „Psychologie, Soziologie“, „Medizin, Biologie“ und „Umweltwissenschaften, Klima- und Meeresforschung“ ist signifikant höher als das der KommilitonInnen aus den beiden anderen Studiengängen. Erwartungsgemäß ist das Interesse der WirtschaftsmathematikerInnen an dem Anwendungsgebiet „Wirtschaft, Finanzen, Versicherungen“ signifikant höher als das der Diplom- oder Lehramtsstudierenden. Das Interesse der Lehramtsstudierenden an dem Anwendungsgebiet „Mathematik als schulisches Unterrichtsfach“ ist ebenfalls erwartungsgemäß signifikant höher als das der Diplom- oder WirtschaftsmathematikerInnen. Das Interesse der DiplommathematikerInnen an den Anwendungsgebieten „Informatik, Informationstechnologien“ und „Mathematik als wissenschaftliches Lehr- und Forschungsgebiet“ ist signifikant höher als bei den Studierenden der beiden anderen Studiengänge.

5. Studienerfahrungen und Studienzufriedenheit

Dem gesamten Komplex der Studienevaluation im weitesten Sinne waren insgesamt 10 Fragen gewidmet. Im Folgenden sollen hieraus exemplarisch die Bewertung bestimmter Studienbedingungen, Erfahrungen mit bestimmten Situationen und der Aspekt der Leistungsanforderungen und der Zufriedenheit mit bzw. die Einordnung der eigenen Leistung betrachtet werden.

Für die Frage nach der Bewertung der Leistungsanforderungen in ihrem Mathematikstudiengang wurden die Befragten gebeten, diese auf einer Skala von 1 (sehr gering) bis 6 (sehr hoch) einzuordnen. Im Ergebnis zeigen sich weder zwischen den Geschlechtern noch zwischen den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge signifikante Unterschiede bei der Bewertung der Leistungsanforderungen. Sie wurden von den Studentinnen (Mittelwert: 5,22) wie von den Studenten (Mittelwert: 5,07) gleichermaßen hoch bewertet. Dies gilt auch für die Differenzierung nach den Studiengängen (Mittelwerte: Diplom: 5,12; Wirtschaftsmathematik: 5,12; Lehramt: 5,15).

Auch die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung und die Einordnung derselben weist zwischen den Geschlechtern keine signifikanten Unterschiede auf. Die Mehrheit der Studentinnen (57,8%) wie der Studenten (55%) gab an, dass sie „teils-teils“ mit ihren Leistungen zufrieden wäre und ordnete diese als durchschnittlich ein (74,6% zu 65%). Ein Drittel der Männer (33%) und knapp ein Viertel der Frauen (23,4%) waren mit ihren Leistungen zufrieden; deutlich weniger ordneten diese als überdurchschnittlich gut ein (4,8% zu 18%).

Hinsichtlich der unterschiedlichen Studiengänge werden jedoch folgende signifikante Unterschiede in der Zufriedenheit mit und der Einordnung der eigenen Leistung sichtbar: Die Lehramtsstudierenden waren signifikant unzufriedener mit ihren Leistungen und ordneten diese auch signifikant schlechter ein als die Diplom- und WirtschaftsmathematikerInnen.

In einer der zentralen Fragen zur Studienevaluation wurden die Studierenden gebeten, 18 unterschiedliche „Studienbedingungen“ aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen auf einer Skala von 1 (sehr gut) bis 6 (sehr schlecht) zu bewerten.

Der Blick auf mögliche Unterschiede in der Bewertung zwischen den Geschlechtern zeigt zunächst, dass 11 der 18 Studienbedingungen von den Studentinnen und Studenten kaum unterschiedlich bewertet wurden, wenngleich Studentinnen offensichtlich in der Tendenz die meisten der aufgeführten Studienbedingungen generell etwas schlechter bewerteten. Signifikante Unterschiede werden jedoch bei sieben der

Studienbedingungen	Mittelwerte der Bewertung				
	D	M	MD	WM	ML
Kontaktmöglichkeit zu Lehrenden.....	2,73	2,48	2,76	2,66	2,81
Betreuung durch Lehrende.....	2,79	2,91	2,73	2,10	2,46
Breite des gesamten Lehrangebots.....	2,73	2,54	2,28	2,60	2,00
Inhaltliche Abstimmung zwischen den Lehrveranstaltungen.....	3,09	3,08	2,79	2,81	3,21
Zeitliche Koordination zwischen den Lehrveranstaltungen.....	2,67	3,18	3,19	2,60	3,19
Transparenz der Studien- und Prüfungsordnung.....	2,91	3,10	3,05	2,60	2,50
Rückmeldung des Lernerfolgs.....	2,44	3,12	3,25	2,05	2,48
Teilnahmemöglichkeit an Pflichtveranstaltungen.....	2,08	1,99	1,91	1,79	2,07
Vorbereitung auf Berufspraxis.....	1,88	1,20	1,18	1,03	1,85
Vermittlung der Lerninhalte.....	3,14	2,92	2,67	2,71	2,77
Engagement der Lehrenden in der Wissensvermittlung.....	2,98	2,58	2,33	2,62	2,37
Kontaktmöglichkeiten zu KommilitonInnen.....	2,0	2,20	2,17	1,98	2,21
Möglichkeit zur freien Gestaltung des Studiums.....	2,03	2,18	2,03	2,09	2,06
Mitwirkungsmöglichkeit bei der Planung und Durchführung der Lehrveranstaltungen.....	4,25	3,74	3,72	3,91	4,2
Möglichkeit, die notwendigen Leistungsnachweise zu erwerben.....	2,42	2,24	1,97	2,26	2,79
Verfügbarkeit der Fachliteratur in der Bibliothek.....	2,14	1,94	1,84	1,90	2,37
Aktualität der vorhandenen Fachliteratur.....	2,71	2,42	2,54	2,51	2,79
Ausstattung und Qualität der EDV-Arbeitsplätze.....	2,71	2,37	2,23	2,60	2,71

D=Female; M=Männer; MD=Master-Diplom; WM=Wirtschaftsmathematiker; ML=Medie Lehramt.

Tabelle 3: Mittelwerte der Bewertung von Studienbedingungen nach Geschlecht und Studiengängen

aufgelisteten Studienbedingungen deutlich (vgl. die Mittelwerte in Tabelle 3). Die Betreuung durch die Lehrenden, das Engagement der Lehrenden, die Vorbereitung auf die Berufspraxis, die Möglichkeit zur freien Gestaltung des Studiums, die Mitwirkungsmöglichkeiten bei der Planung und Durchführung der Lehrveranstaltungen und die Ausstattung und Qualität der EDV-Arbeitsplätze werden von den Studentinnen signifikant schlechter bewertet als von den Studenten. Lediglich die zeitliche Koordination zwischen den Lehrveranstaltungen bewerten sie signifikant besser als ihre Kommilitonen.

Bei den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge wird deutlich, dass lediglich bei vier Vorgaben (Rückmeldung des Lernerfolgs, Kontaktmöglichkeiten zu KommilitonInnen, Mitwirkungsmöglichkeiten bei der Planung und Durchführung der Lehrveranstaltungen und der Aktualität der vorhandenen Fachliteratur) keine signifikanten Unterschiede in der Bewertung auftreten. 14 Studienbedingungen hingegen weisen in ihrer Bewertung signifikante Unterschiede auf (vgl. die Mittelwerte in Tabelle 3).

Lehramtsstudierende bewerten die Kontaktmöglichkeiten zu den Lehrenden, die Betreuung durch die Lehrenden, die Breite des Lehrangebots und die Ausstattung und Qualität der EDV-Arbeitsplätze signifikant schlechter als die DiplommathematikerInnen. Keine signifikanten Unterschiede in der Bewertung dieser Studienbedingungen finden sich zwischen den Diplom- und WirtschaftsmathematikerInnen und zwischen den Lehramtsstudierenden und den WirtschaftsmathematikerInnen. Signifikant schlechter als ihre KommilitonInnen aus den beiden anderen Mathematikstudiengängen bewerten Lehramtsstudierende auch die inhaltliche Abstimmung zwischen den Lehrveranstaltungen, das Engagement der Lehrenden, die Möglichkeiten, notwendige Leistungsnachweise zu erwerben, die Vermittlung der Lerninhalte, die Teilnahmemöglichkeit an Pflichtveranstaltungen und die Verfügbarkeit der Fachliteratur in der Bibliothek. Zwischen den Diplomstudierenden und den Studierenden der Wirtschaftsmathematik gibt es in der Bewertung dieser Studienbedingungen keine signifikanten Unterschiede. Im Vergleich zu den WirtschaftsmathematikerInnen schließlich bewerten Lehramtsstudierende die Transparenz der Studien- und Prüfungsordnung signifikant schlechter; keine signifikanten Unterschiede bestehen zu der Bewertung der DiplommathematikerInnen bzw. zwischen den Diplom- und WirtschaftsmathematikerInnen. Darüber hinaus zeigt sich: Die Diplom- wie die WirtschaftsmathematikerInnen bewerten die Vorbereitung auf die Berufspraxis signifikant besser als die Lehramtsstudierenden. Die zeitliche Koordination zwischen den Lehrveranstaltungen wird von den WirtschaftsmathematikerInnen signifikant besser bewertet als von den Studierenden der beiden anderen Studiengänge. Die Möglichkeit der freien Gestaltung des Studiums hingegen wird von den Diplomstudierenden signifikant besser bewertet als von den Studierenden der beiden anderen Studiengänge; zwischen diesen besteht in der Bewer-

tung kein signifikanter Unterschied.

Um der Frage nachgehen zu können, inwieweit die Befragten in Interaktionen zwischen Lehrenden und Studierenden, aber auch zwischen den Studierenden selbst, Erfahrungen einer geschlechtsspezifischen positiven oder negativen Diskriminierung machen, bzw. inwieweit sie diese Interaktionsmuster als gleichberechtigt erfahren, und ob dabei Unterschiede zwischen den Studiengängen bestehen, wurden ihnen 13 Situationen vorgelegt, die Studierende an der Hochschule erleben können. Anhand einer 4-stufigen Skala (trifft voll und ganz zu, trifft eher zu, trifft eher nicht zu, trifft überhaupt nicht zu) sollten sie angeben, inwieweit die vorgegebene „konstruierte“ Situation mit ihren eigenen Erfahrungen übereinstimmt. Abschließend sollen hier nur die Ergebnisse, die sich zwischen den Geschlechtern zeigten, betrachtet werden.

Abbildung 5 macht zunächst für einige ausgewählte Items sichtbar: Die positiven wie negativen Erfahrungen der Studentinnen mit einigen der beschriebenen Situationen bzw. Interaktionsmustern entsprechen weitgehend denen der Studenten. Hinsichtlich der Interaktion zwischen Studierenden und Lehrenden z.B. haben beide Geschlechter ähnliche (positive wie negative) Erfahrungen gemacht, ob das fachliche Interesse von Studentinnen von Lehrenden weniger berücksichtigt wird als von Studenten, ob Beiträge von Studentinnen weniger „ernst“ genommen werden oder ob Studenten bzw. Studentinnen von Lehrenden bevorzugt werden. Auch die Interaktion untereinander zeigt zwischen den Geschlechtern vergleichbare Erfahrungen hinsichtlich der vorgegebenen Situationen: „Studentinnen verstecken sich hinter Studenten“ ihren Kommilitonen, wenn es z.B. um eine Gruppenarbeit geht“ oder „Studenten machen abfällige Bemerkungen über ihre Kommilitoninnen“.

Signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen sich lediglich bei zwei Interaktionssituationen: Den Erfahrungen der Männer entspricht es deutlich stärker als den Erfahrungen der Frauen, dass Studentinnen von Lehrenden in Prüfungen besser bewertet werden. Sie „erleben“ hier demnach in der Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden eher eine positive Diskriminierung der Studentinnen. Inwieweit dies der Tatsache entspricht, oder möglicherweise Frauen einfach bessere Leistungen zeigen, können wir aufgrund unserer Daten nicht sagen. Den Erfahrungen der Frauen hingegen entspricht es deutlich stärker als den Erfahrungen der Männer, dass ihnen in der Interaktion untereinander von ihren männlichen Kommilitonen weniger Sachkompetenz zugetraut wird als den männlichen Mitstudenten.

6. Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag wurden einige ausgewählte Ergebnisse einer quantitativen Erhebung vorgestellt, die im Wintersemester 2002/03 unter Mathematikstudierenden der Universität Bielefeld durchgeführt wurde. Ausgehend von der forschungsleitenden Frage, ob und inwieweit sich Unterschiede eher zwischen den Geschlechtern oder

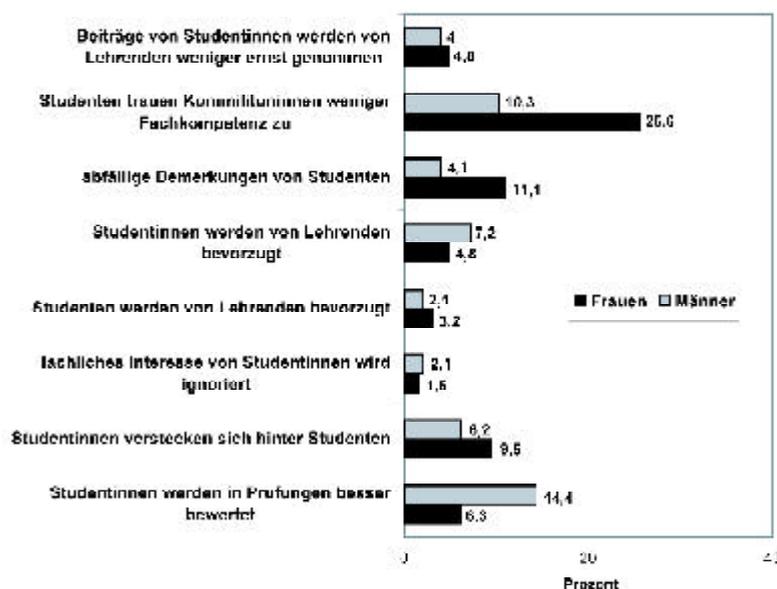


Abb. 5: Erfahrungen im Studium (nach Geschlecht; ausgewählte Beispiele; Kategorien: „trifft voll und ganz“ und „trifft eher zu“)

zwischen den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge – verstanden als unterschiedliche Fachkulturen der Mathematik – zeigen, wurden im Einzelnen folgende Aspekte betrachtet:

- die Schulleistungen und die bereits in der Schule sichtbare Affinität zum Fach Mathematik als Indikatoren für die schulische „Vorprägung“ der Studierenden;
- die Gründe für die Studienfachwahl als Indikator für die Studienmotivation;
- Gedanken an bzw. mögliche Gründe für einen Wechsel/Abbruch des Mathematikstudiums, die Bewertung der Leistungsanforderungen, die Zufriedenheit mit und Einordnung der eigenen Studienleistung und die Bewertung ausgewählter Studienbedingungen als Indikatoren für die Studienzufriedenheit;
- das Interesse an der Mathematik und deren Anwendungsgebieten als Indikatoren für die Einstellung und Affinität der Studierenden zu ihrer Disziplin sowie
- nur für die Geschlechter: Erfahrungen der Studierenden mit ausgewählten Studiensituationen als Indikator für Interaktionsformen im Studienalltag.

Zusammenfassend können folgende Ergebnisse hervorgehoben werden: Sowohl hinsichtlich des sich bereits in der Schule abzeichnenden Interesses an der Mathematik, worauf die Nennung dieses Faches als erstes schulisches Lieblingsfach hindeutet, als auch hinsichtlich der Leistungsbereitschaft, worauf die Wahl von Mathematik als Leistungskurs hinweist, können keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge festgestellt werden. Bezüglich des Leistungserfolgs, wofür die letzte Mathematiknote ein Indikator ist, zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den hier befragten Studenten und Studentinnen, wohl aber zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge. Die Kombinationsbreite der schulischen Lieblingsfächer, verstanden als Hinweis auf das bereits in der Schule vorhandene Interessensspektrum der Befragten, machte sowohl zwischen den Geschlechtern wie zwischen den Studierenden der Studiengänge deutliche Unterschiede sichtbar.

Für die Mehrheit der Befragten – unabhängig vom Geschlecht oder dem Studiengang – war Mathematik, als sie mit dem Studium begonnen haben, auch tatsächlich ihr Wunschstudienfach. Während sich die Geschlechter hinsichtlich der Wichtigkeit verschiedener Gründe für ihre Studienfachwahl kaum (noch) unterscheiden, zeigen sich zwischen den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge vielfältige signifikante Unterschiede.

Gut die Hälfte aller Befragten hatte im Laufe ihres Studiums schon einmal daran gedacht, ihr jetziges Studienfach (d.h. generell Mathematik) oder aber zumindest ihren jetzigen Mathestudiengang (Diplom, Wirtschaftsmathematik, Lehramt) zu wechseln oder das Studium ganz aufzugeben. Hierbei zeigen sich sowohl zwischen den Geschlechtern wie zwischen den Studierenden der unterschiedlichen Studiengänge signifikante Unterschiede. Darüber hinaus werden, anders als zwischen den Geschlechtern, bei den möglichen Gründen für einen Wechsel oder einen Abbruch zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge ebenfalls signifikante Unterschiede sichtbar.

Sowohl zwischen den Geschlechtern wie zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge zeigen sich signifikante Differenzen, wenn deren Einstellung bzw. Affinität zur Mathematik sowie ihr Interesse an dieser Wissenschaftsdisziplin und deren Anwendungsgebieten betrachtet wird.

Die Leistungsanforderungen in ihrem Mathematikstudiengang wurden weder von den Geschlechtern noch von den Studierenden der einzelnen Studiengänge signifikant unterschiedlich bewertet. Während die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung und die Einordnung derselben keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern sichtbar macht, zeigen sich bei beiden Aspekten signifikante Unterschiede zwischen den Studierenden

der einzelnen Studiengänge.

Die Bewertung unterschiedlicher „Studienbedingungen“ zeigt zwischen den Geschlechtern eine sehr große Übereinstimmung. Lediglich sieben der 18 „Studienbedingungen“ wurden signifikant unterschiedlich bewertet. Zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge zeigt sich ein deutlich anderes Bild: Ihre Bewertung weist bei 14 der 18 Studienbedingungen signifikante Unterschiede auf.

Die Erfahrungen der Studierenden mit ausgewählten Studiensituationen als Indikator für Interaktionsformen im Studienalltag, die in diesem Beitrag nur für die Geschlechter ausgewertet wurden, zeigt: Die positiven wie negativen Erfahrungen der Studentinnen mit einigen der beschriebenen Situationen bzw. Interaktionsmuster entsprechen weitgehend denen der Studenten. Dies gilt sowohl hinsichtlich der Interaktion zwischen Studierenden und Lehrenden wie hinsichtlich der Interaktion untereinander. Signifikant unterscheiden sich die Erfahrungen der Studentinnen und der Studenten lediglich bei zwei der insgesamt 13 aufgelisteten Interaktionssituationen oder -muster.

Zurück zur Ausgangsfrage: Zeigen sich hinsichtlich der hier dargestellten Aspekte eher Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder zwischen den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge, d.h. unterschiedlicher Fachkulturen in der Mathematik? Diese Frage kann aufgrund der vorliegenden Ergebnisse nicht eindeutig beantwortet werden. Einige Aspekte weisen sowohl zwischen den Geschlechtern wie zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge signifikante Unterschiede auf. Bei einigen Aspekten zeigen sich weder zwischen den Geschlechtern noch zwischen den Studierenden der einzelnen Studiengänge signifikante Unterschiede. Bei einigen Aspekten scheinen (noch immer) eher Unterschiede zwischen den Geschlechtern sichtbar zu werden, bei anderen hingegen eher Unterschiede zwischen den Studierenden unterschiedlicher Studiengänge. Inwieweit – aufgrund der Geschlechterverhältnisse in den einzelnen Studiengängen – Unterschiede zwischen deren Studierenden doch (quasi indirekt) auf Unterschiede zwischen den Geschlechtern hinweisen, ist eine spannende aber weiterhin offene Frage.

Anmerkungen

- 1 Die statistischen Prüfungen für die im Folgenden dargestellten Ergebnisse erfolgten jeweils zweiseitig, das Signifikanzniveau wurde auf $p < .05$ festgesetzt. Die Verteilungen der nominalskalierten Daten wurden mittels χ^2 -Test geprüft, die ordinalskalierten Daten wurden mittels Mann-Whitney-U-Test verglichen, die intervallskalierten Daten wurden jeweils einem t-Test oder einer ANOVA mit Games-Howell-Post-Hoc-Tests zugeführt. Wo dies möglich war, erfolgte die Berechnung der Prüfgrößen über die exaktere Monte-Carlo-Methode. Die Anzahl der fehlenden Werte schwankte zwischen 0 und 9.
- 2 Der Erhebung an der Universität Bielefeld folgten inzwischen weitere Erhebungen in Stuttgart, Hamburg, Oldenburg und Gießen, jeweils in Kooperation mit Mathematikerinnen und/oder Sozialwissenschaftlerinnen der einzelnen Universitäten.
- 3 Aufgrund der aktiven Unterstützung und Kooperationsbereitschaft vieler Dozenten konnte die Erhebung in einer ganzen Reihe vorher ausgewählter Lehrveranstaltung direkt durchgeführt werden. In einigen anderen Lehrveranstaltungen wurden die Fragebögen verteilt und konnten dann anschließend abgegeben werden
- 4 Insgesamt erhielten wir 191 Fragebögen. 27 Fragebögen wurden jedoch von den Analysen ausgeschlossen: 10 da die Befragten außerhalb der von uns untersuchten Semestergruppe lagen, 12 da die Befragten nicht in den von uns untersuchten Studiengängen studierten und weitere 5 weil die Fragebögen nicht vollständig ausgefüllt waren.
- 5 Für die Auswertungen wurden alle Lehramtsstudierende in eine Gruppe umkodiert. Die beiden Personen mit einem Doppelstudium wurden der jeweils „höheren“ Gruppe (Diplomstudiengang) zugeordnet. Damit ergibt sich für alle weiteren Analysen folgende Verteilung

auf die Studiengänge: $n = 58$ (35,4%) im Diplomstudiengang, $n = 48$ (29,2%) in einem der Lehramtsstudiengänge und $n = 58$ (35,4%) in Wirtschaftsmathematik.

Da wir keine Vollerhebung durchführen konnten, repräsentiert die Geschlechterverteilung auf die einzelnen Studiengänge, die sich in unserem Rücklauf zeigt, weder die tatsächliche Geschlechterrelation in den jeweiligen Studiengängen an der Universität Bielefeld, noch die Geschlechterrelation für Deutschland insgesamt. Dies wird noch durch die Tatsache verstärkt, dass wir den Lehramtsstudiengang Primarstufe, in dem Frauen deutlich überrepräsentiert sind, aus unserer Stichprobe ausgekammert haben.

- 6 Die genannten Lieblingsfächer wiesen eine große Bandbreite auf. Für Analysen wurden sie deshalb in folgende Gruppen zusammengefasst: 1. Mathematik, 2. Naturwissenschaften (z.B. Biologie, Chemie, Physik, Informatik), 3. Sport, 4. Sprach- und Gesellschaftswissenschaften (z.B. Sozial-/Gemeinschaftskunde, Geschichte, Erdkunde, Politik, Deutsch, Englisch, Französisch) und 5. Sonstige Fächer (z.B. Musik, Religion, Philosophie, Kunst).
- 7 93,8% der Frauen und 87% der Männer sowie 93,1% der WirtschaftsmathematikerInnen, 89,7% der Diplom- und 85,4% der Lehramtsstudierenden bejahten die Frage, ob Mathematik ihr Wunschstudienfach war.
- 8 Für die Analysen wurden die Kategorien „trifft nicht zu“ und „völlig unwichtig“ in eine Kategorie „völlig unwichtig“ umkodiert.
- 9 Für Abbildung 1 wurden die sechs Gründe ausgewählt, die von Studentinnen am häufigsten als „sehr wichtig“ genannt wurden. Die Reihenfolge bei den Studenten stellt sich etwas anders dar. Unter deren sechs wichtigsten Gründe finden sich der „Berufswunsch“ und die „Selbstverwirklichung“ nicht, stattdessen aber die Karrierechancen und die Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten.
- 10 Für Abbildung 2 wurden die sieben Gründe ausgewählt, bei denen sich zwischen den Studierenden der jeweiligen Studiengänge signifikante Unterschiede zeigen.
- 11 In Abbildung 3 sind nur jene Anwendungsgebiete dargestellt, bei denen sich zwischen den Geschlechtern signifikante Unterschiede zeigen.
- 12 In Abbildung 4 sind nur jene Anwendungsgebiete dargestellt, bei denen sich zwischen den Geschlechtern signifikante Unterschiede zeigen.

*Judith Daniels und Anina Mischau
Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum (IFF)
Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld,
Email: anina.mischau@uni-bielefeld.de*

VINGS – Virtual International Gender Studies

Das Modellprojekt „VINGS - Virtual International Gender Studies“ lädt Studierende im fortgeschrittenen Grundstudium bzw. in der Hauptstudiumsphase auch im Wintersemester 2003/04 zu einer Reihe von Online-Seminaren ein. Vorteile des virtuellen Studiums sind interdisziplinäre und internationale Lehr-/Lernkooperationen sowie flexible Studienmöglichkeiten unabhängig von Ort und Zeit. Zugleich können die Studierenden ihre Medien- und Internetkompetenzen vertiefen.

VINGS wird unter der Konsortialführung des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums als gemeinsames Vorhaben der Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover sowie der Fernuniversität Hagen durchgeführt. Das Pilotprojekt wird im Rahmen des Zukunftsprogramms „Neue Medien in der Bildung“ vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung gefördert.

Voraussetzung zur Teilnahme an einem der Online-Seminare ist ein fortgeschrittenes Grundstudium in den Sozial-, Erziehungs-, Kultur- oder Geisteswissenschaften an einer der kooperierenden Universitäten. Erworbene Studienleistungen (in der Regel über aktive Teilnahme und schriftliche Arbeiten) werden in den jeweiligen Studiengängen anerkannt.

Einzelheiten zu Einschreibung, Kursanmeldung und Leistungsnachweisen sowie aktuelle Neuigkeiten zum Studienprogramm sind über die VINGS-Website zu erfahren: <http://www.vings.de>. Studierende der Universität Bielefeld können sich auch direkt anmelden bei *Andrea Caio*, T 7-211, Telefon 0521-106 4558.

Die folgende Übersicht bietet nähere Informationen zu den im Wintersemester 2003/2004 im Rahmen von VINGS angebotenen Kursen.

VINGS Einführungsphase Vings – Grundlagen I

Studieren im Netz

Silja Polzin und Anne Reckmeyer (Universität Bielefeld)

Für das Studium im Rahmen von VINGS sind Medienkompetenzen im Umgang mit dem Internet als Lernmedium erforderlich, die in diesem Online-Seminar erworben werden können. Vermittelt werden Kenntnisse und Handlungskompetenzen in folgenden Bereichen:

- o Arbeiten mit der VINGS-Lernumgebung
- o Professionelle Nutzung von Internetdiensten
- o Kooperation und Kommunikation im Netz
- o Suchen und Finden im Netz
- o Wissenschaftliches Arbeiten im Netz
- o Lernorganisation
- o Publizieren im Netz

Beginn: Mitte Oktober 2003

VINGS – Grundlagen II

Im WS 2003/04 werden in VINGS Grundlagen II keine Online-Kurse angeboten.

VINGS Hauptphase

Modul: Globalisierung, Europäisierung, Regionalisierung

Politische Soziologie der Frauenbewegung in internationaler Perspektive

Ilse Lenz (Ruhr-Universität Bochum)

Frauenbewegungen haben die Moderne entscheidend beeinflusst. Sie haben Gesellschaft, Kultur und Arbeit mitgestaltet und neue Normen und Visionen dafür eingebracht, was „Frauen“ und „Weiblichkeiten“ bedeuten sollen. Weltweit haben sie Veränderungen eingeleitet, die in ihren neuen Formen und Konsequenzen erst allmählich sichtbar und verstehbar werden.

Die ersten Wellen haben einerseits die Entwicklung des Nationalstaates mitgetragen, andererseits um die Internationalität frauenspezifischer Solidarität gerungen. Die neue Phase ab den 1960ern entfaltete internationale Netzwerke und versuchte, sich in die Globalisierung einzumischen. Wir werden in der Veranstaltung die Entwicklung der Frauenbewegungen aus einer internationalen Perspektive und ihren Einfluss auf globale, nationale und lokale Institutionen nachzeichnen. Schwerpunkte bilden die auf internationaler Ebene agierenden feministischen Netzwerke und die „Global Governance“. Welche Optionen sich für Frauennetzwerke auf globaler Ebene bieten, wird anhand der Themenfelder „Gewalt“, „Arbeit“ und „Umweltschutz“ untersucht. Die TeilnehmerInnen nutzen die Informationsquellen des Internets sowie Möglichkeiten der virtuellen Kommunikation bei der Diskussion mit internationalen ExpertInnen.

Teilnahmebedingungen:

Vorbesprechungstermin: 16.10.03, 12-14 Uhr, GC 05/606 (CIP-Pool der Fakultät für Sozialwissenschaften).

Beginn: Mitte Oktober

Online-Seminar mit Präsenzphasen: Die Veranstaltung beinhaltet ca. 2-3 Präsenzveranstaltungen, wobei eine Beteiligung für Studierende außerhalb des Hochschulortes via Chat möglich ist. Alle für eine Teilnahme notwendigen Informationen werden über das Netz bereit gestellt.

Einführende Literatur:

Lenz, Ilse (2001): Bewegungen und Veränderungen. Frauenforschung und Frauenbewegung in Deutschland. In: Hornung, Ursula; Gümen, Sedef; Weilandt, Sabine (Hrsg.) Zwischen Emanzipationsvisionen und Gesellschaftskritik: (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnungen in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik. Münster, S. 189-219.

Lenz, Ilse; Mae, Michiko; Klose, Karin (Hg.) (2000): Frauenbewegungen weltweit – Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen. Opladen

Lenz, Ilse, Schwenken, Helen (Hg.) (2001): Lokal, national, global? Frauenbewegungen, Geschlechterpolitik und Globalisierung. Sonderheft der Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien.

Kriege, Konflikte, Sicherheit und Frieden in den internationalen Beziehungen / War, Conflict, Security and Peace in International Relations

Cilja Harders (Ruhr-Universität Bochum)

Krieg und Frieden stehen im Zentrum der Lehre von den Internationalen Beziehungen, ihre geschlechtsspezifische Strukturiertheit jedoch wird in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zumeist nur am Rande wahrgenommen. Im Seminar sollen grundlegende Begriffe des Themenfeldes sowie die wichtigsten Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung sowie ihre feministische Kritik erarbeitet werden. Dabei geht es unter anderem um die Frage, ob wir es in einer zunehmend unipolaren Welt mit „Neuen Kriegen“ (Kaldor, Münkler) zu tun haben, oder vielmehr mit einer Rückkehr des Mittelalters in die internationale Sicherheitspolitik. Das Seminar wird sich abhängig von den Interessen der Teilnehmenden zudem mit konkreten aktuellen und historischen Konflikten beschäftigen (2. Weltkrieg, Ex-Jugoslawien, Afghanistan, Irak-Kriege, Kongo/Zaire). Und es soll die Frage nach denkbaren Friedenskonzepten zwischen dem „demokra-

tischen Frieden“, feministischen Friedensentwürfen und z.B. der UN-Reform gestellt werden.

Literatur:

Harders, Cilja/ Roß, Bettina (Hg.) 2002: Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen: Leske&Budrich

Kaldor, Mary 2000: Neue und alte Kriege, Frankfurt a. Main: Campus

Meyers, Reinhard 1994: Begriff und Probleme des Friedens, Opladen

Tickner, Judith Ann 1992: Gender in International Relations: Feminist Perspectives on Achieving Global Security. New York

UN 2002: Report of the Secretary-General on Women, Peace and Security, New York: United Nations Security Council, S/2002/1154

Beginn: Präsenzveranstaltung am Di, 14.10.2003 (14-17 h), Raum GC 05/506–507, Ruhr-Universität Bochum

Teilnahmebedingungen: Studienvoraussetzungen: erfolgreich abgeschlossenes Grundstudium.

Anmeldung: Da die TeilnehmerInnenzahl auf 30 begrenzt ist, ist eine frühzeitige Anmeldung unter cilja.harders@rub.de notwendig (bitte unter Angabe von Namen, Semesterzahl u. Studiengang).

Online-Seminar mit Präsenzphasen: Das Seminar findet weitgehend als computergestütztes Online-Seminar statt. Die zur Teilnahme an einem Online-Kurs notwendigen Internet-Kenntnisse werden im Rahmen des Seminars vermittelt. Neben der ersten Sitzung werden im Verlauf des Online-Seminars 3-4 weitere Präsenzsitzungen oder eine Blocksitzung stattfinden. Der detaillierte Seminarverlauf wird in der ersten Sitzung geklärt. Studierende der FeU Hagen und anderer Hochschulorte werden gesondert informiert. Alle für eine Teilnahme notwendigen Informationen werden außerdem über das Netz bereit gestellt.

Leistungsnachweise: werden aufgrund regelmäßiger Teilnahme, erbrachter intensiver Vorbereitung auf die Sitzungen, Teilnahme an Online-Diskussionsphasen sowie einer Online-Präsentation (Referate, Aufgaben) und einer Hausarbeit vergeben.

Modul: Gesellschaftliche Transformationen im Verhältnis von Arbeit und Geschlecht

Work, Welfare States, and Social Policies

Christiane Lemke

This Internet-seminar will focus on the relationships between gender and welfare states in comparative perspective. It will introduce students to the concept of work and welfare states and explore how gender relations are built into welfare state arrangement and how they are in turn affecting the relationships between women and men in our societies. The goal is to develop an in-depth understanding of universal social support promoting “gender equity“ (Nancy Fraser). The seminar is divided into e-learning through computer-based units and three work session in seminar rooms (Monday afternoon in mid-October, December and February). It will combine theoretical work with case study approaches and provide materials through the Internet. We will begin with theoretical and conceptual issues centered around concepts of work and welfare states. Key questions will focus on different social policies arrangement to enable parents to combine work and family. We will address important issues such as the significance of employment for women, child care arrangements, social assistance, and social rights. Case studies will be drawn from different types of welfare regimes, including Germany, Sweden, and Poland, and we will address European social policies, such as parental leave, to study strategies to improve gender equity, such as gender mainstreaming.

Teilnahmebedingungen:

Beginn: Mitte Oktober (Termin für Präsenzseminar wird nach Anmeldung bekannt gegeben)

Online-Seminar mit Präsenzphasen: Das Seminar wird als Online-Seminar mit Präsenzphasen durch-

geführt. Das Seminar ist als vierstündige Lehrveranstaltung anrechenbar. Zeiten für e-mail Sprechstunden und Präsenzphasen sowie das Pass-Wort für den Internetzugang werden nach der Anmeldung bekannt gegeben.

Modul: Körper, Sexualität, Gesundheit

Körperlos? Cyber-Bodies und Cyber-Feminismus

Paula Villa (Universität Hannover)

Im Kurs „Cyberbodies – Cyberfeminismus“ wird es zunächst eine Einführung in die Frage geben, was „feministische Body Politics“ sind, d.h. inwiefern der Körper ein zentraler Aspekt feministischer Praxen und Theorien ist. Sodann werden uns im Kurs zwei zentrale Fragen anhand zweier Felder beschäftigen. Zum Einen werden wir uns damit beschäftigen, wie der Körper in gegenwärtigen feministischen „Cyborgvisionen“, z.B. in Science Fiction oder in den Texten von Donna Haraway thematisiert wird. Was sind Cyborgs? Inwiefern sind sie feministische Visionen? Welche Risiken birgt die (versuchte) Überwindung der Dichotomie von Körper und Technik bzw. Organischem und Anorganischem hinsichtlich der Verdinglichung des und Entfremdung vom eigenen Körper?

Zum Zweiten werden wir uns anhand aktueller (feministischer) Praxen im Netz damit beschäftigen, wie neue Medien und ihre Möglichkeiten in ästhetischer, politischer und kultureller Hinsicht kritisch genutzt werden. Wir werden uns unter Anleitung einer Medienkünstlerin und -theoretikerin (Verena Kuni) auf die Reise zu entsprechenden Projekten machen und diskutieren, wie dort jeweils Körper, Identitäten und Geschlecht inszeniert und verhandelt, vielleicht sogar dekonstruiert werden.

Eine breiter angelegte Diskussion der Frage, was Cyberfeminismus ist und welche Potenziale sowie Risiken sich darin verbergen, wird den Kurs abschließen.

Der gesamte Kurs wird von vielen visuellen Beispielen begleitet.

Studienvoraussetzungen: Dieser Kurs ist Bestandteil des Moduls „Körper“ im VINGS-Curriculum. Er richtet sich an Studierende im Hauptstudium und knüpft an den Kurs von Anne Fleig „Moderne Körper“ an, der im SoSe 03 stattgefunden hat. Der Besuch des Kurses von Anne Fleig ist zwar nicht Voraussetzung für den Besuch dieses Kurses, allerdings sind gewisse Grundkenntnisse in Theorien zum Körper hilfreich.

Medienkompetenzen: Auch sind Grundkenntnisse im Umgang mit neuen Medien unbedingt notwendig, da dieser Kurs online mit einigen Präsenzphasen durchgeführt wird.

Arbeitsaufwand und anrechenbare Leistungen: Eigene Beiträge der Studierenden zu Projekten im Netz sind sehr willkommen. Überhaupt basiert der Kurs, wie die anderen VINGS-Kurse auch, auf der aktiven Mitarbeit der Studierenden. Der Kurs ist mit 4 SWS veranschlagt, entsprechend umfangreich ist das Material. Eine tutorielle Begleitung ist vorgesehen.

Beginn: Auftaktveranstaltung am 28. Oktober 2003, 16:00 Uhr; Psychologisches Institut Hannover, Im Moore 21, 30167 Hannover, Raum 416.

Modul: Geschlechterverhältnisse und Umbrüche in Lebensformen

Rechtsfragen des Zusammenlebens

Ulrike Schultz (FernUniversität Hagen)

Dieser Kurs behandelt die rechtlichen Probleme, die sich in den unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens ergeben. Die Lösungen, die gesetzliche Regelungen dafür bieten, sollen dargestellt und ihre Zweckmäßigkeit diskutiert werden. Der Schwerpunkt wird dabei auf dem Zivilrecht, insbesondere dem Familienrecht liegen, aber auch Fragestellungen aus anderen Rechtsgebieten (Sozialrecht, Steuerrecht, Strafrecht u.a.) werden einbezogen, soweit sie das gemeinsame

Leben in Partnerschaften berühren. Voran gestellt wird eine kleine Einführung in das Recht und das juristische Denken.

Die Lehrtexte werden sowohl von Wissenschaftlerinnen wie von Praktikerinnen geschrieben. Einbezogen wird die soziologische und die historische Perspektive.

Beginn: Mitte Oktober

Modernisierung von Lebensformen und Lebensführung

Mechtild Oechsle (Universität Bielefeld)

Modernisierungsprozesse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben zu einer Ausdifferenzierung von Lebensformen geführt und stellen neue Anforderungen an die Gestaltung des eigenen Lebens. Die alltägliche Lebensführung wie die biographische Gestaltung des eigenen Lebenslaufs sind entscheidungsoffener geworden, ohne deshalb die institutionelle Steuerung von Lebensformen und Lebensläufen außer Kraft zu setzen. Auch die ökonomischen und soziokulturellen Ressourcen zur Gestaltung des eigenen Lebens sind nach wie vor ungleich verteilt.

Auch wenn diese Modernisierungsprozesse beide Geschlechter betreffen, so ist doch unklar, welche Risiken für Frauen wie Männer damit verbunden sind und wie sich das Geschlechterverhältnis damit verändert.

Themen der Lehrveranstaltung sind u. a.

- o Sozialer Wandel und die Modernisierung von Lebensformen
- o Wandel der Intimität - neue Beziehungsmuster innerhalb und außerhalb der Familie
- o Arbeit, Zeit und Lebensführung – neue Lebensformen zwischen Erwerbsarbeit und privaten Bindungen
- o Neue Leitbilder für beide Geschlechter? Lebensformen und kulturelle Symbolisierungen von Geschlecht in den Medien
- o Die Gestaltung des eigenen Lebens – individuelle Lebensplanung oder Steuerung durch Institutionen

Beginn: Mitte Oktober

Seminarform: Dieses Seminar wird in doppelter Form angeboten: zum einen als Präsenzveranstaltung im Rahmen des regulären Lehrangebots der Universität Bielefeld, zum anderen als Bestandteil des Lehrangebots im virtuellen Studiengang VINGS (Virtual International Gender Studies). Lehr- und Lernformen des virtuellen Seminarangebots unterscheiden sich von herkömmlichen Seminaren; eine internetbasierte Lern- und Kursumgebung mit integrierten Kommunikationsdiensten bietet vielfältige Kooperations- und Lernmöglichkeiten.

Leistungsnachweis: Über die Art des Leistungsnachweises und entsprechende Anforderungen und Kriterien je nach Veranstaltungsform werden die Teilnehmenden zu Beginn der Veranstaltung informiert.

VINGS modulübergreifender Querschnittskurs

Interkulturelle Kompetenz und Gender in der Globalisierung

Michiko Mae und Susanne Kreitz-Sandberg (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf) in Kooperation mit Vittoria Borsó und Vera Gerling (Universität Düsseldorf), Susanne Kröhnert-Othman (Universität Bochum), Joanna Pfaff-Czarnecka (Universität Bielefeld), Martina Ritter (Universität Gießen), Elisabeth Schäfer-Wünsche (Universität Bonn) und Nicole Schröder (Universität Düsseldorf).

Voraussetzung für den Erwerb interkultureller Kompetenz ist, fremde Kulturen nicht unreflektiert aus der Perspektive der eigenen Kultur zu erfassen, sondern in den auf die jeweils andere Kultur bezogenen Erfahrungs-, Lern- und Kommunikationsprozessen gleichzeitig die Grenzen der eigenen Wahrnehmungs- und Verstehensmöglichkeiten mit zu reflektieren. Dies wird – im Kon-

text der Globalisierung – auch und gerade im Umgang mit auf Gender bezogenen Fragen deutlich; (eigen-)kulturelle Muster werden hier häufig auf die fremde Kultur projiziert. In dem Kurs werden Zugänge zur interkulturellen Kompetenz gesucht, indem Expertinnen aus verschiedenen Fächern für sechs exemplarisch ausgewählte Kulturkreise die sozialen und kulturellen Bedingungen der jeweiligen Genderordnung behandeln. Dabei werden die vorgestellten Regionen (Mittlerer Osten, USA, Mittel- und Südamerika, Osteuropa und Asien/Japan) allerdings nicht als abgegrenzte Kulturräume betrachtet; es soll vielmehr gerade die Unabschließbarkeit ihrer Grenzen, d.h. deren Charakter als „Schwellen“ für kulturellen Austausch, Begegnung und Transfer aufgezeigt, analysiert und reflektiert werden. Interkulturelle Kompetenz soll dabei ein verschärftes Bewusstsein für die eigene kulturelle (eurozentrische wie auch andere kulturspezifische) Perspektivität möglich machen; dadurch können eigen- und fremdkulturelle Konstruktionen wie die jeweilige Genderordnung erkannt und analysiert werden, und es kann gelernt werden, mit wechselnden Perspektiven und kontrastiver Selbstreflexion zu arbeiten.

Beginn: mit einer Präsenzveranstaltung am 9. Oktober 2003 um 14 Uhr an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Der Besuch der Präsenzveranstaltung wird dringend empfohlen.

Informationen: Alle für eine Teilnahme notwendigen Informationen werden über das Netz bereit gestellt.

Leistungsnachweise: werden aufgrund regelmäßiger Teilnahme, aktiver Mitarbeit an Online-Kommunikationen und einer Hausarbeit oder entsprechender Leistungen vergeben.

Einführende Literatur:

Judith Schlehe (Hg.): Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen - Repräsentationen. Frankfurt; New York: Campus Verlag, 2001.

Paul Drechsel; Bettina Schmidt; Bernhard Gözl (Hg.): Kultur im Zeitalter der Globalisierung. Von Identität zu Differenzen. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 2000.

Mae, Michiko: Transkulturalität und Genderforschung. In: Zeitschrift für Germanistik Bd. 3, 2002, S. 482-487.

Thomas, Alexander: Interkulturelle Kompetenz - Grundlagen, Probleme und Konzepte. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE), Jg. 14, Hft. 1, 2003, S. 137-150 und S. 221-228, sowie die „Kritiken“ von verschiedenen Autor/inn/en, a.a.O. S. 150-221.

VINGS – Anmeldung und Information

Weitere Informationen zum Online-Studienangebot VINGS und zu den Anmeldemodalitäten erhalten Sie unter:

*http://www.vings.de oder bei:
Andrea Caio, IFF, Raum T7-211,
Mo-Do: 9-15 Uhr, Fr: 9-13 Uhr,
Email: vings-bielefeld@vings.de*

Während der Modellphase von VINGS müssen sich Studierende formal zunächst als GasthörerInnen an der FernUniversität Hagen einschreiben. Das Anmeldeformular können Sie sich unter der oben angegebenen Internetadresse herunterladen und ausdrucken oder bei Andrea Caio (T7-211) abholen. Bitte melden Sie sich frühzeitig formal an der FernUniversität Hagen als Studierende an, damit Sie zu Beginn der Online-Seminare eine Zugangsberechtigung zur VINGS-Lernumgebung erhalten.

Ein geschlechtsspezifisches Instrumentarium

Die Fachkulturforschung im ingenieurwissenschaftlichen Feld verfügt bisher nicht über ein geschlechtsspezifisches Instrumentarium. Folglich ist sie nicht in der Lage, handlungssteuernde Einstellungen, Motive etc. von Frauen und Männern in einem stark nach Geschlechtern polarisierten Feld adäquat zu erfassen.

Ältere Untersuchungen zur ingenieurwissenschaftlichen Fachkultur konnten von einer zu hundert Prozent männlichen Untersuchungsgruppe ausgehen und damit valide Ergebnisse liefern, so etwa Hermanns (1982) und Neef (1982). Aus der Perspektive einer nennenswert höheren Beteiligung von Frauen am Ingenieurberuf – gewünscht oder realisiert – müssen neue Fragestellungen entwickelt werden. Geschieht dies nicht, bedeutet dies eine Fortsetzung der Subsumption von Frauen unter unpassende Fragen, was die Qualität der Ergebnisse erheblich beeinträchtigt.

Diese Gefahr ist real, wie etwa die Studie „Ingenieurstudium: Daten, Fakten, Meinungen“ (Minks et al. 1998) zeigt. Trotz der Fülle und Detailliertheit der Daten kann nur wenig und sogar Falsches über Frauen entnommen werden, denn da die Daten nicht nach Geschlechtern getrennt aufgeschlüsselt werden, muss notwendigerweise angenommen werden, dass die Aussagen auf beide Geschlechter zutreffen. Wenn beispielsweise für das Interesse an ausgewählten Fächern in der Oberstufe resümiert wird: „Es bestätigt sich die motivationale Ausrichtung der Ingenieurstudierenden an den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachgebieten und ein deutlich zurückhaltendes Interesse an den Fachinhalten der sprach- und kultur- und gesellschaftskundlichen Schulfächer“ (ebd. S. 79), so wissen wir aus geschlechtervergleichenden Untersuchungen, dass dieser Befund auf Ingenieurstudentinnen nicht zutrifft (exemplarisch Schwarze 1998). Technikinteressierte Abiturientinnen zeichnen sich durch ein breites Interessenspektrum aus und wählen bevorzugt „Ingenieurstudiengänge, die ökonomische, ökologische, sprachliche und anwendungsbezogene Felder beinhalten und dies bereits in ihrem Namen signalisieren“ (ebd., S. 49).

Aufgrund des faktisch marginalen Anteils der Studentinnen werden ihre Interessen in dem genannten neueren Standardwerk zum Ingenieurstudium nicht abgebildet, und es werden keine Schritte unternommen, sie zu eruieren.

Doppelte Vergesellschaftung

Grundlegende Voraussetzung für die Entwicklung eines geschlechtsspezifischen Instrumentariums ist die Anerkennung der doppelten Vergesellschaftung von Frauen *und* Männern.

Die „doppelte Vergesellschaftung“ als Standardkategorie der Frauenforschung erklärt die Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Sie belegt, dass Frauen durch Erwerbstätigkeit und die Aufgaben der sozialen Reproduktion in doppelter Weise vergesellschaftet und durch diese doppelte Orientierung vielfältigen Widersprüchen ausgesetzt sind. Berufssoziologische Untersuchungen, die sich auf den Erwerbsarbeitsplatz beschränken, wären unvollständig. „In den Erfahrungen von Frauen lassen sich nicht einzelne Bereiche voneinander isolieren oder gegeneinander abgrenzen. Den weiblichen Lebenszusammenhang gibt es nur als interdependentes Gefüge – sowohl objektiv als auch subjektiv“ (Becker-Schmidt 1985, S. 24f.).

Nun umfasst das Leben von Männern selbstverständlich auch beides: die Erwerbstätigkeit und alle sonstigen Lebensbereiche. Im Hinblick auf den Fortbestand der Gesell-

schaft sind an dieser Stelle insbesondere Lebensformen mit Kindern – vereinfachend durch den Begriff „Familie“ charakterisiert – von Interesse. Bedingt durch die Entlastung von Reproduktionsaufgaben beeinflusst Familie eine qualifizierte Berufsausübung von Männern in gegensätzlicher Weise: Familie wirkt nachgewiesenerweise auf Männer *entlastend*, auf Frauen *belastend* (exemplarisch Becker-Schmidt/Knapp 1987).

Konsequenterweise verzichten Frauen in Führungspositionen signifikant häufiger als Männer auf Partnerschaft und Familie (exemplarisch Schultz 1991); der Mikrozensus spricht von 40% aller Akademikerinnen (Middendorff 2003, S. 5).

Aus der Forderung nach Chancengleichheit von Frauen folgt das Ziel, dass auch Männer sich diese Doppelorientierung zu eigen machen und Reproduktionsaufgaben – einschließlich ihrer eigenen Reproduktion – nicht mehr an Frauen delegieren. Erst wenn ein Arbeitgeber bei der Einstellung eines Mannes mit derselben Wahrscheinlichkeit damit rechnen muss, dass dieser in Elternzeit geht, besteht für Frauen die reale Chance, bei der Bewerbung um Führungspositionen gleich behandelt zu werden. Gleiche Chancen im Beruf sind gekoppelt an partnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit; auf dieses Grundproblem werden auch Ingenieurinnen immer wieder zurückgeworfen.

Insbesondere in den Ingenieurberufen ist eine Familiengründung im Status des hoch qualifizierten Mannes eingeschlossen, hat jedoch keine Auswirkungen auf die biographische Linie. Die Ausweitung der Fachkulturforschung auf den gesamten Lebenszusammenhang würde offenbaren, in welcher Weise „Familie“ bei der beruflichen Karriere stillschweigend mitgedacht und funktionalisiert wird.

Ansätze der Bereitschaft, die unterschiedlichen Modelle der Vergesellschaftung von Frauen und Männern zu berücksichtigen, sind in der Hochschulforschung auszumachen. Die HIS-Studie „Lebensorientierung und Studienmotivation von Studienanfängern“ (Heublein/Sommer 2000) bemerkt: „Wie schon bei den Naturwissenschaftlern lässt sich auch bei den Studienanfängern in Ingenieurwissenschaften eine Kluft zwischen den Männern und Frauen hinsichtlich ihrer familiären Absichten feststellen. Während die Männer eher überdurchschnittlich häufig zu Partnerschaft und Familie mit Kindern neigen, sind bei den künftigen Ingenieurinnen eher die umgekehrten Tendenzen zu konstatieren. Um beruflich erfolgreich zu sein, wollen die jungen Frauen sich von familiären Verpflichtungen freihalten“ (ebd., S. 14). Das HISBUS-Online-Panel „Kinder eingeplant? Lebensentwürfe Studierender und ihre Einstellung zum Studium mit Kind“ vertieft dieses Thema (vgl. Middendorff 2003).

Studienmotive

Frauen und Männer nehmen heute das Ingenieurstudium mit unterschiedlichen, ja sogar gegensätzlichen Motiven und Zielen auf. Die Wahl eines ingenieurwissenschaftlichen Studiengangs bedeutet für eine Frau immer noch eine nicht-traditionelle Wahl. Bewusst oder unbewusst beschreitet sie einen Weg der Emanzipation, der Erweiterung von Optionen, der Revolutionierung der Geschlechterordnung. Dem gegenüber ist eine ingenieurwissenschaftliche Fachwahl für einen Mann mit hoher Wahrscheinlichkeit eine traditionelle Wahl. Der Wunsch nach Erwerb technischer Kompetenz kann an den Wunsch nach Bestätigung eines traditionellen Selbstbildes von „Männlichkeit“ gekoppelt sein, insbesondere wenn Unsicherheiten der Interessenlage, einseitige Zuspitzung ausschließlich technischer Interessen und die Verknüpfung eines Studiums mit Bildungsaufstieg zusammentreffen.

Grundsätzlich stellt sich die Frage: Was bedeutet das Ingenieurstudium für Frauen und für Männer im Kontext ihrer jeweiligen Lebensentwürfe?

Nach allem, was über die Studienmotive von Ingenieurstudenten bekannt ist, hat das Studium typischerweise keine Attraktivität an sich, sondern wird als Mittel zum

Zweck in Kauf genommen. Ingenieurstudenten beißen sich notfalls durchs Studium mit dem Ziel, eine „Eintrittskarte“ in eine Karriere zu erhalten, die ihnen u.a. die Finanzierung einer Hausfrauenehe ermöglicht. In Untersuchungen zum Studienabbruch spielt das endgültige Scheitern an Prüfungsanforderungen bei männlichen Studienabbrechern durchgängig häufiger eine Rolle als bei Studienabbrecherinnen der Natur- und Ingenieurwissenschaften (vgl. Lewin 1994, S. 4).

Das Bild vom Ingenieurberuf, der den „ganzen Mann“ erfordert und deshalb ohne Ergänzung durch eine Hausfrau nicht denkbar ist, ist heute durchaus noch gesellschaftsfähig.

Die Motive von Ingenieurstudentinnen sind diametral entgegengesetzt. Sie wollen vom Studium in erster Linie eine Befähigung zum kompetenten Handeln, wobei das gestaltende Handeln den gesamten Lebenszusammenhang umfasst. Roloff u.a. befassten sich im Rahmen des Projekts „Studienverlauf und Berufseinstieg von Frauen in Naturwissenschaft und Technologie – Die Chemikerinnen und Informatikerinnen“ auch mit den „Gedanken an Studienabbruch und deren Gründe(n)“ (Roloff et al. 1988, S. 60ff.). Der am häufigsten genannte Grund für einen möglichen Studienabbruch lautete: „Studium zu abstrakt“ (ebd., S. 62). Die Autorinnen kommentieren: „Jeder fünfte genannte Abbruchgrund hängt damit zusammen, daß die Studentinnen eine Verbindung konkreter Lebenserfahrungen (sowohl der eigenen als auch anderer Menschen) mit den ihnen vermittelten Lehrinhalten vermissen. ‘Die Studieninhalte sind zu abstrakt – eine isolierte Welt’ (Fb. Nr.160). ‘Die Inhalte der Vorlesungen bewegten sich weit ab von den eigenen Vorstellungen’ (Fb. Nr.136).“ (ebd., S. 63)

Haben solche Studienfächer, die von Frauen häufiger gewählt werden, etwas, was die technischen Fächer *nicht* haben, obwohl bekannt ist, dass dort ein gutes Einkommen und ein sicherer Arbeitsplatz winken?

In ihrer Auswertung US-amerikanischer Untersuchungen zur strukturellen Ungleichheit im Hochschulsystem widerlegt Edit Kirsch-Auwärter den Mythos, die weibliche Fächer- und Themenwahl hätte mit „Rückzug“ oder „Ausweichen“ zu tun. „Frauen suchen vielmehr Studienobjekte, die einen inneren Wandel der mit ihnen Befassten ermöglichen.“ (Kirsch-Auwärter 1992, S. 32) Vielfach belegt fand sie das „Bedürfnis, den Bezug zur analysierten Wirklichkeit nicht aufzugeben. Die Auswirkung der wissenschaftlichen Profession auf die Gesellschaft, und insbesondere auf die schwächsten Gruppen in ihr, stellen Frauen immer wieder als das dringendste Imperativ ihrer Arbeit dar.“ (ebd.)

Die InitiatorInnen des Internationalen Frauenstudiengangs Informatik (IFI) an der Hochschule Bremen zogen Konsequenzen aus der Kenntnis von Faktoren, die ein technisches Studium für Frauen attraktiv machen. Bei der Werbung für den Studiengang betonten sie, „dass Interesse/Neugier zwingende Voraussetzungen sind und eine einseitige Orientierung auf sichere Berufsperspektiven nicht ausreicht (Modellstudiengang 2001, S. 4). Die Studentinnen bringen ein breites Interessenspektrum mit: „Über die Hälfte der Studentinnen hätte sich genauso gut vorstellen können, ein anderes (nicht mathematisch-technisches) Fach zu studieren.“ (ebd.)

Der erste Zwischenbericht zieht Bilanz. „Der Studiengang legt einen Schwerpunkt auf handlungs- und erfahrungsorientierte Lernformen. Dieser Ansatz wird von der Studentinnen sehr gut aufgenommen und trägt wesentlich dazu bei, dass sich das Interesse der Studentinnen an der Informatik verfestigt“ (Modellstudiengang 2001, S. 4). „Aus den Erfahrungen des ersten Jahrganges wurde (...) deutlich, dass eine sichere Berufsperspektive für die Studentinnen wichtig ist, aber eben nicht so wichtig, dass sie deshalb ein uninteressantes Studium in Kauf nehmen würden.“ (ebd., S. 15)

Neue Forschungsfragen

Sowohl für die Praxis der Studien- und Hochschulstrukturreform als auch für die Fachkulturforschung steht es an, zu erkunden, was genau Studiengänge für Frauen interessant macht.

Mit Sicherheit ist es nicht nur ein gutes Einkommen, doch es wäre ebenso verkürzt, den „ganzen Lebenszusammenhang“ auf eine bessere Vereinbarkeit des Berufs mit Familienaufgaben zu reduzieren. Gleiche Erwerbchancen auf der Grundlage partnerschaftlicher Aufteilung der Reproduktionsaufgaben bilden für Frauen erst die Voraussetzung, ihre Interessen zu entfalten und durch dieses Veränderungspotenzial die Ingenieurwissenschaften zu bereichern. Die forschungsrelevanten Fragen fangen an diesem Punkt erst an, denn Charakteristika wie Entwicklung der Persönlichkeit durch Auseinandersetzung mit dem Studienobjekt, Rückkopplung des Lernstoffs an die eigenen Erfahrungen, Einbeziehen der Auswirkungen des professionellen Handelns auf die Gesellschaft, gehören bisher nicht zum Image der Ingenieurwissenschaften. Sie scheinen jedoch wichtig zu sein, wenn nach einer Attraktivitätssteigerung der Ingenieurstudiengänge für Frauen gefragt wird.

Die Entwicklung eines geschlechtsspezifischen Instrumentariums für die Fachkulturforschung in den Ingenieurwissenschaften ist mit zwei Herausforderungen konfrontiert. Zum einen ist über die Wirklichkeit von Ingenieurinnen und die ausschließenden Faktoren der männlichen Fachkultur immer noch zu wenig bekannt. Zum anderen steht es an, sich von der Grundannahme zu lösen, eine bessere Vereinbarkeit von beruflichen und familiären Aufgaben sei der Schlüssel zur Attraktivitätssteigerung des Ingenieurstudiums für Frauen bzw. dies sei überhaupt ein exklusives Frauenthema.

Versuche der Ausweitung des Fragenspektrums müssen scheitern, wenn dies als oberflächliche Addition zur herkömmlichen Perspektive geschieht; eine Perspektive die meint, ohne wissenschaftliche Reflexion der Geschlechterverhältnisse auszukommen. Die – schon etwas ältere – Studie „Frauen aus technischen und naturwissenschaftlichen Studiengängen. Ein Vergleich der Berufsübergänge von Absolventinnen und Absolventen“ (Minks 1996) enthält ein plakatives Beispiel: Zwei von ca. 50 Fragen wagen sich auf neues Terrain: Sie thematisieren „Lebensziele“ bzw. „berufliche und außerberufliche Perspektiven für die nächsten fünf Jahre“ (ebd., S. 38ff). Durchgängig deutlich mehr Männer als Frauen geben an, sich „der Familie widmen“ zu wollen (Männer: zwischen 56 und 69%, Frauen: zwischen 38 und 55%). Dieses interessante Ergebnis erweist sich im Vergleich mit den Angaben zu beruflichen und außerberuflichen Perspektiven für die nächsten fünf Jahre allerdings als Missverständnis: Nur 1 bis 3% der Absolventen unterschiedlicher technisch-naturwissenschaftlicher Universitätsstudiengänge haben vor, in Erziehungsurlaub zu gehen, hingegen zwischen 6 und 20% der Absolventinnen.

Der Autor erklärt diese Diskrepanz mit dem unterschiedlichen „Deutungsgehalt“ des Begriffs „sich der Familie widmen“, denn für die Absolventinnen würde dieses Lebensziel „den Verzicht auf eine berufliche Tätigkeit einschließen“, für die Absolventen nicht (ebd., S. 40). Dass diese erhobenen Daten „geschlechtstypische Wertorientierungen“ (ebd., S. 39) bestätigen, kann nur als „self fulfilling prophecy“ bezeichnet werden. Die Schwierigkeit der Thematisierung handlungsleitender Wertvorstellungen für berufliche und außerberufliche Ziele unter der Prämisse, beiden Geschlechtern innovative Denkräume zu eröffnen, wurde vom Autor offensichtlich unterschätzt.

Der durch Sommerhochschulen, Schnupperstudien, den Girls' Day etc. beschleunigte Zustrom von Studentinnen in die Ingenieurstudiengänge bietet eine große Chance, verkrustete Strukturen der Ingenieurausbildung aufzubrechen und der technologischen Entwicklung insgesamt innovative Impulse zu geben. Die Fachkulturforschung kann

dies durch das Maß, in dem sie die Lebenserfahrungen von Frauen wertschätzt unterstützen oder bremsen. Als minimale Anforderung sollte ein Fragenkatalog die Existenz und Interdependenz der Bereiche „Berufsarbeit“ und „soziale Reproduktion“ anerkennen und auch männliche Absolventen explizit danach befragen, wie sie ihrer Verantwortung für die soziale Reproduktion nachzukommen gedenken. Wird dies versäumt, besteht die Gefahr, Frauen im Ingenieurberuf erneut als Abweichung von der männlichen Norm zu konstruieren. Solche Studien können die sich abzeichnende Tendenz zur „segregierten Partizipation“ verstärken, d.h. die Schaffung zweitklassiger – Vereinbarkeit von Berufs- und Familienaufgaben ermöglichende – Ingenieurarbeitsplätze speziell für Frauen.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkirchner, Lilo/Wagner, Ina (Hgg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985, Wien 1985.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun Axeli: Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute, Bonn 1987.
- Hermanns, Harry: Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren. Eine biografieanalytische Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews, Dissertation an der Gesamthochschule Kassel 1982.
- Heublein, Ulrich/Sommer, Dieter: Lebensorientierungen und Studienmotivation von Studienanfängern, HIS-Kurzinformation A5/2000, Hannover 2000.
- Kirsch-Auwärter, Edit: Überidentifikation und Unterbezahlung. Strukturbedingungen weiblicher Professionalisierung im Hochschulsystem, in: Forum Wissenschaft, Jg. 9, Heft 4/92, S. 28-32.
- Lewin, Karl: Studienabbruch und Berufswahl von Frauen in Natur- und Ingenieurwissenschaften, in: Erlemann, Christiane/Hädrich-Meyer, Sybille/Möller, Martina/Richard, Hans Albert/Voß, Jürgen (Hgg.): Abschlusstagung des Modellversuchs „Förderung von Studentinnen im Grundstudium in natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fächern“, Kurzfassungen der Tagungsbeiträge, Paderborn 1994.
- Middendorf, Elke: Kinder eingeplant? Lebensentwürfe Studierender und ihre Einstellung zum Studium mit Kind. HIS-Kurzinformation A4/2003, Hannover 2003.
- Minks, Karl-Heinz: Frauen aus technischen und naturwissenschaftlichen Studiengängen. Ein Vergleich der Berufsübergänge von Absolventinnen und Absolventen, HIS GmbH, Reihe Hochschulplanung Bd. 116, Hannover 1996.
- Minks, Karl-Heinz/Heine, Christoph/Lewin, Karl: Ingenieurstudium: Daten, Fakten, Meinungen, Hannover 1998.
- Modellstudiengang „Internationaler Frauenstudiengang Informatik (IFI)“ an der Hochschule Bremen. 1, Zwischenbericht, unveröffentl. Manuskript, Bremen 2001.
- Neef, Wolfgang: Ingenieure. Entwicklung und Funktion einer Berufsgruppe, Köln 1982.
- Roloff, Christine/Metz-Göckel, Sigrid/Koch, Christa/Holzrichter, Elke: „Nicht nur ein gutes Examen“, Dortmunder Beiträge zur Hochschuldidaktik Band 11, Dortmund 1988.
- Schultz, Dagmar: „Das Geschlecht läuft immer mit...“ Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler 1991.
- Schwarze, Barbara (Hg.): Bund-Länder-Modellversuch „Frauen im Ingenieurstudium an Fachhochschulen. Geschlechtsspezifische Aspekte in Lehre und Studium“, unveröffentl. Abschlussbericht der Fachhochschule Bielefeld, Bielefeld 1998.

*Dr. Christiane Erlemann
Technische Fachhochschule
Berlin
Luxemburger Str. 10
13353 Berlin
Email: erlefrau@tfh-berlin.de*

Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie

Das Kompetenzzentrum initiiert und koordiniert im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend seit 2000 bundesweit Projekte und Initiativen, um die Beteiligung von Frauen an ingenieur- und naturwissenschaftlichen Berufsfeldern sowie in der Informatik zu erhöhen.

Einige Handlungsfelder des Kompetenzzentrums und deren erfolgreiche Umsetzung stellen im Folgenden die Arbeitsweise vor:

Bewusstseinswandel in der Berufsorientierung

Der Einfluss gesellschaftlicher Normen und Werte auf das Berufswahlverhalten von Mädchen und Jungen ist hoch. Dementsprechend können Projekte, die Frauen und Mädchen für technische Aus- und Weiterbildungen motivieren wollen, nur Erfolg haben, wenn sie in der Öffentlichkeit breite Zustimmung gewinnen und die wesentlichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Akteurinnen und Akteure einbinden.

z.B.: Projekt Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag – Bundesweite Kampagne zur Erweiterung des Berufswahlspektrums von Mädchen mit mehr als 100.000 beteiligten Mädchen, 3.800 Veranstaltungen und 170 beteiligten regionalen Arbeitskreisen in 2003: Das Lenkungsteam unter Beteiligung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, der Initiative D21, der Bundesanstalt für Arbeit, des Deutschen Gewerkschaftsbundes sowie aller Spitzenverbände der Deutschen Wirtschaft trägt neben der Einbeziehung einer breiten Öffentlichkeit zum Erfolg des Girls' Day bei (vgl. www.girls-day.de).

Stärkung der Technik- und Medienkompetenz von Frauen und Mädchen

Informations- und Kommunikationstechnologien sind zu einem normalen Bestandteil des Alltags geworden. Dementsprechend ist der Erwerb umfassender Technik- und Medienkompetenz eine wesentliche Voraussetzung für die aktive Teilnahme am Berufs- und Arbeitsleben.

z.B.: Aktion Frauen ans Netz – Bundesweites Angebot zur Vermittlung von Onlinekompetenz von Frauen für Frauen mit inzwischen weit über 120.000 Schulungen insgesamt und 30.000 neuen Plätzen in 2003: Zielgruppengenaue Angebote, z.B. für Frauen in den neuen Bundesländern oder für Frauen ab 60 Jahren sind neben der Kompetenz der Trainerinnen ein Garant für den Erfolg der Aktion (vgl. www.frauen-ans-netz.de).

Anstoß landesweiter und regionaler Initiativen

Der breite Ansatz des Kompetenzzentrums wird in zahllosen Projekten auf der Ebene der Länder und der Kommunen aufgenommen, ergänzt und in regionalspezifische Basisaktionen umgesetzt.

z.B. Kompetenzz: Kompetenzzentren und Frauen-Technik-Netzwerke werden nach dem Vorbild des Kompetenzzentrums regional aufgebaut (Mecklenburg-Vorpommern, Baden-Württemberg) (vgl. www.kompetenzzentrum-mv.de / www.netzwerk-fit.de).

z.B. Girls' Day: Länder und Kommunen veranstalten in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum einmal jährlich einen Zukunftstag für Mädchen (vgl. www.girlsdayinniedersachsen.de).

Mehr Chancengleichheit und Steigerung der Ausbildungsqualität in IT-Berufen

Durch zielgruppenspezifische Veranstaltungen, Qualitätsüberprüfung und Verbesserung der Ausbildungsqualität wird die Chancengleichheit in den IT-Ausbildungen erhöht.

z.B.: Projekt idee_it (1) – Bundesweites Ausbildungsprojekt für Mädchen und junge Frauen in IT- und Medienberufen: Die im Projekt entwickelte zielgruppenspezifische Informationskampagne „idee_it – Kick-off“, ein Mix aus Information, Beratung und Event, wird bundesweit in Kooperation mit über 100 Unternehmen und Kammern durchgeführt und erreicht in hohem Maße die Zielgruppe (jeweils bis zu 1.500 Mädchen pro Veranstaltung).

z.B.: Projekt idee_it (2) – Steigerung der Ausbildungsqualität: Durch jährliche bundesweite Onlinebefragungen in allen Ausbildungsjahrgängen erfolgt eine Qualitätsrückmeldung durch weibliche und männliche Auszubildende in den IT-Berufen. Auf der Basis dieser Befragung werden Gender-Workshops mit Ausbilderinnen und Ausbildern erprobt, in denen neue Empfehlungen entwickelt werden (vgl. www.ideo-it.de).

Benchmarking und Best Practice

Die Einwerbung neuer Zielgruppen gewinnt für die Bildungsinstitutionen zunehmend an Bedeutung. Reformierte Studiengänge, Sommerhochschulen und Mentoringprojekte machen das Bemühen der Hochschulen deutlich, ihre technischen Fachbereiche attraktiver für Frauen zu gestalten. Das Kompetenzzentrum unterstützt diese Hochschulen in besonderem Maße und bindet Unternehmen in die Aktivitäten ein.

z.B.: Projekt be.physical – Frauen erobern Naturwissenschaft, IT und Technik: Ein im Projekt durchgeführtes Hochschulranking soll aufzeigen, welche Hochschulen ihre technischen und naturwissenschaftlichen Fachbereiche so (um)gestalten, dass sie attraktiv für Frauen sind. Studienbewerberinnen können so zukünftig neue Faktoren in ihre Hochschulentscheidung einbeziehen (vgl. www.be-physical.de).

Dialog mit der Fachöffentlichkeit

Das Kompetenzzentrum stößt bundesweit Initiativen und Fachdiskussionen mit Partnerinnen und Partnern aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Forschung für die Durchsetzung der Chancengleichheit in Informationsgesellschaft und Technologie an.

z.B. Fachkonferenz „Impulse nutzen“ – Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre“: Die Konferenz vom 1./2. Februar 2002 in München initiierte eine Diskussion zwischen Wirtschaft, Hochschulen und Verbänden über die praktische Umsetzung der Studienreform in Informatik, Ingenieur- und Naturwissenschaften durch Gender Mainstreaming (vgl. www.impulse-nutzen.de).

z.B. Fachkongress „Women in Science – Die Chemie muss stimmen“ - Kongress am 14. September 2003 in Mainz mit dem Ziel, die Chancengleichheit für Frauen in Wissenschaft und Wirtschaft durch aktives Networking nachhaltig zu unterstützen (vgl. www.women-in-science.de).

Projekt- und Konzeptberatungen

Das Kompetenzzentrum bietet umfassende Beratung beim Aufbau und der Entwicklung neuer Ausbildungs- und Studiengänge sowie bei der Konzeption neuer Maßnahmen auf Bundes- und Landesebene.

z.B. Monitoring von Fachprogrammen: Wissenschaftliche Begleitung des Fachprogramms zur Förderung von Frauen in Ingenieur- und Naturwissenschaften des niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur (vgl. www.top.uni-hannover.de).

Ein neuer Internet-Service des Kompetenzzentrums Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie [www.kompetenzz.de] bietet *geschlechterdifferenzierte Statistiken* für naturwissenschaftliche und technische Bereiche.

Die für das Internet aufbereiteten „Daten & Fakten“ beziehen sich auf die Bereiche Zugangschancen zur Technik, Schule, Ausbildung, Studium, Wissenschaft, Forschung und Beruf. Sie bieten einen bundesweiten Überblick über die Entwicklung in naturwissenschaftlicher und technischer Ausbildung und zeigen Trends auf. Die Daten werden kontinuierlich aktualisiert und fortgeschrieben.

Ermutigend ist der erkennbare Aufwärtstrend beispielsweise in der Fächergruppe der Ingenieurwissenschaften. Waren 1975 nur 5% der Absolventen weiblich, so waren es 2001 bereits 20%. Ein Blick auf die einzelnen Ingenieurstudiengänge zeigt jedoch erhebliche Unterschiede. So begannen 2001 nur 9,8% Frauen ein Studium der Elektrotechnik, im Fachbereich Architektur hingegen waren es bereits 53%.

Damit wird offensichtlich, dass alle Bereiche differenziert betrachtet werden müssen, um gender-perspektivisch genau argumentieren zu können. Ziel des Kompetenzzentrums ist es, nach Geschlecht differenzierte Statistiken schneller, effektiver und kontinuierlich für die Ausbildungen und Studiengänge in Naturwissenschaft und Technik zu erstellen, um frühzeitig den Handlungsbedarf für Politik, Ausbildungseinrichtungen, Hochschulen und Wirtschaft deutlich zu machen. Das Kompetenzzentrum kooperiert hier vor allem mit dem Statistischen Bundesamt, der HIS GmbH und der Bundesanstalt für Arbeit (IAB) und bietet Daten zu folgenden Bereichen:

- zur Internetnutzung von Frauen und Männern.
- zur naturwissenschaftlichen/technischen Orientierung von Schüler und Schülerinnen in der Sekundarstufe II.
- zum Frauenanteil in den technisch/naturwissenschaftlichen Fächern: Studienanfängerinnen, Promovendinnen bis hin zur Besetzung von Professuren.
- zur Entwicklung des Frauenanteils in den neuen Medienberufen und den IT-Berufen im Vergleich zum Berufswahlverhalten von Frauen und Männern.
- zu den Beschäftigten in technischen und naturwissenschaftlichen Berufen.

Träger des Kompetenzzentrums ist der Verein Frauen geben Technik neue Impulse e.V.

*Barbara Schwarze, Geschäftsführung
Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie
Wilhelm-Bertelsmann-Straße 10
33602 Bielefeld
fon: 05 21.1 06.73 23, fax: 05 21.1 06.71 71
eMail: info@kompetenzz.de, URL: <http://www.kompetenzz.de>*

Im Folgenden werden beispielhaft zwei Projektevaluationen vorgestellt: Die Evaluation des Girls´Day - Mädchen-Zukunftstag 2002 und die Ergebnisse der ersten Erhebungsphase der *idee_it*-Ausbildungsbegleitforschung „Frauen und Männer in der IT-Ausbildung“

Wenka Wentzel

Evaluation des Girls´Day - Mädchen-Zukunftstag 2002

Der Girls´Day

Der Girls´Day findet jährlich am vierten Donnerstag im April statt. Zum zweiten bundesweiten Girls´Day am 25. April 2002 luden mehr als 1.200 Unternehmen, Forschungseinrichtungen und Institutionen über 42.000 Schülerinnen der Klassen 5 bis 10 zu einem Besuch ihrer Arbeitsstätten ein. Insbesondere zukunftsorientierte, technische und technikleibere Berufsfelder, die Mädchen im Prozess der Berufsorientierung immer noch zu selten in Betracht ziehen, sollen auf diese Weise in das Blickfeld der Teilnehmerinnen rücken. Die Schülerinnen lernen am Girls´Day anhand praktischer Erfahrungen, wie interessant und spannend beispielsweise die Arbeit einer Informatik-Kauffrau, einer Biophysikerin oder einer Tontechnikerin sein kann. Durch ihre aktive Teilnahme sollen sie motiviert und ermutigt werden, ihre Wahlmöglichkeiten wahrzunehmen und sich für eine qualifizierte Berufsausbildung oder ein Studium sowie eine spätere Berufstätigkeit auch in derzeit „frauenuntypischen“ Berufsfeldern zu entscheiden. Außerdem erhalten sie die Gelegenheit, Kontakte zu möglichen Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern zu knüpfen. Gleichzeitig bietet der Girls´Day auch den teilnehmenden Organisationen als potentiellen Arbeitgebern die Möglichkeit, die Fähigkeiten und das Engagement von Mädchen kennen zu lernen und kann ihre Bereitschaft, gezielt junge Frauen anzusprechen und sie häufiger einzustellen, erhöhen. Lehrerinnen und Lehrer werden aufgefordert, den Aktionstag an den Schulen vor- und nachzubereiten. Das eröffnet die Chance, die Lehrenden für dieses Thema zu sensibilisieren und die Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Berufswahlprozessen an den Schulen zu fördern. Mit ihrem multidimensionalen Ansatz soll die Aktion langfristig einen Beitrag zur weiteren Verwirklichung der Chancengleichheit von Frauen und Männern im Arbeits- und Berufsleben leisten.

Das Projekt „Girls´Day – Mädchen-Zukunftstag“ wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert. Darüber hinaus wird das Projekt von einem breiten Aktionsbündnis getragen und unterstützt. Das Aktionsbündnis besteht aus dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, dem Deutschen Gewerkschaftsbund, der Bundesanstalt für Arbeit, der Initiative D21, dem Deutsche Industrie- und Handelskammertag, dem Zentralverband des Deutschen Handwerks und dem Bundesverband der Deutschen Industrie.

Die Evaluation des Girls´Day 2002

Der Girls´Day ist mittels einer standardisierten Fragebogenvollerhebung ausgewertet worden. Die Evaluation des Girls´Day 2002 wurde vom Wilhelm-Bertelsmann-Verlag veröffentlicht und ist im Frühling 2003 unter dem Titel „Girls´Day – Mädchen-



Zukunftstag. Berufswahlorientierung aus Sicht von Mädchen, Schulen und Betrieben/ Institutionen: Evaluation 2002“ erschienen.

Der Evaluation liegen die Rückmeldungen von über 12.500 Mädchen, 620 Organisationen, welche die Mädchen am Aktionstag zu sich einluden und 430 Lehrer/innen zugrunde. Die Mehrheit der Mädchen, die am Girls´Day teilnahmen, war zwischen 13 und 15 Jahren alt (56%), 24% waren älter als 15 Jahre und 17% zwischen 10 und 12 Jahren alt. Knapp die Hälfte der Organisationen waren Unternehmen und Betriebe, 19% waren Behörden und 11% Bildungseinrichtungen.

Der Fokus der Erhebung liegt auf drei Bereichen:

- der konkreten Durchführung, Vor- und Nachbereitung des Aktionstages,
- der Berufswahlorientierung von Mädchen sowohl aus ihrer eigenen Sicht als auch aus der Perspektive der Schulen und der am Girls´Day beteiligten Organisationen und
- der Ermittlung der möglichen Auswirkungen, die der Girls´Day auf die Berufswahlorientierung der Teilnehmerinnen hat.



Resonanz auf den Girls´Day

Der Girls´Day stieß bei den Mädchen größtenteils auf sehr positive Resonanz: insgesamt 85% der befragten Teilnehmerinnen gaben an, dass ihnen der Tag „sehr gut“ oder „gut“ gefallen hat. Besonders gern nahmen die Mädchen an Mitmach-Aktivitäten und Führungen durch die Organisationen teil. 62% der Mädchen gaben an, im nächsten Jahr wieder am Girls´Day teilnehmen zu wollen, weitere 33% waren sich noch unschlüssig darüber.

Die Veranstalter/innen in den Organisationen konnten sich zu 91% vorstellen,

im nächsten Jahr wieder einen Girls´Day anzubieten. Die Organisationen berichteten über eine positive Resonanz auf den Aktionstag seitens der Mädchen und innerhalb ihres Betriebes sowie über ein großes Presseecho. Die Lehrer/innen waren im Gegensatz zu den beiden anderen befragten Gruppen geteilter Meinung in Hinblick auf die Bewertung des Tages. Als zufrieden mit dem Girls´Day bezeichneten sich 38%, als teilweise zufrieden 36% und als unzufrieden 21% der Lehrenden. Das Interesse der Schülerinnen, dem Engagement der Organisationen und die Resonanz ihrer Kolleg/innen auf den Tag erschien ihnen teilweise unzureichend.

Berufliche Orientierung von Mädchen aus Sicht von Schulen und Organisationen

Die Schulen sind eine wichtige Instanz für die Berufsorientierung von Mädchen. Sie vermitteln sowohl über einzelne Schulfächer als auch über die allgemeine Darstellung von Geschlechterrollen im Unterricht Vorstellungen von beruflichen Optionen von Frauen und Männern. Es ist deshalb wichtig, dass bei den Lehrenden eine Sensibilität für die Thematik der geschlechtsspezifischen Berufswahl besteht. Durch geschlechterdifferenzierte Unterrichtskonzepte kann dazu beigetragen werden, Geschlechterstereotype aufzubrechen und Mädchen in der Wahrnehmung ihrer Interessen und Fähigkeiten zu stärken (vgl. Schwarze 2002, S. 116). Auch Unternehmen und Institutionen kommt als zukünftigen potentiellen Arbeitgebern eine wichtige Rolle bei der Berufswahl von

Mädchen zu. Durch personalpolitische Maßnahmen und familienfreundliche Arbeitsmodelle können sie für die Gleichstellung von Frauen sorgen.

Um die Haltung von Schulen und Unternehmen zu der Stärkung von Mädchen und jungen Frauen in technischen Berufen zu ermitteln, wurden sie sowohl nach ihrer Einschätzung gefragt, welche Maßnahmen erforderlich sind, um Mädchen für technische Berufe zu gewinnen, als auch nach den von ihnen tatsächlich realisierten Maßnahmen.

Die befragten Schulen geben zu 34% an, Mädchen durch spezifische Maßnahmen in der Wahl von (informati- ons-)technischen und naturwissen- schaftlichen Berufen zu bestärken. Dies geschieht vor allem durch die besondere Berücksichtigung von Chancengleichheit im Unterricht (49%), die Durchführung von Ergän- zungskursen ausschließlich für Schü- lerinnen (43%) und die Kooperation mit Betrieben (39%).



Als besonders effizient betrachten die Lehrenden vor allem Ansätze, die den Praxiskontakt der Schülerinnen erhöhen und die Durchführung spezieller Bildungsangebote für Mädchen.

Ansätze, die in den Organisationen ergriffen werden, um Mädchen verstärkt auf Berufe im naturwissenschaftlich-technischen Bereich aufmerksam zu machen, sind vor allem die Zusammenarbeit mit Schulen (43%), die Durchführung von Schnupperkursen für Mädchen (35%) und technikorientierte Praktika (34%). Darüber hinaus werden auch überregionale Aktionen wie der Girls`Day und innerorganisatorische Maßnahmen wie eine familienorientierte Personalpolitik als effizient eingeschätzt.

Auffällig ist hier, dass sowohl Schulen als auch Organisationen es für besonders wichtig halten, dass Mädchen praktische Erfahrungen in technisch-naturwissenschaftlichen Berufsfeldern sammeln, was vor allem durch Kooperationen zwischen Schulen und Unternehmen ermöglicht werden kann. Der Girls`Day bietet den Schulen und Unternehmen Rahmenbedingungen, Kontakte aufzubauen und zu vertiefen.

Die Berufswahlorientierung von Mädchen

Das berufliche Spektrum von jungen Frauen ist sowohl im dualen System als auch in Bezug auf die Studienwahl gegenüber dem der jungen Männer deutlich eingeschränkt. Über 50% der jungen Frauen finden sich in nur zehn Ausbildungsberufen, während junge Männer sich nur zu 35% in den „Top Ten“ der von ihnen präferierten Berufe wieder finden (vgl. Berufsbildungsbericht 2003, S. 107). Auch die Studienwahl ist deutlich geschlechtsspezifisch geprägt. Die geringsten Frauenanteile sind in den ingenieurwissenschaftlichen Fächern zu verzeichnen. Allerdings sind hier in den letzten Jahren durchaus Veränderungen feststellbar. So ist der Anteil von Frauen in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern im Studienjahr 2.000 auf 37% und in den Ingenieurwissenschaften auf 22% gestiegen. (vgl. BLK 2002, S. 43 ff.).

Die Akzeptanz der Mädchen naturwissenschaftlichen und technischen Schulfächern gegenüber ist jedoch höher, wie ihre spätere Berufswahl vermuten lassen: Zwar ziehen die befragten Teilnehmerinnen des Girls`Day die Fächer Sport sowie Kunst/

Musik allen anderen Fächern vor (77% bzw. 74% der Mädchen gefallen diese Fächer gut), aber auch Chemie und Physik werden von jeweils mindestens 30% der Mädchen als „gut“ bewertet, der Mathematikunterricht sogar von 48%. Dieser große Anteil von Mädchen, die mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer für gut befinden, zeigt, dass durchaus viele Mädchen ein inhaltliches Interesse an einer Berufstätigkeit in diesen Bereichen haben könnten.

Nach dem Interesse für berufliche Tätigkeitsfelder befragt, können sich jeweils rund ein Drittel der Mädchen vorstellen, in den Arbeitsfeldern Informations- und Kommunikationstechnologie, Multimedia und Wissenschaft/Forschung tätig zu sein. Auch im Ingenieurwesen, im Handwerk und im Bereich Technik können sich jeweils über 20% der Mädchen eine Berufstätigkeit vorstellen.

Ein Vergleich der Präferenzen der Mädchen für einzelne Schulfächer mit ihren Berufswünschen lässt Rückschlüsse darauf zu, inwieweit die berufliche Orientierung von der thematischen Ausrichtung der Mädchen abhängt. So lässt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Interesse für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer mit einer Präferenz für Ingenieurwissenschaften feststellen, wie auch dem Interesse an Physik und Chemie mit dem Berufswunsch im Bereich Wissenschaft/Forschung. Der Wunsch nach einer beruflichen Tätigkeit in den Bereichen Multimedia sowie Informations- und Kommunikationstechnologien dagegen ist nicht an eine Präferenz für mathematisch-naturwissenschaftliche Schulfächer gebunden. Die „traditionellen“ technischen

Berufe werden von den befragten Mädchen offensichtlich stark mit als „trockenen“ empfundenen Inhalten verbunden und deshalb sogar nur von einem Teil der Mädchen in Erwägung gezogen, die eine Affinität für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer haben. Berufe in den Bereichen Multimedia und IT dagegen scheinen als breiter gefächert betrachtet zu werden und sind somit für ein größeres Spektrum von Mädchen von Interesse. Das bestätigt die Untersuchung von Struwe zu den Motiven von Mädchen bei der Wahl von IT-Berufen, die zu der Folgerung kommt, dass junge Frauen im Gegensatz zu jungen Männern die Assoziation eines Berufes mit „Neuen Medien“ als positiver als wahrnehmen als eine Verknüpfung mit „Technik“ (2003, S. 33).



Alter und Schultyp der Teilnehmerinnen

Die beruflichen Präferenzen der Befragten variieren nach Alter und dem Schultyp, den die Befragten besuchen. Während die Hauptschülerinnen in ihrem Berufswahlspektrum eher auf Tätigkeitsfelder festgelegt sind, die sich traditionellen Frauenberufen zuordnen lassen, umfassen die von Gymnasiastinnen genannten Vorlieben für berufliche Bereiche auch informationstechnische und naturwissenschaftliche Arbeitsfelder.

Mädchen unterschiedlicher Altersklassen lassen verschiedene Berufsvorstellungen erkennen: Mädchen zwischen zehn und zwölf Jahren nennen Wunschberufe, die ein Bedürfnis nach Abenteuer und Erlebnissen oder aber idealistischen Zielsetzungen erkennen lassen, aber vergleichsweise wenig konkret aus einer Auseinandersetzung mit der Berufswelt resultieren. Dabei beziehen sie technische und naturwissenschaftliche Berufe unbefangenen in ihre Wünsche mit ein. Mädchen zwischen dreizehn und fünfzehn Jahren weisen in ihrer beruflichen Orientierung eine stärkere Auseinandersetzung mit

den Gegenbenheiten des Arbeitsmarktes auf. Allerdings nennen sie sehr selten Berufe, die als geschlechtsuntypisch gelten. Die Befragten, die über fünfzehn Jahre alt sind, sind noch stärker an der Arbeitsmarktsituation orientiert und nennen ein größeres Spektrum von Berufen als Wunschberufe. Dabei zeigen sie auch Interesse auch an Berufen im Bereich Multimedia und IuK.

Der Girls´Day schlägt sich damit unterschiedlich auf verschiedene Altersgruppen nieder: Während die jüngeren Mädchen unbefangen neue Möglichkeiten testen und sie bei Gefallen in ihre momentanen beruflichen Vorstellungen integrieren, nutzen die älteren den Tag öfter, um vorhandene Berufswünsche zu überprüfen oder zu konkretisieren. Insofern ist es ratsam, das Aktionsprogramm für Gruppen von jüngeren Mädchen altersgerecht als Schnuppertag zu gestalten, um ihnen generell Eindrücke von technischen und naturwissenschaftlichen Berufen zu vermitteln. Ältere Mädchen sollten die Gelegenheit haben, gezielt einzelne Berufe kennen zu lernen.

Berufswahlorientierung unter Einfluss des Girls´Day

Über ein Drittel der befragten Mädchen (37%) würden gern ein Praktikum in der Organisation oder dem Betrieb machen, die bzw. den sie am Girls´Day besucht haben. Offensichtlich ist bei ihnen ein Interesse an einer genaueren Beschäftigung mit dem vorgestellten beruflichen Bereich entstanden. Nach den Auswirkungen des Girls´Day auf ihren Berufswunsch befragt, antworteten 13%, dass sie einen neuen Berufswunsch entwickelt haben und weitere 12% sprachen von einer Bestätigung ihres Berufswunsches. Ein Viertel der Befragten hat sich also durch den Girls´Day einem Berufswunsch im naturwissenschaftlich-technischen Bereich weiter angenähert.

Ein Vergleich der Berufswünsche von Gruppen von Mädchen, die in unterschiedlichen Unternehmen am Girls´Day teilgenommen haben, zeigt, dass ihre beruflichen Präferenzen durch die in den verschiedenen Aktionsprogrammen präsentierten Berufsbilder beeinflusst worden sind: Sie geben zu größeren Anteilen die Berufsbilder als Wunschberufe an, die in den jeweiligen von ihnen besuchten Aktionsprogrammen präsentiert worden sind. Auch hier zeigt sich, dass der Girls´Day durchaus einen Einfluss auf die Berufsorientierung der Mädchen hat.

Allerdings kann durch die Befragung der Mädchen direkt im Anschluss an das Aktionsprogramm nur der unmittelbare Einfluss des Girls´Day ermittelt werden. Langfristige Tendenzen in der Berufswahlorientierung der Mädchen können nur durch weitere Erhebungen erfasst werden.

Literatur

- Bund-Länder-Kommission, 2002: Frauen in den ingenieur- und naturwissenschaftlichen Studiengängen. Bericht der BLK vom 2. Mai 2002, Bonn.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2002: Berufsbildungsbericht 2003, Bonn
- Frauen geben Technik neue Impulse (Hg.), 2003: Girls´Day - Mädchen-Zukunftstag. Berufswahlorientierung aus Sicht von Mädchen, Schulen und Betrieben/Institutionen: Evaluation 2002. Bielefeld.
- Frauen geben Technik neue Impulse (Hg.)/Ulrike Struwe, 2003: Frauen und Männer in der IT-Ausbildung. Eine Auswertung der *idee_it*-Ausbildungsbegleitforschung, Bielefeld.
- Schwarze, Barbara, 2002: Ergebnisbericht zur Podiumsdiskussion: Vielfalt und Chancengleichheit in Schule und Hochschule - Kreative Ansätze und konkretes Benchmarking in Informatik, Ingenieur- und Naturwissenschaften. In: Frauen geben Technik neue Impulse e.V. (Hg.): Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre. Gender Mainstreaming als Impuls und Motor für die Studienreform in Informatik, Ingenieur- und Naturwissenschaften, Dokumentation der Konferenz vom 1./2. Februar 2002 in München. Bielefeld, S. 116-118.

Wenka Wentzel
Kompetenzzentrum
Frauen in Informationsge-
sellschaft und Technologie
Projekt Girls´Day -
Mädchen-Zukunftstag
fon: 0521-106-7349
email:
wentzel@girlsday.de

Ulrike Struwe

Ergebnisse der ersten Erhebungsphase der *idee_it*-Ausbildungsbegleitforschung

Ausgangslage

Die neuen IT- und Medienberufe haben Karriere gemacht. Die von Bundesregierung und Wirtschaft angestrebte Zahl von 60.000 Ausbildungsplätzen in 2003 wurde bereits 2001 mit fast 70.000 Ausbildungsstellen weit übertroffen. Dieser Erfolg muss allerdings differenziert werden. Während die Medienberufe durchschnittlich zur Hälfte von Frauen gewählt werden, ist ihr Anteil an den IT-Berufen im Mittel mit 14 % deutlich geringer. Beiden Berufsgruppen ist gemein, dass sie durch die Arbeit mit Informationstechnologien geprägt sind, dennoch variiert der Anteil an Frauen in beiden Berufsgruppen erheblich.

Der geringen Beteiligung von Frauen in technischen Berufen widmen sich vielfältige Akteure. Zahlreiche Studien, Projekte und Kampagnen verfolgten und verfolgen bundesweit das Ziel, das Berufswahlverhalten von Mädchen zu untersuchen und ihr Berufswahlspektrum zu erweitern.¹ Spezielle Projekte konzentrieren sich dabei auf die neuen IT-Berufe.² Auch zu diesen Berufen gibt es erste Studien und Beiträge, die sich vor allem auf allgemeine Akzeptanz- und Umsetzungsaspekte der IT-Ausbildung innerhalb der Unternehmen konzentrieren (vgl. Petersen/Wehmeyer 2002; Petersen/Wehmeyer 2001). Weitere Beiträge fokussieren auf mögliche Ursachen der geringen Beteiligung von Frauen in den IT-Berufen (Dietzen 2002). Eine systematische Untersuchung zur Situation vor, während und nach der Ausbildung aus der Perspektive beider Geschlechter fehlt bislang. Hier setzt die *idee_it*-Ausbildungsbegleitforschung an. Vor dem Hintergrund der geringen Beteiligungszahlen von Frauen in den IT-Berufen untersucht sie das Berufswahlverhalten, den Ausbildungsverlauf sowie den Übergang der weiblichen und männlichen Auszubildenden in den Beruf. Ziel der Erhebung ist die qualitative Verbesserung der Ausbildung für Frauen und Männer, um auf diesem Wege sowohl die Abbruchquote in den IT-Berufen zu verringern als auch zu einer gleichberechtigten Teilhabe beider Geschlechter in diesen Berufen beizutragen.

In der Ausbildungsbegleitforschung des Projektes *idee_it*³ des Kompetenzzentrums Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie werden mit Förderung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Kooperation mit der Initiative D21⁴ in drei aufeinander folgenden Jahren Erfahrungen weiblicher und männlicher Auszubildender in den neuen IT-Berufen erhoben.

Methode

Die Befragung ist als Online-Befragung konzipiert, d.h. die Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten die Möglichkeit, den Fragebogen im Internet online auszufüllen bzw. den Fragebogen als pdf-Dokument herunterzuladen und ihn per E-Mail oder postalisch an das Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie zu schicken (vgl. ADM 2001, S. 1). Für die erste Erhebungsphase, die im November 2002 stattgefunden hat, wurden vom Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie in Kooperation mit der Initiative D21 171 Unternehmenszentralen und Industrie- und Handelskammern (IHK) angeschrieben. Es handelt sich hierbei um Partnerunternehmen des Projektes *idee_it* und/oder der Initiative D21.⁵ Befragt wurden die Auszubildenden der Ausbildungsjahrgänge 2000, 2001 und 2002 der 1997 in Kraft getretenen IT-Ausbildungsberufe. An der Erhebung haben mit 152 Frauen und 522 Männern schließlich 674 Auszubildende teilgenommen.

Erste Ergebnisse

Vermutungen zur geringen Partizipation von Frauen an den IT-Berufen legen nahe, dass die niedrige Frauenbeteiligung an deren geringeren Zugang zum Computer liegt. Neuere Ergebnisse des Medienpädagogischen Forschungsverbandes Südwest zeigen, dass sich die Computernutzung zwischen den Geschlechtern innerhalb der letzten Jahre stark angeglichen hat und das noch 1998 bestehende Ungleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Computer-Nutzern 2002 so gut wie nicht mehr vorhanden ist (vgl. Feierabend/Klingler 2003, S. 28f.).

Trotz der Angleichung bei der Nutzung eines PCs scheinen insbesondere die Frauen ihre Computerkenntnisse gering einzuschätzen. Dies zeigen auch die Ergebnisse der *idee_it*-Ausbildungsbegleitforschung, denn vier von zehn Frauen, aber nur jeder siebte bis achte Mann äußern Bedenken, sich für eine Ausbildung in den neuen Berufen zu entscheiden. Diese geringe Selbsteinschätzung hinsichtlich der eigenen Computerkenntnisse mag ein Grund für die geringe Beteiligung der Frauen an den neuen IT-Berufen sein. Eine gezieltere Ansprache junger Frauen im Hinblick auf die neuen IT-Berufe könnte ein Weg zu deren stärkerer Beteiligung sein. Informationen zu den Berufen im Internet werden von den jungen Frauen als sehr hilfreich bzw. hilfreich eingeschätzt, auch wenn Frauen das Internet weniger nutzen als die Beratungen des Arbeitsamtes. Dieser Service wird von den Frauen bezüglich der neuen IT-Berufe als weniger hilfreich beschrieben.

Wesentliches Motiv für die Wahl einer IT-Ausbildung ist bei beiden Geschlechtern das Interesse an den neuen Medien. Während die Männer hauptsächlich aus technischem Interesse diese Berufe wählen, stehen für die Frauen vor allem die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten und eine erwartete positive Arbeitsmarktlage im Vordergrund.

Die Frauen, die sich für eine IT-Ausbildung entschieden haben, bewerten die Ausbildung insgesamt positiver als die Männer. Frauen favorisieren vor allem die Ausbildungsbereiche, die schwerpunktmäßig in ihrem Ausbildungsberuf vermittelt werden, d.h. in den technisch orientierten IT-Berufen bewerten sie die technischen Aspekte der Ausbildung und in den kaufmännisch orientierten IT-Berufen die kaufmännischen Inhalte der Ausbildung positiv. Die Männer hingegen präferieren sowohl in den technischen als auch in den kaufmännischen IT-Ausbildungen die technischen Ausbildungsinhalte. Ein geringes Interesse der weiblichen Auszubildenden an Technik kann somit nicht angenommen werden.

Trotz des insgesamt großen Interesses an den unterschiedlichen Ausbildungsinhalten haben die Frauen zu zwei Drittel dieser Tätigkeiten einen geringeren Zugang als die Männer. Ob dieser Sachverhalt dazu beiträgt, dass sich die Frauen mehr fachliche Unterstützung während der Ausbildung wünschen, bleibt zu klären. Wesentlich ist, dass insbesondere die Frauen mehr fachliche Unterstützung einfordern. Auch das Berufsbildungsinstitut Arbeit und Technik der Universität Flensburg macht in seiner Studie darauf aufmerksam, dass die weiblichen Auszubildenden in den IT-Berufen eine geringere Unterstützung erhalten als die männlichen Auszubildenden (vgl. Petersen/Wehmeyer 2001).

Die unterschiedliche Betreuung der weiblichen und männlichen Auszubildenden während der Ausbildung kann als eine Ursache der durchschnittlich schwächeren Ergebnisse der Zwischenprüfung der Frauen im Gegensatz zu denen der Männer gesehen werden. Da die teilnehmenden Frauen ebenso häufig wie die Männer naturwissenschaftliche Fächer als Schwerpunkte in den allgemein bildenden Schulen gewählt haben und zudem deutlich häufiger über eine Fachhochschul- bzw. Hochschulreife verfügen, lassen sich die schlechteren Prüfungsergebnisse der Frauen nicht über eine mangelnde Begabung bzw. eine nicht geeignete Vorbildung erklären.

1 Als Projekte sind hier u.a. zu nennen: Mädchen können alles – Förderung von Mädchen aus Haupt- und Realschulen zur Aufnahme eines gewerblich-technischen Berufs mit Probierwerkstatt und Begleitung während der Ausbildung (Baden-Württemberg 1991–1994), Mädchen und Technik – Schulpsychologische Unterstützung beim Zugang zu den neuen Technologien sowie beim Abbau der bestehenden geschlechtsspezifischen Verengung des Berufsspektrums – Entwicklung und Erprobung eines geschlechtsspezifischen Angebots für Schülerinnen der Sekundarstufe I (Bremen 1988–1991), Technik entdecken – Zur Verbesserung der Zugangs- und Studienbedingungen von Frauen in den Ingenieurwissenschaften (Hamburg 1991–1994), Mädchen in Naturwissenschaften und Technik (Nordrhein-Westfalen 1987–1990), Förderung naturwissenschaftlich-technischer Bildung für Mädchen in Nordrhein-Westfalen (1990–1992) u.v.a.m.

2 IT-Projekte: Bundesausbildungsprojekt *idee_it*, *Girls'Day – Mädchen-Zukunftstag*, *Be. Ing. Be.IT* (Koordination der drei Projekte durch das Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie), *Girls go Informatik* (Gesellschaft für Informatik e.V. (GI)), *Girls just do IT* (bfz Bildungsforschung), *IT-Berufsorientierung für Mädchen* (Beratungsstelle Frau und Beruf – Ravensburg), *IT4YOU* (Nürnberger Berufsfachschule für junge Frauen, ein Projekt von Q. Punkt) u.v.a.m.

3 Das Bundesausbildungsprojekt *idee_it* wird gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Kooperation mit der Initiative D21, dem Bundesinstitut für Berufsbildung, dem Deutschen Industrie- und Handelskammertag und dem Zentralverband des Deutschen Handwerks. *idee_it* wird koordiniert vom Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie und hat sich zum Ziel gesetzt, innovative Strategien zu entwickeln, um junge Frauen für die zukunftsweisenden IT-Berufe zu begeistern, ihre Anzahl in der Ausbildung zu erhöhen und ihren Verbleib in Ausbildung und Beruf zu stärken. Projektdauer: April 2000 – März 2005.

Die Zwischenprüfung ist nicht nur im Hinblick auf die formalen Ergebnisse für die Frauen unbefriedigend. Sie wird von beiden Geschlechtern als wenig praxisorientiert bezeichnet. Auch die Übereinstimmung zwischen den Prüfungsinhalten und den Ausbildungsinhalten in der Berufsschule wird von den weiblichen und männlichen Auszubildenden bemängelt.

Die große Unzufriedenheit mit der Zwischenprüfung und ihren Ergebnissen scheint eine Ursache in der Vorbereitung durch die Berufsschule zu haben. Dabei wird weniger die Ausstattung der Schulen bemängelt. Stärkster Kritikpunkt ist die mangelnde fachliche und didaktische Betreuung durch die Lehrkräfte. Auch das defizitäre Fächerangebot, das nach Ansicht der Auszubildenden die eigentlichen Inhalte der Ausbildung zu wenig berücksichtigt, scheint der Unzufriedenheit mit der Berufsschule und den zu absolvierenden Prüfungen Vorschub zu leisten.

Die besondere Thematisierung des Ausbildungsortes „Berufsschule“ darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass insbesondere die Übereinstimmung zwischen den Ausbildungsinhalten im Betrieb und den Prüfungsinhalten von jedem zweiten Auszubildenden – weiblich wie männlich – als gering angesehen wird. Die von den Frauen wie von den Männern als unbefriedigend empfundene Vorbereitung durch beide Lernorte der Ausbildung kann als Ursache dafür gesehen werden, dass die Aufgaben der Zwischenprüfung als schwer bewertet werden. Frauen führen diesen Aspekt deutlich häufiger an als Männer, was darauf zurückgeführt werden kann, dass sie während der Ausbildung eine geringere Unterstützung erhalten (vgl. Petersen/Wehmeyer 201, S. 185).

Unter Berücksichtigung der aufgeführten Erfahrungen ist es nicht weiter erstaunlich, dass mit vier von zehn deutlich mehr Frauen bereits über einen Ausbildungsabbruch nachgedacht haben als die Männer (jeder siebte bis achte Mann). Während die Frauen die Gründe in der eigenen Person suchen bzw. als fachliche Überforderung ansehen, führen die Männer die unzureichende Prüfungsvorbereitung durch die Berufsschule als Motiv für einen möglichen Ausbildungsabbruch an.

Trotz dieser teilweise negativen Erfahrung ist der größte Teil der Auszubildenden mit der Ausbildung zufrieden. Als Potenzial zur Optimierung der Ausbildung wird von den Frauen nahezu doppelt so häufig wie von den Männern angegeben, dass sie sich mehr fachliche Betreuung wünschen. Noch stärker wird darauf verwiesen, dass es mehr Informationen über eine berufliche Weiterbildung geben sollte.

Dieser Aspekt zeigt, dass sich die beruflichen Pläne der Auszubildenden hauptsächlich darauf beziehen, im erlernten Ausbildungsberuf zu bleiben. Wird an eine Weiterentwicklung in Form eines Studiums gedacht, so bezieht sich der Inhalt im Wesentlichen auf Wirtschaftsinformatik bzw. Informatik. Die fachliche Richtung wird beibehalten und verdeutlicht das starke Interesse der Frauen und Männer an dem einmal gewählten informationstechnologischen Bereich.

Handlungsmöglichkeiten zur stärkeren Beteiligung von Frauen an den neuen IT-Berufen

Aus den Erfahrungen der ersten Erhebungsphase lassen sich sowohl Empfehlungen zur Optimierung der Ausbildung ableiten als auch Konzepte zur stärkeren Ansprache junger Frauen für die IT-Berufe

- Frauen weisen heute eine starke Berufsorientierung auf. Darüber hinaus geben sie das Interesse an den neuen Medien als wesentlichen Grund an, sich für eine Ausbildung in diesem Bereich zu entscheiden. Die hohe Qualifikation und Motivation der an Informationstechnologien interessierten Frauen stellt für die Unternehmen eine wichtige Ressource bei der Akquise zukünftiger Fachkräfte dar.

- Die befragten Frauen geben an, dass die Entscheidung für einen Beruf von beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten und einer guten Arbeitsmarktlage abhängig ist. Durch die vielseitige Einsetzbarkeit der erlernten IT-Kenntnisse in vielen Berufsfeldern und Branchen erweisen sich die neuen IT-Berufe als wirklich zukunftsweisend und entsprechen damit den Bedürfnissen junger Frauen.
- Unternehmen und Institutionen, die den Anteil von Frauen an den IT-Berufen erhöhen möchten, sollten junge Frauen zielgruppenspezifisch über das Internet ansprechen und auch unternehmenseigene Möglichkeiten zur Teilnahme an Berufsinformationsschulen nutzen. Beide Informationsquellen wurden neben Informationsbroschüren von den jungen Frauen als hilfreich bei der Berufsorientierung angesehen.
- Über optimierte Informationen zu den IT-Berufen im Rahmen der Berufsberatung könnte eine größere Menge an jungen Frauen für die IT-Berufe interessiert werden, da Frauen die Berufsberatung des Arbeitsamtes als erste Anlaufstelle bei der Berufsorientierung wählen.
- Für die IT-Berufe gilt es das Potenzial hochqualifizierter Frauen zu erschließen. Dazu gehört ebenso eine stärkere Einbindung der weiblichen Auszubildenden in alle Tätigkeiten der Ausbildung wie auch eine Ausweitung ihrer fachlichen Ausbildung. In welchem Rahmen dies geschehen kann, sollte in den vom Bundesausbildungsprojekt *idee_it* angebotenen Train-the-Trainer Workshops erörtert werden, die zwischen August und September 2003 stattfinden.
- Die Situation in der Berufsschule wird von den weiblichen und männlichen Auszubildenden mehrheitlich als unbefriedigend empfunden. Durch die spezifische Zuständigkeit der einzelnen Bundesländer für die Schulbildung ist eine direkte Einflussnahme nicht möglich. Eine stärkere Zusammenarbeit zwischen Ausbildungsbetrieb und Berufsschule sowie ein Überdenken des eigenen betrieblichen Ausbildungskonzeptes könnten erste Impulse zur Optimierung der Ausbildung und damit auch der Prüfungssituation und -ergebnisse sein.
- Eine vorzeitige Beendigung des Ausbildungsverhältnisses ist für den auszubildenden Betrieb mit hohen Kosten, verlorener Zeit und Energie sowie mit einem Ausbildungsplatz verbunden, der in der Regel nicht sofort wieder besetzt werden kann. Für den Auszubildenden bedeutet er einen verzögerten Einstieg ins Berufsleben oder sogar den Einstieg in die Arbeitslosigkeit. Die Optimierung der Ausbildung trägt zum Abbau möglicher Abbrüche bei und hilft dem Unternehmen so, Kosten zu sparen. Junge Frauen in männerdominierten Berufsfeldern sehen sich anderen Problemen und Fragen gegenüber als ihre männlichen Kollegen. Eine größere Sensibilität für die Bedürfnisse beider Geschlechter trägt zum erfolgreichen Gelingen der Ausbildung bei und sichert den Unternehmen das erforderliche Fachkräftepotenzial.
- Die vom Bundesausbildungsprojekt *idee_it* angebotenen Train-the-Trainer Workshops: Gendersensibilisierung in der IT-Ausbildungspraxis behandeln die aufgeführten Aspekte der Ausbildung und sollen dazu beitragen, die IT-Ausbildung für alle Beteiligten erfolgreich zu gestalten.

Literatur

- Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V., 2001: Mehrwert durch Qualität. Standards zur Qualitätssicherung für Online-Befragungen.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung, 2000: Frauenstudiengänge in Ingenieurwissenschaften und Informatik – Chancen für die Zukunft. Dokumentation der Fachkonferenz vom 14.-15. Dezember 1999. Vlotho.
- Dietzen, A., 2002: Junge Frauen in Zukunfts-Berufen – IT-Berufe auf dem Prüfstand. In: H. Borch/H. Weißmann (Hrsg.), IT-Berufe machen Karriere. Zur Evaluation der neuen Berufe

4 Die Initiative D21 ist eine Initiative namhafter Unternehmerpersönlichkeiten und Unternehmen mit der Zielsetzung, den Wandel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft in Deutschland zu beschleunigen. Dadurch sollen der aktuelle Rückstand Deutschlands im Vergleich zu anderen Ländern aufgeholt und die Chancen der Informationsgesellschaft bezüglich Wettbewerbsfähigkeit, Wachstum und Beschäftigung besser genutzt werden. Mit knapp 300 mitwirkenden Mitgliedern, Förderern, Unterstützern oder Beiratsmitgliedern aus Unternehmen und Institutionen sind alle Branchen – nicht nur IT-Unternehmen – vertreten.

*5 Zu den Partnerunternehmen werden alle Partner von *idee_it* und der Initiative D21 gezählt sowie deren Zweigstellen bzw. weitere Standorte. Bei den Industrie- und Handelskammern, von denen insgesamt 17 als Partner bei *idee_it* eingetragen waren, sind auch diejenigen Unternehmen erfasst, die durch die Kammern erreicht werden können, d.h. alle Ausbildungsbetriebe im IT-Bereich, die bei den jeweiligen regionalen Kammern gemeldet sind. Auf diese Weise erweiterte sich das Spektrum teilnehmender Unternehmen vor allem hinsichtlich der Betriebsgröße und der regionalen Verteilung.*

- im Bereich Information und Telekommunikation. Bielefeld, S. 143-148.
- Feierabend, S./Klingler, W., 2003: JIM 2002. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12-19jähriger in Deutschland. Baden-Baden.
- Frauen geben Technik neue Impulse e.V., 2002: Zukunftschancen durch eine neue Vielfalt in Studium und Lehre. Gender Mainstreaming als Impuls und Motor für die Studienreform in Informatik, Ingenieur- und Naturwissenschaften. Dokumentation der Konferenz vom 1./2. Februar 2002 in München.
- Hellmann, U., Volkholz, V., 1985: Mädchen in Männerberufen : Befragung von weiblichen Auszubildenden in gewerblich-technischen Berufen; eine empirische Streitschrift. Hamburg.
- Koordinierungsstelle der Initiative Frauen geben Technik neue Impulse (Hrsg.), 2000: Frauen in der Informationsgesellschaft. Internationale Konferenz im Rahmen der deutschen EU-Präsidentschaft. Bielefeld.
- Petersen, A. W./Wehmeyer, C., 2001: Die neuen IT-Berufe auf dem Prüfstand. Ergebnisse der schriftlichen Befragung von Betrieben und Auszubildenden zur Ausbildung in den neuen IT-Berufen. Eine bundesweite Studie im Auftrag des Bundesinstituts für Berufsbildung BiBB. Berufsbildungsinstitut Arbeit und Technik. Universität Flensburg. Vorabdruck.
- Petersen, A. W./Wehmeyer, C., 2002: Evaluation der neuen IT-Berufe IT-Systemelektroniker/-in, IT-Systemkaufmann/frau, IT-Fachinformatiker/-in und Informatikkaufmann/frau. Zusammenfassung der Evaluationsergebnisse: Befragungen und Fallbeispiele zur bundesweiten IT-Ausbildung. In: H. Borch/H. Weißmann (Hrsg.), IT-Berufe machen Karriere. Zur Evaluation der neuen Berufe im Bereich Information und Telekommunikation. Bielefeld, S. 101-140.
- Sozialforschungsstelle Dortmund, 2000: Frauen in Zukunftsberufen – Wege zu einer wirtschaftsnahen Entwicklung der Chancengleichheit von Frauen in der Ausbildung. Abschlussbericht. Expertise.

Ulrike Struwe
Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie
Projekt idee_it
Fon: 0521 – 106 7347
Email: struwe@idee-it.de

Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität?

Obwohl im Zuge einer zunehmenden Institutionalisierung und Professionalisierung bei einer gleichzeitig anhaltenden Marginalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Hochschulen eine stärker werdende Konkurrenz auch unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen zu beobachten ist, wird Solidarität (und damit auch die Vernetzung) unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen bis heute als politisch-ideologisches Postulat der „ersten Stunde“ aufrechterhalten. Ausgehend von dieser Beobachtung setzte sich die Podiumsdiskussion, die im Rahmen der Tagung zum 20jährigen Bestehen des IFF stattfand, mit der Frage „Vernetzung als Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität?“ auseinander.

Fünf Input-Statements gaben reichlich Anlass zu einer angeregten Diskussion. *Dr. Beate Kortendiek* nahm den Tagungstitel auf, um die Wechselwirkungen, die Risiken und die Nebenwirkungen der Vernetzung bildlich und mit einer gehörigen Portion von Selbstironie zu reflektieren. *Prof. Dr. Ilse Lenz* wendete in ihrem Statement den Blick auf Chancen und selbstkritisch für die Frauen- und Geschlechterforschung auch auf Versäumnisse einer (internationalen) Vernetzung in Zeiten der Globalisierung. *Prof.*



Von links nach rechts: *Sünne Andresen, Birgit Blättel-Mink, Anina Mischau, Mechtild Oechsle, Hannelore Schwedes und Ilse Lenz*

Dr. Hannelore Schwedes beleuchtete die Frage, ob die Frauen- und Geschlechterforschung auch den Weg zur Vernetzung der Disziplinen öffnet bzw. öffnen kann. *Dr. Sünne Andresen* zeigte, dass Konkurrenz ein Ergebnis von Anerkennungs- und Anpassungsprozessen im hierarchisch strukturierten akademischen Feld darstellt, in dem Frauen- und Geschlechterforschung randständig geblieben ist und in dem auch die Vernetzung ihrer Akteurinnen zunehmend schwieriger wird. *PD Dr. Birgit Blättel-Mink* setzte sich, basierend auf ihre Erfahrungen aus Baden-Württemberg, anhand von sechs Thesen mit dem nicht unproblematischen Verhältnis von universitärer und außeruniversitärer Frauen- und Geschlechterforschung auseinander. Vier der fünf Teilnehmerinnen der Podiumsdiskussion folgten unserer Einladung, ihren Input-Beitrag für das IFF Info zu „verschriftlichen“ und wollen damit auch einen Anstoß für weitergehende Diskussionen geben.

Beate Kortendiek **Networking zwischen Solidarität und Konkurrenz:** **Das Beispiel „Netzwerk Frauenforschung NRW“**

Als ich das Plakat zur IFF-Veranstaltung „Wechselwirkungen“ erhielt und es sogleich in meinem Büro an die Wand hing, erkannte ich erst auf dem zweiten Blick, dass dort auf der linken Seite, ein wenig verschwommen, weiße runde Pillen abgebildet sind.

Wechselwirkungen – las ich, Risiken und Nebenwirkungen. Zur Vorbereitung der Tagung las ich also folgerichtig alle Beipackzettel aus Medikamentenschachteln, die ich in die Hand bekam. Zugleich machte ich mich daran und erstellte einen für „Netzwerke im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung“, den ich nun hiermit weiterreiche. Typisch für die kritischen Sozialwissenschaftlerinnen fragen die Veranstalterinnen nach Risiken, Nebenwirkungen und Wechselwirkungen. Aber ehrlich gesagt, sollten wir nicht zuerst den Wirkungen vertrauen?

Wirkungen

- In den letzten 20 Jahren wirken Netzwerke als *die* moderne Organisationsform mit aktuell über 4.500 Netzwerken in Deutschland. Netzwerke lösen dabei in ihrer Wirkung zunehmende traditionelle Formen von Frauenorganisationen ab.
- Netzwerke wirken als Zusammenschluss autonomer Akteurinnen, die „mit gleichgerichteten Interessen zum Zweck der Erreichung eines gemeinsamen Ziels (...) kooperieren“ (Frerich/Wiemert 2002, S. 20). Frauennetzwerke verfolgen „geschlechterpolitische Anliegen“ und bewegen sie sich dabei quer zu Organisationen und Institutionen.
- „Networking“ erweist sich als „differente Praxisform“ (Frerich/Wiemert 2002, S. 184), das heißt, hinter dem Begriff des networkings können sich unterschiedliche Anwendungen, Strukturen und Ziele verbergen. Die Ziele können den reziproken Austausch von Informationen, Erfahrungen und Ressourcen ebenso beinhalten wie den Versuch der Integration verschiedener Gruppen, oder auch zur Innovation und Modernisierung von Organisationen sowie als Strategie zur Professionalisierung eingesetzt werden.
- Netzwerke im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung bewirken eine personelle als auch inhaltliche Verknüpfung, die der Forschung, Hochschulreform, Wissenschaftskritik, Geschlechtergerechtigkeit, Institutionalisierung – und manchmal auch der Freundinnenschaft – nützen.
- Trotz der Verabreichung in „homöopathischen Dosen“ wonach lediglich 0,4% aller C2 bis C4 Professuren (Lucke 2000, S. 116) die inhaltliche Ausrichtung auf die Frauen- und Geschlechterforschung aufweisen, zeigen Netzwerke im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung – richtig angewandt – innerhalb des Wissenschaftssystems eine hohe Wirksamkeit.

Zusammensetzung

- Wirksame Bestandteile eines Netzwerkes im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung sind Professorinnen und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Sonstige Bestandteile neben Studierenden sind minimale Spuren männlicher Geschlechterforscher. Dies gilt innerhalb Deutschlands ebenso wie für Wissenschaftlerinnen aus anderen nationalen bzw. kulturellen Kontexten.
- Das Netzwerk Frauenforschung setzt sich aus 57 Professorinnen und 75 wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen an 21 Hochschulstandorten in NRW zusammen. Es umfasst die Disziplinen: Arbeitswissenschaft, Architektur, Behindertenpädagogik, Betriebswirtschaftslehre, Design, Film- und Fernsehwissenschaft, Geschichte, Gesundheitswissenschaften, Japanwissenschaften, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Medizin, Musikwissenschaft, Pädagogik, Philosophie, Politikwissenschaft, Psychologie, Raumplanung, Recht, Romanistik, Soziologie, Sportwissenschaft, Stadtplanung, Tanzwissenschaft und Theologie.
- Obwohl es sich bei der Zusammensetzung um ein Projekt von Frauen für Frauen handelt, stellt die Geschlechtszugehörigkeit allein kein ausreichendes Motiv für Gemeinsamkeit (mehr) dar. Differenzen zwischen Wissenschaftlerinnen treten zu Tage

und mit der Bezeichnung „Geschlecht plus“ verdeutlichen Wiemert und Frerichs (2002), dass erst das zusätzliche Plus – wie ökonomische Interessen, sexuelle Orientierungen oder kulturelle Herkunft – Gemeinsamkeiten und Netzwerkbildungen fördert.

- Im Netzwerk Frauenforschung NRW besteht das *Plus* in dem gemeinsamen Erkenntnisinteresse an einer emanzipatorisch orientierten Frauen- und Geschlechterforschung und ähnlichen Arbeits- und Organisationsstrukturen in den universitären Kontexten des Landes Nordrhein-Westfalens. „Moderne Solidarität“ unter Frauen – auch unter Wissenschaftlerinnen – basiert ähnlich dem Medikament „Aspirin +“ auf „Geschlecht +“. Wobei in der Zusammensetzung neben dem Vitamin C insbesondere das Vitamin B zwischen Frauen eine große Rolle spielt.



Von links nach rechts: Mechtild Oechsle, Hannelore Schwedes, Beate Kortendiek und Ilse Lenz

Darreichungsform und Inhalt

- Das Netzwerk Frauenforschung NRW kann auf eine 15jährige Geschichte zurückblicken – die erste Professur wurde 1986 mit Annette Kuhn zum Thema „Frauengeschichte“ an der Universität Bonn geschaffen. Jedoch trug in dieser Anfangszeit die Bezeichnung Netzwerk eher den Anstrich programmatischer Absichten. Denn ein Netzwerk, das diesen Namen nicht nur trägt, sondern auch tatsächlich eines ist, braucht Entwicklungszeit.
- Die Darreichungsform umfasst formelle und informelle Netzwerke, deren zentraler Inhalt der Kommunikation und Vernetzung dient und durch die ein interdisziplinärer Austausch gefördert wird. Das Garn der Netze besteht aus dem Austausch an Informationen und Kenntnissen sowie aus der Verfolgung inhaltlicher Forschungsinteressen und politischer Ziele. Aber es basiert auch und nicht zuletzt auf Achtung, Vertrauen und manchmal auch Freundschaft und eine besondere Stärke des Netzwerks liegt in seinen gewachsen Strukturen.
- Das Netzwerk konnte insbesondere durch seine Öffnung – durch die Schaffung des Status der assoziierten Mitgliedschaft – kontinuierlich ausgebaut werden. Diese Öffnung ist wesentlich, denn ein Netzwerk kann seine offene Form nur erhalten, wenn es in Inhalt und Struktur nicht erstarrt. Aufnahmekriterien für eine Mitgliedschaft oder besser „Mitnetzwerkschaft“ sind drei Kriterien: (1.) Professorin oder wissenschaftliche Mitarbeiterin (2.) an einer Hochschule NRWs (3.) im Bereich der Frauen- und Genderforschung.
- Durch regelmäßige Workshops zu hoch- und wissenschaftspolitischen Fragen und durch die Ausrichtung von Tagungen zu Fragestellungen der Frauen- und Geschlechterforschung wird der Austausch zwischen den Netzwerkmitgliedern gefördert. Nicht selten haben sich hieraus neue Kooperations- und Forschungsbeziehungen zwischen Wissenschaftlerinnen des Netzwerks Frauenforschung NRW entwickelt. Auf Tagungen fällt auf, dass der informelle Austausch ebenso wichtig ist und nachgefragt wird wie das „offizielle“ Programm und Mittagspausen chronisch zu kurz

- sind.
- 1998 wurde unter dem Motto: „good new girls“ frei nach dem Motto „Jetzt knüpfen wir unser eigenes Netz!“ das Netzwerk der Mittelbauerinnen ins Leben gerufen. Dabei handelt es sich um ein Netz der Mittelbaufrauen, welches gemeinsame Maschen und Knoten zwischen dem eigenen Netz und dem Professorinnen-Netz nicht ausschließt. Durch Fortbildungen ermöglicht das Netzwerk eine Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses. Nicht zu unterschätzen ist dabei die Knüpfung der Kontakte zwischen den Mittelbauerinnen und die Beziehungen zu den Netzwerkprofessorinnen. Hier ist ein durchaus produktives Mentorinnen-Verhältnis entstanden, welches sowohl der Weiterentwicklung der Frauen- und Genderforschung als auch der eigenen Karriereplanung nützt .
 - Die Metapher des Netzwerkes verdeutlicht, dass die einzelnen Frauenforschungsprofessuren miteinander verbunden sind, wobei sich in der Praxis zeigt, dass ein Netz gepflegt und zuweilen neu geknüpft werden muss, damit es weiterhin hält. Die einzelnen Professuren zur Frauen- und Geschlechterforschung bilden die Basis eines Netzes und liefern gewissermaßen das Garn.
 - Die Projekte und Kooperationsbeziehungen hingegen sind die geknüpften Knotenpunkte, die letztendlich das Netz zusammenhalten. Seine spezifische Bedeutung, Kreativität und Produktivität erhält das Netzwerk durch die Kooperationsprojekte zwischen den Wissenschaftlerinnen. Folgende Kooperationsprojekte sind hervorzuheben: Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Frauenforschung; Forschungsgemeinschaft Kulturwissenschaftlerinnen NRW: Geschlechterforschung; Japanbezogene Frauen- und Genderforschung; VINGS- Geschlechterforschung via Internet; Essener Kolleg für Geschlechterforschung sowie die Buchreihe „Geschlecht und Gesellschaft“.
 - Häufig wird ein Netzwerk durch eine lose nicht formalisierte Mitgliedschaft dargebracht und wird insbesondere bei größeren Netzwerken durch eine Koordinations- oder Geschäftsstelle verknüpft. Die Koordinationsstelle arbeitet dabei in mehrere Richtungen: Sie verteilt Informationen an die jeweiligen Hochschulstandorte bzw. Netzwerkmitglieder und führt verknüpfend zusammen. Da innerhalb eines formellen Netzwerkes parallel informelle Netze bestehen, kommt der Koordinationsstelle auch eine demokratische Funktion zu: Jede Mitgliedsfrau erhält alle Informationen zur gleichen Zeit.
 - Ab einer verstimten Größe von Netzwerken wird die Kommunikation innerhalb des Netzes und zwischen einzelnen Mitgliedsfrauen durch eine Koordinationsstelle erheblich erleichtert. Der Koordinationsstelle hat die Funktion einer Clearingstelle und über die Koordinationsstelle kann Lobbyarbeit organisiert und politisch Einfluss genommen.
 - Insbesondere hat in den letzten Jahren das „E-networking“ an Bedeutung gewonnen. Die Kommunikationstechnologien ermöglichen eine rasche und demokratische Informationspolitik der Koordinationsstelle an die Mitglieder des Netzwerkes und zugleich können per E-Mail Informationen der jeweiligen Netzwerkmitglieder zentral über die Koordinationsstelle weitergereicht werden.

Anwendungsgebiete

Zur Behandlung von Forschungsdefiziten und zur Förderung der Kommunikation von Wissenschaftlerinnen sowie zur unterstützenden Therapie zur Qualitätssteigerung durch Geschlechtergerechtigkeit in Forschung und Lehre.

Gegenanzeigen

- Auch bei Schwangerschaft und Stillzeit ist die Wirkung oder Anwendung von Netz-

werkaktivitäten durchaus erlaubt.

- In Einzelfällen wurde über Sensibilitätsstörungen und Bewusstseinsstörungen berichtet. Insbesondere Koordinatorinnen leiden häufiger unter Herzrasen, Schweißausbrüchen oder Schlafstörungen.
- Insbesondere werden regelmäßige Kontrollen bezogen auf das demokratische Potenzial des Netzwerks empfohlen.

Vorsichtsmaßnahmen für die Anwendung

- Auf die Balance zwischen Geben und Nehmen ist zu achten. Gerechtigkeit und gleicher Zugang zu Ressourcen muss gesichert sein.
- Seilschaften sollten nicht zu Strangulationen führen.
- Da innerhalb eines formellen Netzwerkes parallel informelle Netze bestehen, hat die Koordinationsstelle auf ihre demokratische Funktion zu achten.

Wechselwirkungen

- Wechselwirkungen bestehen insbesondere zur Frauenbewegung und Frauenpolitik. Hier sind sowohl Wirkungssteigerungen als auch Wirkungsminderungen möglich.
- Bei gleichzeitiger Behandlung zum Abbau von Berührungsängsten und der Kooperation *zwischen* Netzwerken aus Politik, Bewegung und Forschung kann deren Wirkung erhöht werden.
- Besondere Vorsicht ist bei Frauengruppen geboten, die von der Forschung eine unmittelbare Praxisrelevanz einfordern.
- Darüber hinaus sind Abhängigkeitsverhältnisse von Geldgebern zu vermeiden.
- Immer wieder kommt es zu zentralen Missverständnissen, Abgrenzungen und Wechselwirkungen zwischen *Frauen*netzwerken und *feministischen* Netzwerken.

Überdosierung und andere Anwendungsfehler

- Eine Überdosis Netzwerk hängt mit der Größe des Netzwerkes zusammen. Dort wo keine unmittelbare Kommunikation mehr möglich ist, ist die Gefahr der Erstarrung besonders hoch.
- Weiter sind ein zuviel an Informationen, insbesondere durch das Zumailen als zumailen, zu vermeiden.
- Zu Gleichgewichtsstörungen kommt es insbesondere durch ein ungewichtiges Verhältnis zwischen Nehmen und Geben.
- Auch können Differenzen und Abhängigkeiten zwischen Frauen – zwischen alten und jungen, zwischen Professorinnen und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, zwischen ressourcenstarken und ressourcenarmen, zwischen Fachhochschulprofessorinnen und Universitätsprofessorinnen – Missgunst, Neid und Konkurrenz fördern und Solidarität schwächen.
- Darüber hinaus sind unbedingt Zwangsmitgliedschaften in Netzwerken zu vermeiden.

Nebenwirkungen

Unerwünschte Nebenwirkungen in Netzwerken können sein: Hierarchien, Machtmissbrauch, zu starre Strukturen und mangelnde Kommunikation.

Bitte achten Sie darauf: Netze für und zwischen Frauen sind sorgfältig und zugänglich zu bewahren

Literatur

Becker, Ruth/Beate Kortendiek (Hrsg.): Multidisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung in Theorie und Empirie. Schwerpunktheft der Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Heft 4, 2002.

- Frerichs, Petra/Heike Wiemert: „Ich gebe, damit Du gibst“. Frauennetzwerke – strategisch, reziprok, exklusiv, Opladen 2002.
- Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW (Ruth Becker, Beate Kortendiek): Forschungsbericht über das Jahr 2000, Dortmund 2001.
- Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW (Ruth Becker, Beate Kortendiek): „Netzwerk Frauenforschung NRW stellt sich vor. Konzept, Projekte / Aktivitäten, Professorinnen / Frauenprofessuren“, Dortmund 1999.
- Kortendiek, Beate: Bewegte Vernetzung? Das Modell „Netzwerk Frauenforschung NRW“ als Konzept innovativer Forschungs- und Hochschulpolitik, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 4, 1999, S. 93-102.
- Lucke, Doris: Zwischen Professionalisierungsdruck und Marginalisierungsrisiko. Frauen und Geschlechterforschung in der Soziologie, in: Cottmann, Angelika/Beate Kortendiek/Ulrike Schildmann (Hrsg.): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung – Einblick und Ausblick, Opladen 2000, S. 107-125.

*Dr. Beate Kortendiek, Universität Dortmund, Netzwerk Frauenforschung NRW,
Tel.: 0231-7555142, Email: kortendiek@netzwerk-frauenforschung.de*

Hannelore Schwedes Öffnet die Frauen- und Geschlechterforschung den Weg zur Vernetzung der Disziplinen?

These:

Das Struktur-, Lehr- und Forschungskonzept des Zentrums für feministische Studien beabsichtigt, in konkreten Projekten universitäre Disziplinen zusammenzuführen, um so zu ihrer Vernetzung – zumindest im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung – beizutragen und das Ideal der Humboldt'schen Universitas nicht aus den Augen zu verlieren. Die Disziplinen jedoch verhindern eine Vernetzung der Frauenforscherinnen und ihrer Disziplinen, und zwar nicht aufgrund inhaltlicher Divergenzen, sondern aufgrund von Macht und Strukturpolitik.

Das Zentrum für feministische Studien

Mit der Gründung des Zentrums für feministische Studien als zentrale wissenschaftliche Einheit in der Universität Bremen, die direkt nur dem Rektor untersteht, haben wir, die Gründerinnen, ein Forschungs-Konzept entwickelt, dessen Charakteristikum die Verknüpfung von Natur-/Technikwissenschaften mit den Kultur-/Gesellschaftswissenschaften ist. Damit ist eine breite interdisziplinäre Spannung markiert, die ungewöhnlich ist und bezüglich seiner Umsetzung einen hohen Anspruch an die Mitglieder des Zentrums formuliert. Mit Gründerschwingung haben wir uns auf den Weg zur Vernetzung weit auseinander liegender Disziplinen gemacht, galt es doch die Gender-Perspektive nachhaltig in die Disziplinen einzuschreiben, Ausgrenzungen reflexiver Inhalte, Methoden und Forschungsweisen insbesondere aus den Natur- und Technikwissenschaften zu überwinden und zugleich die gegenwärtig einsetzenden und fortschreitenden gravierenden Veränderungen durch Technisierung und Verwissenschaftlichung im gesellschaftlichen Kontext angemessen zu reflektieren. Wissenschafts- und Erkenntniskritik bilden daher die zentralen Anliegen transdisziplinärer Forschungspraxis ebenso wie die Analyse von Forschungsrealität in ihren Wechselwirkungen wissenschaftlicher Theorien, technischer Artefakte und gesellschaftlicher Prozesse.

Zur Förderung der strukturellen und inhaltlichen Umsetzung dieser „großen“ Interdisziplinarität wurde das Modell der Doppelstruktur gewählt: Die Forschenden sind sowohl in ihrer jeweiligen Disziplin als auch im ZFS verankert (siehe Abb.1). Damit sind sowohl strukturelle Veränderungen angelegt, die Anforderungen an vernetzte Forschungspraxis aufnehmen, als auch methodische Innovationen verbunden. Der disziplinäre Methodenkanon wird durch den kontinuierlichen Austausch reflektiert und erweitert. Die interdisziplinäre Bündelung feministischer Studien und die gleichzeitige disziplinäre Vertiefung der Forschungen soll zu einer Konsolidierung und Perspektivenerweiterung der Frauen und Geschlechterforschung beitragen. Von der Verknüpfung mit den jeweiligen Fächern wird eine fachliche Differenzierung feministischer Forschungs- und Lehrinhalte sowie die Integration in die curriculare Systematik der Fächer erwartet. Mit der Doppelstruktur sind also sowohl strukturelle Veränderungen angelegt, die Anforderungen an vernetzte Forschungspraxis aufnehmen, als auch methodische Innovationen verbunden. Der disziplinäre Methodenkanon wird durch kontinuierlichen Austausch reflektiert und erweitert (vgl. Zentrum für feministische Studien, Gründungskommission 1997).

Basierend auf der Gründungskonzeption haben sich inzwischen vier Forschungsfelder entwickelt, entlang derer sich die gegenwärtigen Forschungs- und Lehrprojekte am ZFS organisieren. Dabei handelt es sich um „Körper und Repräsentationen“, „Gesundheit“, „Arbeit, Technik, Bildung“ sowie „Umwelt und Nachhaltigkeit“. Diese Felder verstehen sich in einem offenen Prozess mit Schnittflächen und Übergängen. Ein neues Feld das sich gegenwärtig entwickelt, ist das Thema „Genderdynamiken in gewaltförmigen Konflikten“, das ab April 2003 in einem Graduiertenkolleg bearbeitet werden wird (vgl. Zentrum für feministische Studien, Tätigkeitsbericht 2001-2002).

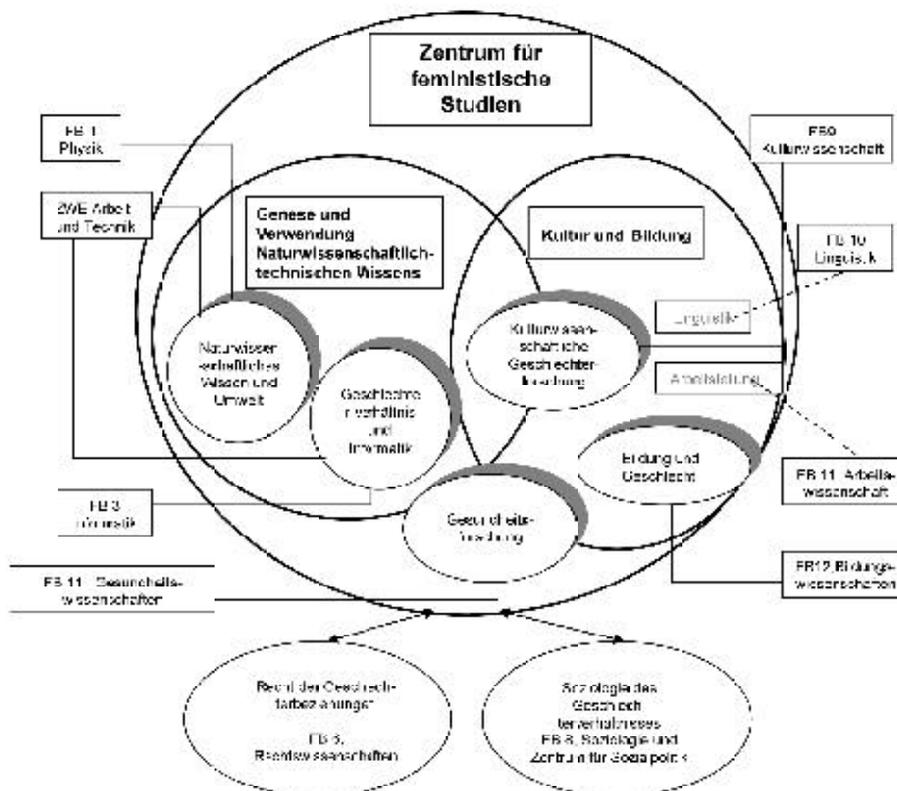


Abb. 1: ZFS, Institutionalisierung in der Doppelstruktur

5 Professuren (gemäß Hochschulgesamtplan von 1993) bilden das Zentrum des ZFS, die Zuordnungen zu den Fachbereichen sind markiert. 2 Professuren gehören dem naturwissenschaftlich technischen Bereich an, 2 dem kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Bereich. 1 Professur verbindet natur- und gesellschaftswissenschaftliche Anteile. Die beiden Frauenforschungsprofessuren (Recht der Geschlechterbeziehungen und Soziologie des Geschlechterverhältnisses) kooperieren mit dem ZFS, sind institutionell aber nicht dort verankert. (Regulär besetzt ist bislang nur die Professur Frauenforschung in der Informatik, die Professur Frauengesundheit wurde einem anderen Institut der Universität zugeschlagen.)

Schwierigkeiten und Barrieren interdisziplinärer Zusammenarbeit

Das Thema Interdisziplinarität begleitet alle Projekte, sei es bezogen auf theoretische Einsichten oder auf seine praktische Umsetzung und die Reflektion der Barrieren dabei. Die theoretische Einsicht in die Notwendigkeit von Interdisziplinarität und ihre praktische Umsetzung sind eben doch zweierlei. Die Kommunikation zwischen den Disziplinen, insbesondere den Natur- und Geisteswissenschaften, ist mühsam; die Begriffshorizonte häufig sehr unterschiedlich, so dass in der Regel eine geduldige Übersetzungsarbeit geleistet werden muss. Noch schwieriger ist es und manchmal trotz aller Bemühungen nicht möglich, Ansatzpunkte für gemeinsame, disziplinübergreifende Arbeits- und Forschungsvorhaben zu finden, zu entwickeln und schließlich auch durchzuführen – insbesondere angesichts der immer massiver werdenden Anforderungen, Drittmittel einzuwerben. Wir tragen zur Zeit zusammen, was verschiedene für uns interessante Begriffe, wie z. B. Partizipation, Empowerment, Kompetenz oder Diversität, innerhalb der einzelnen Disziplinen bedeuten.

Dieser Ansatzpunkt für Vernetzung von Disziplinen ist jedoch in der Regel ziemlich einseitig was die Natur- und Geisteswissenschaften betrifft. Meist ist es so, dass sich die Naturwissenschaftlerinnen die Begrifflichkeiten und Theorien der Gesellschafts- und Kulturwissenschaften aneignen, Geisteswissenschaftlerinnen sich aber umgekehrt scheuen, sich auf naturwissenschaftliche Theorien und Konzepte einzulassen.¹

Die argumentativ zunächst überzeugende Idee der Doppelstruktur zeigt in der konkreten Arbeit des Zentrums seinen Pferdefuß. Sie postuliert Arbeitszusammenhänge in zwei Bereichen, die meist jedoch wenig miteinander zu tun haben, häufig verschiedene Kulturen repräsentieren und nur durch die Geschlechterforscherin selbst miteinander verknüpft sind. Um die Geschlechterperspektive in die eigene Disziplin überhaupt einbringen zu können, bedarf es wissenschaftlicher Reputation in ihr und eines guten Standings im disziplinär organisierten Fachbereich, der auch über die Ausstattung mit personellen und materiellen Ressourcen verfügt. Aufgrund der erforderlichen Präsenz in der eigenen Disziplin gerät die interdisziplinäre Arbeit im Zentrum leicht ins Hintertreffen und viele Frauen- und Geschlechterforscherinnen, etablierte und solche, die sich noch in Qualifizierungsphasen befinden, setzen bewusst ihren Schwerpunkt in ihrer Herkunftsdisziplin. Dies ist häufig genug auch damit verbunden, dass die Geschlechterperspektive an den Rand gedrängt wird oder gar ganz aufgegeben wird, um Anerkennung zu gewinnen und sich in die zentralen disziplinären Auseinandersetzungen und Forschungsfragen einbringen zu können. Die Frauen verschwinden in den Disziplinen, sie vertreten dort selten offensiv ihre Frauenforschung, weil diese dort nicht erwünscht ist und die Frauen vereinzelt sind. Auf die Dauer ist es sehr anstrengend, immer wieder gegen Widerstände, Abwertung und Ignoranz anzukämpfen und dem Anpassungsdruck standzuhalten.

Die wissenschaftlichen Disziplinen selbst sind auf Abgrenzung hin orientiert gegenüber allem, was ihnen nicht zugehörig und fremd erscheint oder sie infrage stellen könnte. Der Vorwurf des Geschlechter-Bias fällt allemal darunter. Das Kratzen am

1 Die Autorin ist Physikdidaktikerin und war drei Jahre Sprecherin des Zentrums für feministische Studien. Ihre Erfahrungen und Analysen beziehen sich daher stärker auf Perspektive der Naturwissenschaften, speziell der Physik. Nicht nur als Sprecherin des Zentrums sondern auch als Konrektorin für die Lehre wurden ihr dennoch relevante Einblicke in alle Fachbereiche, Studiengänge und Disziplinen der Universität Bremen zuteil.

Objektivitätspostulat der Naturwissenschaften (z.B. Fox Keller 1986) rührt an die Grundfesten des Selbstverständnisses der naturwissenschaftlichen Disziplinen und ihres darauf gegründeten Machtanspruchs.

Interdisziplinär arbeitende ForscherInnen, die versuchen verschiedene Disziplinen zusammenzubringen und miteinander zu vernetzen, gefährden die Disziplinen in ihrem Selbstverständnis, sie verwischen die Grenzen der Disziplin und erzeugen Identitätskonflikte. Disziplinen brauchen harte Grenzziehungen mit denen erklärt wird, was dazu gehört und was nicht und sie sind nicht zimperlich in bezug auf die Ausgrenzung einzelner Personen. Disziplinen werden geschaffen, um Forschergruppen eine eigene Identität zu verschaffen. Eine Vernetzung der Disziplinen bedeutet die Bedrohung der Identität der jeweiligen Mutter- oder Ausgangsdisziplinen.

Disziplinen entwickeln sich in einem langen, historischen Prozess. Das in ihnen vorhandene, anerkannte und durch sie tradierte Wissen, einschließlich des Umgangs mit diesem Wissen und seine Nutzung sind kennzeichnend für die jeweilige Disziplin. Ihre wissenschaftlichen Resultate, einschließlich empirischer Daten, sind das Resultat eines Fabrikations- und Ausgrenzungsprozesses (Knorr-Cetina 1991, S. 28). Latour (1987) hat in seinen Laborstudien gezeigt, wie das, was als (empirische) Fakten anerkannt wird, von der Konstruktion innerhalb eines speziellen materiellen und sozialen Kontextes abhängt und er hat die Anerkennungszyklen beschrieben, die zur Konstruktion dessen führen, was gilt und was nicht. Forschungsergebnisse erlangen seiner These nach nur in Netzwerken größere Aufmerksamkeit, sie gewinnen erst Geltung nach Bestätigung in einem Konkurrenzgefüge verschiedener Forschergruppen und Forschungsprogramme (S. 108ff., S. 201, vgl. auch Wiesner 2002, Kap. 3). Er belegt dies zwar nur für die Naturwissenschaften, es dürfte aber weitgehend auch für alle anderen universitären Disziplinen gelten.

Angesichts solcher Abschottungsstrukturen der Disziplinen mögen die allenthalben erhobenen Aufforderungen von Forschungsförderungsorganisationen nach interdisziplinärer Zusammenarbeit und Forschung verwundern. Interdisziplinäre Forschung entwickelt sich in der Regel am Forschungsgegenstand, an gesellschaftlich relevanten Themen und Problemen, die einer Klärung und Lösung

bedürfen. Solche Forschungsaufgaben können meist nicht durch eine Disziplin allein erledigt werden. Ein schönes Beispiel ist die sich zur Zeit entwickelnde Gesundheitsforschung, an der sich mindestens die Medizin und die Soziologie beteiligen, oder die Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung (mit Natur- und Technikwissenschaften, Psychologie, Bildungs- und Sozialwissenschaften, Ökonomie und Recht). Angesichts solcher drängender Fragen werden ForscherInnen zu interdisziplinärer Kooperation ermuntert. Wenn auch aus solchen Vorhaben eine Reihe von Zwitterwissenschaften wie Biophysik, Geschichtsdidaktik oder Medieninformatik entstanden sind, so geht die Arbeit an den normativen Strukturen der Disziplinen munter weiter, die interdisziplinär angelegten Forschungszweige werden einer Ausgangsdisziplin zugeordnet (der Physik, der Geschichtswissenschaft oder der Informatik) und durch diese geprägt. Somit besteht ein funktionaler Antagonismus in der Forderung nach Interdisziplinarität. Es geht nicht um einen Umbau der Disziplinen, sondern um Pufferzonen, in denen das verweilt,



Mechtild Oechsle und Hannelore Schwedes

was bislang noch nicht eingepasst werden kann oder soll, was aber für Innovationen taugen könnte. Wollen die Disziplinen Ihre Macht und ihren Einfluss erhalten, so müssen auch sie sich dem gesellschaftlichen Wandel anpassen, da ist es gut, wenn es interdisziplinäre Inseln gibt, die man nutzen kann. Einzelne Ideen, Verfahren oder Ergebnisse können so in die Herkunftsdisziplin zu deren Nutzen integriert werden, sie werden dabei aber ihres Kontextes und damit ihrer Intentionalität und ihres politischen Anspruchs, aus dem heraus sie entwickelt wurden, beraubt.

Literatur

Fox Keller, Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? München/Wien 1986.

Knorr-Cetina, Karin: Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt/M. 1991.

Latour, Bruno: Science in Action. How to follow scientists and engineers through society, Harvard University Press, Cambridge/Massachusetts 1987.

Wiesner, Heike: Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002.

Zentrum für feministische Studien, Gründungskommission: Forschungskonzeption des Zentrums für Feministische Studien, Frauenstudien/gender studies, Entwurf der Gründungskommission, Universität Bremen 1997.

Zentrum für feministische Studien (Hrsg.): Tätigkeitsbericht 2001-2002, Universität Bremen

Prof. Dr. Hannelore Schwedes, Universität Bremen, Tel.: 0421-2183560,

Email: schwedes@physik.uni-bremen.de

Sünne Andresen Von der (Un-)Möglichkeit solidarisch zu sein in Konkurrenzverhältnissen

I. Was ist Solidarität?

Die Frage, ob und inwiefern Vernetzung eine Brücke zwischen Konkurrenz und Solidarität bilden kann, lässt sich nur beantworten, wenn geklärt ist, was unter Konkurrenz in der Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und unter Solidarität andererseits verstanden wird. Im Historischen *Wörterbuch der Philosophie* (Wildt 1995) wird *Solidarität* in einer Weise definiert, der ich zustimmen würde, nämlich als „Bereitschaft, sich für gemeinsame Ziele oder für Ziele anderer einzusetzen, die man als bedroht und gleichzeitig als wertvoll und legitim ansieht, besonders die engagierte Unterstützung gegen Gefährdungen, vor allem gegen Unrecht“ (ebd., S. 1004). Das klingt eingängig und einfach und doch ist Solidarität, so meine zentrale These, etwas, das sich nur sehr schwer herstellen lässt. Historisch kann dies an der Geschichte der Arbeiterbewegung abgelesen werden, die bis in die Gegenwart als Versuch der Herstellung von Solidarität gewertet werden kann. Nämlich als Bemühen, die zunächst *vereinzelt existierenden Angehörigen* der unterdrückten Klassen über ein gemeinsames Ziel miteinander zu verbinden. Antonio Gramsci, einer der interessantesten politischen Theoretiker des 20. Jahrhunderts, zeigt in seinen Analysen, dass dies im Grunde nicht weniger erfordert, als auf sozialer, kultureller und politischer Ebene zu erzeugen, was er einen neuen *Konformismus*, d.h. eine gemeinsame „Weltauffassung“ nennt.

Ich habe Mitte der 90er Jahre eine empirische Untersuchung zu *Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule* (Andresen 2001) durchgeführt, in der ich der Frage nachgegangen bin, was die Ursachen für Konkurrenz sind oder was – andersherum formuliert – Solidarität verhindert. Diese Studie zeigt, wie schwierig es ist, Solidarität herzustellen. Tatsächlich werden weit mehr die Verhinderungen als die *Realisierungsmöglichkeiten* für die Herstellung eines „Konformismus“ unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen in der Hochschule sichtbar. Diese Verhinderungen sind wesentlich darauf zurückzuführen, dass es spontan eben nicht ein gemeinsames Projekt und gemeinsam geteilte Ziele sind, die unser Handeln im Wissenschaftsfeld leiten, sondern die bürokratisch-hierarchischen Formen oder die zunehmend marktförmig, d.h. nach Wettbewerb gestalteten Steuerungsmechanismen, die uns hier positionieren. Was dies konkret bedeutet, möchte ich anhand der wichtigsten Ergebnisse meiner Studie im Folgenden etwas näher erläutern. Zuvor aber einige Bemerkungen zu den Voraussetzungen der Entstehung von Solidarität.

II. Wann kommt es zu Solidarität – was setzt sie voraus?

In ihrem Versuch eine „systematische Theorie der Solidarität“ zu entwickeln, nennen Karl-Otto Hondrich und Claudia Koch-Arzberger (1992) *sieben „Bedingungs- bzw. Erklärungsfaktoren für Solidarität“* (vgl. ebd., S. 18ff.)¹. Diese decken sich im wesentlichen mit den noch recht naiven Ausgangsannahmen, mit denen ich meine Interviewstudie unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen begonnen hatte: Ich hatte nämlich angenommen, dass Frauen- und Geschlechterforscherinnen in der Hochschule bereits einige Gemeinsamkeiten teilen, die gute Gründe oder Ausgangspunkte für Solidarität darstellen, dies sind:

- *erstens* der Status, den sie hier – als Frauen und als Neulinge in einem Wissensfeld – einnehmen, worin eine „naturwüchsige Ähnlichkeit“ (ebd., S. 18) zwischen ihnen gesehen werden könnte;
- *zweitens* zentrale Ziele, die sie verfolgen – z.B. das der Nutzung von Wissenschaft als Werkzeug für Herrschaftskritik – und die auf die Existenz „gemeinsam geteilter Überzeugungen und Werthaltungen“ verweisen;
- *drittens* die Notwendigkeit, ganze Disziplinen genderkritisch durcharbeiten und hierzu auf die Ergebnisse anderer Frauenforscherinnen angewiesen zu sein, was eine „arbeitsteilige Abhängigkeit“ (ebd.) bedingt;
- *viertens* infolge der Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung zu einem eigenständigen Forschungs- und Lehrgebiet über Kongresse, Tagungen, gemeinsame Veröffentlichungen eine gewisse „Interaktionshäufigkeit“ und „soziale Nähe“ zu haben (Kongresse, die wie Klassentreffen sind);
- *fünftens* schließlich eine gemeinsame Gegnerschaft in all denen, die in Wissenschaft und Politik gegen Frauen- und Geschlechterforschung opponieren.

Trotz dieser ‚objektiven‘ Gemeinsamkeiten zwischen Frauen- und Geschlechterforscherinnen erzählen meine eigene Erfahrungen, die Berichte von Kolleginnen und nicht zuletzt verschiedene Publikationen, die insbesondere seit den 1990er Jahren erschienen sind (vgl. Fox-Keller/Moglen 1990, Kahlert 1994, Modelmog/Gräbel 1994), eine andere Geschichte. Sie belegten, dass Solidarität unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen in der Hochschule keineswegs selbstverständlich ist, dass sich vielmehr auch heftig voneinander abgegrenzt, Unterstützung versagt und konkurriert wird.

Erklärungen dafür, warum dies so ist, lassen sich finden, wenn die tatsächliche Situation von Frauen- und Geschlechterforscherinnen aus einer *subjektwissenschaftlichen Perspektive* in den Blick genommen wird (vgl. Holzkamp 1991), d.h. wenn gefragt

1 Dies sind: 1. eine ‚naturwüchsige Ähnlichkeit‘, 2. gemeinsam geteilte Überzeugungen und Werthaltungen, 3. arbeitsteilige Abhängigkeit, 4. Interaktionshäufigkeit, soziale Nähe, 5. Gerechtigkeit (Gefühl der Beteiligten, dass wechselseitige Beiträge in angemessenem Verhältnis stehen), 6. Spontanität und Organisation (Anstoß zu Solidarität entsteht häufig durch spontane Reaktion z.B. Akt des Widerstands; durch Organisation kann Solidarität dauerhaft eingefordert werden, allerdings steigt Gefahr des Trittbrettfahrens), 7. gemeinsame Gegner und die Bedrohung von außen.

wird, welchen Möglichkeitsraum die einzelne Wissenschaftlerin für sich in der Hochschule wahrnimmt, in der sie ihren beruflichen Weg geht, um ihre individuelle Existenz auf einem bestimmten Niveau zu sichern, und welche Bedeutung den genannten Faktoren, die ‚eigentlich‘ die Herstellung von Solidarität befördern sollten, in diesem Gesamtgefüge zukommt.

III. Die Logik der akademischen Karriere als Hindernis/Basis für Solidarität



Sünne Andresen und Birgit Blättel-Mink

Ein solches Vorgehen habe ich in meiner Interviewstudie gewählt. D.h. ich habe offene Interviews mit sechs promovierten Frauen bzw. Geschlechterforscherinnen durchgeführt, die in den 1990er Jahren an einer Hochschule beschäftigt waren und hier die Habilitation anstrebten. Im Zentrum der Interviews standen die Fragen, wie sie ihre derzeitigen Chancen als Frauenforscherin an der Hochschule wahrnehmen, welche Ziele sie hier verfolgen, wo sie sich mit Barrieren oder Beschränkungen konfrontiert sehen, welche Erfahrungen sie mit Kooperation und Konkurrenz an der Hochschule insgesamt und mit Frauenforscherinnen im Besonderen gemacht haben.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Dimensionen, die Anknüpfungspunkte für den Zusammenschluss und damit für Stärke und kollektive Macht sein könnten, in der *Perspektive der einzelnen*

Frauenforscherin und ihrer Hoffnungen auf akademischen Erfolg eher Gegenteiliges auslösen und im Effekt eine Position der Schwäche hervorbringen bzw. zementieren; im Einzelnen:

1. Die Interviewten nehmen sich keineswegs als Teil einer Gruppe, hier der Gruppe der Frauen- und Geschlechterforscherinnen wahr, sondern als *Vereinzelte*, die sich zudem in einem Feld befinden, in dem die Zugehörigkeit zu einer *einflussreichen* Gruppe, einem Lehrstuhl oder einem Netzwerk einen zentralen Erfolgsfaktor darstellt. So thematisieren alle Interviewten als eine entscheidende Anforderung die der *individuellen Verankerung* im jeweiligen Fachgebiet und Fachbereich. Als ein Struktureffekt des Feldes zeigt sich, dass diese individuelle Integration meist in der Form der Unterstellung unter die Schirmherrschaft eines mächtigen = männlichen Professors angestrebt wird.
2. Die sprichwörtliche Unsicherheit und hohe Selektivität der akademischen Karriere (lange Dauer der Ausbildung, z.T. jahrzehntelange Befristung der Beschäftigung, Erwartungsunsicherheit) bewirken, dass sich möglichst genau an den Karriereanforderungen orientiert wird. Auffällig ist hier, dass Zeit einen zentralen Stellenwert erhält und z.B. die Wahl des Habilitationsthemas oder dessen konkrete Umsetzung eher an der zu erwartenden Bearbeitungsdauer ausgerichtet wird, als an einem imaginären Projekt feministischer Wissenschaftskritik. Dabei ist anzunehmen, dass sich diese Tendenz des Zeitdrucks vor dem Hintergrund der neuesten Novelle des HRGs noch verschärfen wird, werden doch das Alter der Wissenschaftler/innen und die Dauer des jeweiligen Qualifizierungswegs hier ganz ungebrochen zum Qualitätsmaßstab erhoben.
3. Meine Interviews zeigen weiter, dass die Habilitandinnen die Hochschule in vielfältigen Dimensionen tatsächlich als einen Raum erfahren, in dem sie aufgrund ihres Ge-

schlechts marginalisiert und diskriminiert werden. Dies betrifft z.B. den Umgangsstil, die Auseinandersetzungsformen, die Bewertungsmaßstäbe für Leistung und insbesondere die Positions- und Machtverteilungen, die geschlechtshierarchisch strukturiert sind. Dabei stehen in der Sicht der einzelnen die mit dem Geschlecht verbundenen Benachteiligungen im Vordergrund, während dem *Geschlecht als einem positiven Bezugspunkt* für den Zusammenschluss mit anderen Frauen kaum mehr Bedeutung zukommt. Die Interviewten bewerten dies widersprüchlich: Die Vorstellung, dass Frauen schlicht aufgrund ihres Geschlechts gemeinsame Interessen und Ziele verfolgen, lehnen sie als „essentialisierende Homogenisierung“ ab. *Dagegen* halten sie, dass das wirklich Verbindende zwischen Wissenschaftlerinnen der Wunsch nach kompetentem Austausch über Forschungsinhalte und ein gemeinsames Ziel seien. Allerdings wird ein solch gemeinsames Ziel, das über die jeweiligen gegenstandsbezogenen Forschungsinteressen hinausginge, kaum mehr artikuliert oder konkretisiert.

4. Schließlich sehen sich die Interviewten, gerade *weil* sie Frauenforscherinnen sind, besonders unter Druck, die geltenden Aufstiegsregeln zu beachten. Denn Frauen- und Geschlechterforschung gilt nach wie vor als ein randständiges Wissensgebiet – eine *anerkannte Nebensache* – und ist daher wenig geeignet, Prestige und Reputation im Wissenschaftsfeld zu akkumulieren. Dies gilt auch für ein ausgeprägtes gesellschaftspolitisches Engagement, das die Interviewten nicht zuletzt als biographisch entscheidenden Motivationsfaktor für ‚Wissenschaft als Beruf‘ angeben, das sie nun aber als überwiegend karriereschädigend anerkennen müssen.
5. Die Interviewten berichten auch von *Vernetzungserfahrungen* mit anderen Frauenforscherinnen. In der Mehrzahl hatten sie Doktorandinnenarbeitsgruppen, waren in überregionalen Netzwerken aktiv oder in längerfristige Forschungs- und Arbeitszusammenhänge eingebunden. Allerdings kommen diese Formen der Vernetzung – als werde hier ein Naturgesetz befolgt – mit dem Erreichen des „Arbeits“ziels, d.h. mit der Fertigstellung der Buchreihe, dem Abschluss der Promotion, dem Ergattern einer Stelle usw. zu einem Ende. Zum Zeitpunkt des Interviews hat keine der Wissenschaftlerinnen einen intensiveren Arbeitszusammenhang mit Kolleginnen mehr. Teilweise ist dies die Folge eines bewussten Rückzugs aus der „Welt der Netzwerke“, die zunehmend als fraktioniert und durch verhärtete Feindschaften strukturiert erfahren wird. Originalton einer Interviewten: „Je länger man drin ist, desto mehr Feindschaften hat man dann am Ende.“

Insbesondere in diesen zuletzt genannten Punkten wird deutlich, was für mich das zentrale Ergebnis meiner Studie zur Frage der Ursachen von Konkurrenz und der Verhinderung von Solidarität ist: Es wird nicht konkurriert und Solidarität verweigert, weil dies gewollt ist, sondern weil dies als notwendige Konzession an das akademische Karrieremuster erfahren wird, in dem die einzelne Wissenschaftlerin als einzelnes um Erfolg ringendes Individuum gefordert ist. Das Resultat der Befolgung dieser Regel ist der Zerfall des Gemeinsamen. Ohne ein solch gemeinsames Projekt oder Ziel fehlen aber der Solidarität Richtung und Gegenstand. Wie ein solch Gemeinsames in der Wissenschaft unter Frauenforscherinnen aussehen könnte und wie Sie die Chancen einschätzen, es herzustellen, möchte ich gerne diskutieren.

Literatur

- Andresen, Sünne: Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule, Münster 2001.
- Fox-Keller, Evelyn/Moglen, Helene: Gefallene Engel. Frauen in der Wissenschaft, in: Miner, Valerie u.a. (Hgg.): Konkurrenz. Ein Tabu unter Frauen, München 1990, S. 14-34.
- Holzkamp, Klaus: Was heißt „Psychologie vom Subjektstandpunkt?“ Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung, in: Forum Kritische Psychologie 28, Berlin 1991, S. 5-19.

Hondrich, Karl-Otto/ Koch-Arzberger, Claudia: Solidarität in der modernen Gesellschaft, Frankfurt/M. 1992.

Kahlert, Heike: Reflexionen über soziale Beziehungen von Frauen in der Wissenschaft, in: Biester, Elke u.a. (Hg.): Demokratie und Androkratie? Frankfurt/M./New York 1994, S. 69-98.

Modelmog, Ilse/Gräbel, Ulrike (Hgg.): Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?, Münster/Hamburg 1994.

Wildt, A.: Solidarität, in: Wörterbuch der Philosophie Bd. 9: Se-Sp., hrsg. v. Joachim Ritter/Karlfried Gründer, Darmstadt 1995, S. 1004-1015.

Dr. Sinne Andresen, Universität Potsdam, Tel.: 0331-9773681,

Email: andresen@rz.uni-potsdam.de

Birgit Blättel-Mink

Konkurrenz – notwendig? Solidarität – gewollt? Sechs Thesen zum Verhältnis von universitärer und außeruniversitärer Frauen- und Geschlechterforschung

Dass Frauen- und Geschlechterforschung ein Projekt kooperativer Superlative ist, haben die PionierInnen der Frauen- und Geschlechterforschung immer gehofft. Gibt es doch gute Gründe sich zu solidarisieren, solange der „Mainstream“ der Auffassung ist bzw. diese zumindest kommuniziert, geschlechtsspezifische Unterschiede im Hinblick auf gesellschaftliche Positionen seien naturgegeben. Dass Kooperation und Solidarität nicht unter allen Bedingungen handlungsleitend sind, davon konnte ich mich spätestens in meiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des *Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung (HIFI) e.V.*¹ (vgl. <http://www.hifi-heidelberg.de>) überzeugen. Als außeruniversitäres Forschungsinstitut mussten wir von Beginn an um knappe Töpfe kämpfen, ohne eine starke Institution wie die Universität im Rücken zu haben. Im Folgenden will ich die wichtigsten Erfahrungen, die wir diesbezüglich sammeln konnten, thesenhaft formulieren und in einen etwas weiteren Kontext stellen.

1 Seit 2002: Heidelberger Institut für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (HIFI) e.V.

1. Die Knappheitsthese

Frauen in der Wissenschaft konkurrieren miteinander um dreifach knappe Ressourcen: Forschungsgelder sind kontinuierlich knapp, Frauen werden anteilmäßig seltener gefördert als Männer, Gelder für Frauen- und Geschlechterforschung sind noch einmal „rationiert“.

Die geplante Gründungsstudie („Zur sozialen Lage der Frauen in der Stadt Heidelberg“) unseres Institutes im Jahre 1991 kollidierte mit den Plänen des damals in Heidelberg eingerichteten Amtes für Frauenfragen und der neu berufenen Leiterin dieses Amtes und Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Heidelberg. Unsere Studie hätte ein Großteil des Etats dieses Amtes geschluckt. Auch wenn mit den Ergebnissen der Studie die Grundlagen für die zukünftige Arbeit des Frauenamtes gelegt worden wären, so wäre doch gleichzeitig die Handlungsfähigkeit des Amtes stark eingeschränkt gewesen. Die finanzielle Unterstützung durch die Universität Heidelberg war uns jedoch nur für den Fall in Aussicht gestellt worden, dass auch die Stadt Heidelberg die Studie fördern würde. Kurzum, die Studie wurde nie durchgeführt. In „naiven“ Stimmungslagen frage ich mich manchmal heute noch, warum unserem Vorhaben damals von ursprünglicher Begeisterung mehr und mehr Ablehnung entgegengebracht wur-

de. Wie viel an Lebenszeit haben wir investiert, um die EntscheidungsträgerInnen der Stadt, die StadträtInnen, die Frauenbeauftragten von Stadt und Universität von der Nützlichkeit unserer Studie zu überzeugen – vergebens. Dieser Prozess stellte für sich genommen bereits ein interessantes Forschungsobjekt dar – aber wir hatten ja kein Geld!

Wichtig erscheint es mir hier festzuhalten, dass die mangelnde Solidarität der Beteiligten ja durchaus verständlich ist, wenn man davon ausgeht, dass jede/-r PositionsträgerIn ihr/sein Amt zur vollsten Zufriedenheit zu erfüllen hat. Kompromisse sind dabei kaum möglich. Der Wettbewerb verhindert Kooperation und dies wirkt sich wiederum negativ auf die Außendarstellung der Frauen- und Geschlechterforschung aus. Alle beteiligten Organisationen waren ja grundsätzlich bereit, Unterstützung zu leisten.

2. Die Rationalitätsthese

Die Konkurrenz um knappe Ressourcen zwischen universitärer und außeruniversitärer Frauen- und Geschlechterforschung ist nicht notwendig ein rationaler Prozess, sondern folgt einer – wie auch immer gearteten – Logik sozialer Konstruktion von Qualität.

Diese These lässt sich teilweise bereits mit dem bisher Gesagten belegen. Unerwartet wird ein bislang von der Öffentlichkeit als wünschenswert angesehenes Projekt aus ganz unterschiedlichen Gründen abgelehnt. Als ginge es immer nur darum, den außeruniversitären ForscherInnen einen Gefallen zu tun, und nicht mehr etwa um ein für den Feminismus konstitutives Unterfangen der Verknüpfung von Wissenschaft und Politik und damit der Nutzung wissenschaftlicher Ergebnisse für politische Strategien – in unserem Falle für den Kampf gegen geschlechtsspezifische Diskriminierungen im Alltag. Des Weiteren scheiterte unser mehrmaliger Versuch mit der (jeweiligen) Frauenbeauftragten der Universität zu kooperieren häufig daran, dass immer weniger von uns noch Mitglieder der Universität Heidelberg waren, – wir mussten uns ja neben unserer ehrenamtlichen Arbeit für den Verein individuell wissenschaftlich profilieren – und dies als Grund gesehen wurde, nicht mit uns zu kooperieren. Man habe ja selbst genügend WissenschaftlerInnen, die zu bestimmten frauenrelevanten Themen forschen könnten.

Die Rationalitätsthese ist somit als Nicht-Rationalitätsthese zu verstehen. Anstatt externe Angebote der Kooperation anzunehmen und damit allen Beteiligten einen Nutzen zu verschaffen, wurde das Angebot abgelehnt, um sodann in der Zukunft ein eigenes, vielleicht ganz ähnliches Projekt zu starten, aber dann eben auf der Basis der Arbeit interner WissenschaftlerInnen und zum Teil mit Unterstützung von Forschungsgruppen außerhalb der Region. Wie oft mussten wir feststellen, dass Stadt und Universität sich Expertisen beschafft haben und unsere Kenntnis dabei übersehen wurde.

Derartige nicht-rationale Verfahren stellen m.E. einen nicht unerheblichen Teil der wissenschaftlichen Praxis dar. Nicht von ungefähr nimmt das „soziale Kapital“ in



Sünne Andresen, Birgit Blättel-Mink und Anina Mischau

derartigen sozialen Zusammenhängen eine sehr große Bedeutung ein.

3. Die Profitthese

Frauen solidarisieren sich in einer solchen Situation immer nur dann, wenn sie mit der Kooperation eine „win-win“ Situation antizipieren. Für die Kooperation zwischen universitärer und außeruniversitärer Frauen- und Geschlechterforschung heißt das: es muss für alle Beteiligte ein (finanzieller, erkenntnismäßiger, profilierungsspezifischer) Vorteil ersichtlich sein.

Ein solcher Vorteil muss allerdings wahrgenommen werden bzw. wahrgenommen werden wollen. Frauen- und Geschlechterforscherinnen sind auch nur „begrenzt-rationale“ Akteure! Die Bereitschaft zu kooperieren ist in hohem Maße davon abhängig, welchen Nutzen die einzelnen Personen oder die Repräsentanten einzelner Organisationen mit dieser Kooperation verbinden. Wenn nun also die VertreterInnen eines universitären Instituts bereit sind, für die Realisierung eines (gemeinsamen) Projektes Ressourcen (egal ob raum-, zeit- oder geldförmige) zur Verfügung zu stellen, so nur unter der Voraussetzung, dass die Effekte für die eigene Einrichtung positiv sind.

Was haben wir verhandelt, um Räume der Universität Heidelberg für ein Symposium zur Verfügung gestellt zu bekommen; wie schwierig war es, die „Zumutungen“ der WissenschaftlerInnen vor Ort abzuwehren bzw. auf eine auch für uns akzeptable Basis zu stellen. TeilnehmerInnen aus der Fakultät sollten keinen Teilnahmebeitrag bezahlen, sie sollten freie Verpflegung erhalten, sie sollten sich bis ein/zwei Tage vor der Veranstaltung noch an- bzw. abmelden können. Wir hätten damit TeilnehmerInnen von außerhalb nicht zulassen können, da wir ein bestimmtes Kontingent reservieren sollten etc. Obwohl alle Beteiligten schon einmal eine Tagung organisiert hatten, und es besser hätten wissen können!

Auch hier kann wieder generalisiert werden: Außeruniversitäre Forschungsinstitute verfügen häufig nicht – es sei denn, es handelt sich um ein großes und einflussreiches Blaue Liste-Institut, – über ähnlich umfangreiche Ressourcen wie universitäre Einrichtungen. Damit sind die Kooperationsprojekte häufig asymmetrisch strukturiert, was einer strikten Kooperationslogik widerspricht. Die Tauschlogik stellt hier eine adäquatere Logik dar, auch wenn sie die positiven Effekte der Kooperation verringert.

4. Die Interdependenzthese

Kooperative Netzwerke funktionieren nur, wenn alle Beteiligten aufeinander angewiesen sind, d.h. ihr Ziel nicht ohne auf Vertrauen basierende Kooperation erreichen können. Für die universitäre und außeruniversitäre Frauen- und Geschlechterforschung heißt das: es muss eine Situation des Aufeinander-Angewiesenseins geschaffen werden (z.B. durch Fördervorgaben).

Interdependente Kooperation im Forschungsprojekt beinhaltet die Idee, dass die einzelnen Institute aufeinander angewiesen sind, da die gewählte Fragestellung nicht von den WissenschaftlerInnen nur eines Instituts beantwortet werden können. Die Erkenntnis über eine derartige Notwendigkeit kann entweder inhaltlich oder regulativ induziert sein. Unseren Erfahrungen nach ist die inhaltliche Einsicht in die Interdependenz eher von zufälliger als von systematischer Natur, so dass die regulative Vorgabe einen größeren Effekt zu versprechen scheint.

Ähnlich wie auf der EU-Ebene scheint es angebracht, auch auf anderen Aggregats-ebenen im Rahmen der Vergabe von Forschungsgeldern zum Thema Frauen- und Geschlechterforschung Vorgaben bzgl. der Zusammensetzung des Forschungsteams zu machen. Dabei muss verhindert werden, dass immer die gleichen außeruniversitären Forschungsinstitute involviert werden. Soziale Netzwerke der einzelnen ForscherInnen spielen hierbei natürlich eine bedeutende Rolle. Deshalb wäre z.B. der Zusatz „Koope-

ration mit außeruniversitären Forschungsinstituten der Region“ sinnvoll. Sodann sollte auf Interdisziplinarität als einem spezifischen Merkmal von Frauen- und Geschlechterforschung geachtet werden.

5. Die Institutionalisierungsthese

Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen sind einerseits unabhängiger vom „Mainstream“ als universitäre Forschungseinrichtungen, gleichzeitig sind außeruniversitäre Forschungseinrichtungen aber häufig in einer prekären Situation. Die institutionelle Eingebundenheit zumindest eines Mitglieds der außeruniversitären Forschungseinrichtung scheint geboten!

Ist man Mitglied einer Universität, hat man Zugang zur dortigen Infrastruktur. Es ergeben sich andere Möglichkeiten, als wenn man von außen auf die Ressourcen einer Universität zugreifen will. In unserem Falle hieß das, dass es einfacher war, außerhalb Heidelbergs eine Tagung oder ein Symposium zu organisieren, wenn ein Institutsmitglied zugleich Mitglied der ausgewählten Universität war, als in Heidelberg selbst. Und auch Synergien zwischen ForscherInnen ließen sich einfacher herstellen, wenn man den „Fuß in der Tür“ hatte. Dabei scheint es mir bemerkenswert, dass es bezüglich der Thematik eines Projektes oder einer Veranstaltung für „Insider“ kaum Probleme gibt – abgesehen natürlich von der üblichen externen Antragsstellung. Zum Teil konnten sogar interne Fördermittel recht unbürokratisch akquiriert werden. Schließlich kann sich ein Projekt oder eine geplante Veranstaltung besser an die inhaltlichen Schwerpunkte der Frauen- und Geschlechterforschung vor Ort anpassen und damit auch intern das Interesse und die Kooperationsbereitschaft erhöhen. Auch die Förderung von Doktorandinnen und Habilitandinnen ist damit zu verknüpfen.

Aus den genannten Zusammenhängen folgt m.E. die Konsequenz, dass Universitäten selbst verstärkt Institute der Frauen- und Geschlechterforschung im Sinne von An-Instituten gründen sollten, die teilautonom funktionieren und sich vor allem über Drittmittel zu finanzieren hätten. Der Universität bliebe die Bereitstellung der Infrastruktur. Der Nutzen ergäbe sich unmittelbar für alle Mitglieder der Universität und würde noch einmal durch die Bereitschaft zu internationaler Kooperation verstärkt.

6. Die „Embeddedness“-These

Der Frauen- und Geschlechterforschung ist es bisher nur im Ansatz gelungen, eigene funktionsfähige Strukturen jenseits vom „Mainstream“ aufzubauen. Solange die *Knappheitsthese* gilt, können es sich Frauen- und GeschlechterforscherInnen deshalb nicht erlauben, den Verlust von Ressourcen zu riskieren.

Schließt sich damit der „vicious circle“? Reicht es aus, strukturelle und kulturelle Ursachen für die Misere verantwortlich zu machen und sich darauf zu berufen, dass man als Teil des Ganzen eben auch funktionieren muss wie das Ganze? Oder sind wir nicht doch die „besseren“, die kooperativeren Menschen? Ein wesentliches Merkmal von Netzwerken ist wechselseitiges Vertrauen. Vertrauen in die Kooperationsbereitschaft der anderen Seite, Vertrauen, dass die andere Seite spezifische Asymmetrien nicht zu ihrem Vorteil ausnutzt und Vertrauen schließlich, dass sich die andere Seite nicht unerwartet aus dem Netzwerk zurückzieht. Vertrauen kann nur dadurch entstehen, dass man aufeinander zugeht und miteinander kommuniziert. Der „virtuous circle“ der Kooperation auf dem Feld der Frauen- und Geschlechterforschung beginnt mit der gegenseitigen Wahrnehmung und mit der Bereitschaft, sich auch dann kooperativ zu verhalten, wenn es eine andere Option gibt. Dadurch ist die Qualität der Frauen- und Geschlechterforschung mitnichten gefährdet und auch die Verteilung der Ressourcen könnte, angesichts der Teilnahme unterschiedlicher Institute, gerechter ausfallen.

Machen wir also weiter!

PD Dr. Birgit Blättel-Mink, Universität Stuttgart, Tel.: 0711-1213890/-3891, Email: birgit.blaettel-mink@soz.uni-stuttgart.de

Kompetenz und/oder Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis

Der „Weiterbildende postgraduale Zusatzstudiengang Gender-Kompetenz (GeKo)“ der Freien Universität Berlin wurde mit einer großen Tagung im Juni an der FU Berlin eröffnet. GeKo vermittelt Wissen und Handlungskompetenz in Fragen der Chancengleichheit. Der Studiengang steht auf drei Säulen: Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellungspolitik und Training. Im Mittelpunkt steht die Frage: Wie werden (neue) gleichstellungspolitische Konzepte reflektiert und implementiert? GeKo bietet damit eine fundierte Ausbildung, die zwischen Geschlechterforschung und Gleichstellungspraxis vermittelt. Entsprechend der zentralen Themenstellung dieses neuen Lehrangebotes stand das Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis im Mittelpunkt der Beiträge und Diskussionen.

Gender Mainstreaming, Managing Diversity und Total E-Quality sind die neuen Begriffe der institutionalisierten Gleichstellungspolitik. Obwohl nicht unumstritten, haben diese politischen Strategien und Konzepte eine wahre Flut von Aktivitäten ausgelöst: In zahlreichen Organisationen und Unternehmen werden Fachgruppen bzw. Gender-Beauftragte eingesetzt und der Aus- und Weiterbildungsmarkt boomt.

Die Frauen- und Geschlechterforschung beobachtet die neuen Gleichstellungspolitiken kritisch. Diskutiert wird die Frage, ob damit Ergebnisse neuerer Geschlechtertheorien nicht nur ignoriert, sondern sogar unterlaufen werden. Solche Debatten mögen in der alltäglichen Praxis angesichts fortdauernder Ungleichbehandlungen von Frauen und Männern absurd erscheinen. Dennoch haben sie im Hinblick auf ihren gendertheoretischen Impetus durchaus ihre Berechtigung. Es bleibt zu fragen, wie die Kategorie Geschlecht im Sinne von Gender gefasst wird. Läuft eine schematische Analyse entlang der vermeintlich homogenen Kategorien „Frau“ und „Mann“ nicht Gefahr, eine duale Genderstruktur zu reproduzieren? Probleme der theoretischen Fundierung und Fragen der praktischen Umsetzung von Geschlechterpolitik wurden auf der Tagung diskutiert. Im Folgenden ein Blick auf einige Vorträge der Tagung:

Prof. Dr. Cornelia Klinger lieferte mit ihrem Vortrag „Utopie und/oder Illusion. Eine Erinnerung an den Feminismus und andere ‚dirty words‘“ eine Bestandsaufnah-

me und Zustandsbeschreibung des Themas Geschlechterordnung. Dabei interpretierte sie die mit der Entwicklung von Gender Mainstreaming oder Managing Diversity einhergehende „pragmatische Wende in der Geschlechterdiskussion“ als eine Reaktion auf die Sackgassen, in die die feministische Diskussion im Verlauf der letzten Jahre geraten war und ging der Frage nach, ob in dieser Reaktion auch schon eine Lösung der Probleme liegt, die in diese Sackgassen geführt haben.

Unter dem Titel „Blickwechsel der Geschlechterforschung“ erörterte *PD Dr. Barbara Drinck* den Vorwurf an die Geschlechterforschung, sie laufe Gefahr, sich selbst aus dem Wissenschaftssystem auszugliedern und in die Marginalisierung zu überführen und diskutierte, ob diese Gefahr tatsächlich besteht und ob sie mit der Einführung neuer Forschungsstrategien im Gender-Mainstreaming-Konzept gebannt ist. Ihr Schluss: Mit den neuen Förderprogrammen und -strategien, die zur Gleichstellung der Geschlechter Fundamentales beitragen sollen, sind zwar neue Begriffe eingeführt worden, sie haben jedoch das dahinter liegende Grundparadigma des Reproduktionsdualismus nicht abgelöst: Wo Kinder gezeugt und geboren werden, da gibt es „Geschlecht“ – und da gibt es Ungleichheit.

„Durchblicken oder durchsetzen“ - auf diese Formel brachte *Prof. Dr. Nina Degele* den Unterschied von Gender Studies und Gender Mainstreaming. Ihre These: Um die Bedeutung der Kategorie Geschlecht und von Geschlechterverhältnissen in ihren sozialen Zusammenhängen zu durchblicken und im nächsten Schritt auch zu verändern, bedarf es der wissenschaftlichen Analyse. Dafür sind Gender Studies zuständig. Um den nächsten Schritt, nämlich Geschlechtergerechtigkeit zu institutionalisieren, auch politisch durchzusetzen, sind spezifische Instrumente und Methoden notwendig. Damit ist Gender Mainstreaming als politische Strategie gefragt. Zwei völlig verschiedene Kontexte also, denen dieses neue Vokabular entspringt und damit auch unterschiedliche Ziele, denen die beiden Konzepte verpflichtet sind: Reflexion, Wahrheitsfindung und vielleicht auch Verunsicherung einerseits und Empowerment als Erweiterung von Gestaltungsmöglichkeiten und Machtgewinn andererseits. Gender Mainstreaming ist aber nicht nur eine Strategie der Geschlechterpolitik in Politik und

Wirtschaft, sondern ebenso auch in der Institution Wissenschaft. Gender Studies zielen auf eine Entnaturalisierung von Geschlecht, was als Programm allen Strategien des Gender Mainstreaming (implizit) zugrunde liegt. Entlang einiger Beispiele aus der Forschungspraxis zeigte sie auf, was sich Gender Studies und Gender Mainstreaming zu sagen haben und was sie voneinander lernen können.

PD Dr. Michael Meuser untersuchte die Möglichkeiten von „Organisationsveränderung durch Geschlechterpolitik“. Studien zur Implementation „traditioneller“ Frauengleichstellungspolitik in der öffentlichen Verwaltung zeigen, dass es dieser Politik in nur geringem Maße gelungen ist, verändernd in die Strukturen der Organisationen einzugreifen. Diese Strukturen stellen vielmehr eine zentrale Implementationsbarriere dar. Protagonist/innen des Gender Mainstreaming verstehen diesen neuen Ansatz, da er Geschlechtergerechtigkeit als eine Querschnittsaufgabe definiert, als ein Instrument der institutionellen Innovation und sehen gerade darin einen Vorteil gegenüber „traditioneller“ Gleichstellungspolitik. In einer Gegenüberstellung von „alter“ und „neuer“ Geschlechterpolitik diskutierte Meuser die Potentiale zu einer Organisationsveränderung, die der Ansatz des Gender Mainstreaming enthält.

Prof. Dr. Gertraude Krell lieferte in ihrem Vortrag „Gleichstellungspolitik zwischen allen Stühlen: Zur Kritik an neueren Konzepten“ ein Kaleidoskop der Kritik, mittels dessen sie die Vielfalt derzeitiger Positionen verdeutlichte. Die Kritik seitens derer, die Geschlechtertheorie bzw. -forschung und Gleichstellungspolitik skeptisch oder gar ablehnend gegenüberstehen, hat eine lange Tradition und wird unverändert vorgetragen. Neu sind Kritik-Varianten wie die von der Bestseller-Autorin Gertrud Höhler, die mit biologistischen Argumentationen für eine Erhöhung des Frauenanteils in Fach- und Führungspositionen eintritt, in Verbund mit heftigen Attacken gegen 'den Feminismus'. Neu ist auch die massive feministische Kritik an den neueren gleichstellungspolitischen Konzepten Gender Mainstreaming und Managing Diversity, die hinterfragt, ob nicht bisweilen die Unterschiede innerhalb der sozialen Gruppen „Männer“ und „Frauen“ größer als zwischen Männern und Frauen. So warnten Gildemeister und Wetterer bereits 1992, die Frauenförderung habe „zu einer erneuten „Dramatisierung“ der Geschlechterdifferenz geführt und damit auch zu einer neuen Form der Konstruktion der Differenz. Krell beschäftigte sich insbesondere mit der Frage nach den Auswirkungen

dieser Kritiken auf gleichstellungspolitisch Engagierte in Wissenschaft und Praxis.

Dr. Ulla Bock stellte „Institutionalisierungskonzepte von Frauen- und Geschlechterstudien in der Bundesrepublik Deutschland Studiengänge und Studienprogramme für Gender Studies an deutschen Universitäten“ vor. In einem kursorischen Überblick machte sie Tendenzen der Entwicklung solcher Lehrprogramme deutlich und stellte die quantitative Entwicklung, die unterschiedlichen Organisationsstrukturen, die inhaltliche und disziplinäre Ausrichtungen dieser Lehrangebote dar.

Einen Einblick in die „Risiken und Chancen von Gender Mainstreaming“ gab *Dr. phil. Barbara Stiegler* auf der Basis eigener empirischer Erfahrungen mit der beginnenden Umsetzung des Konzeptes Gender Mainstreaming in Kommunen, Ministerien, Gewerkschaften, Hochschulen, Verbänden und anderen Organisationen. Sie bestimmte Gender Mainstreaming als chancenreiche politische Strategie und bestimmte in Abgrenzung von anderen frauen- und geschlechterpolitischen Strategien seine innovativen und erfolgversprechenden Dimensionen. Anschließend setzte sie sich mit Bedenken und Kritiken an dem Konzept auseinander, die zur Zeit vorgebracht werden. Auf dieser Folie machte sie Ansatzpunkte für die Bestimmung einer „Genderkompetenz“ aus.

Neben den Beiträgen waren die Präsentationen und Diskussionen auf den Podien zu unterschiedlichen Aspekten des Themenfeldes sehr interessant, insbesondere das zur Berufspraxis und -perspektiven, weil hier ExpertInnen aus der Praxis über Genderkompetenz berichteten. Insgesamt bot die sehr gut besuchte Tagung ein anregendes Forum zur Auseinandersetzung mit den Fragen, worauf sich Kompetenz und Zuständigkeit für die Gleichstellungspolitik begründen, welche Rolle die Frauen- und Geschlechterforschung dabei spielen kann und soll und wie Gender-Wissen in Handlungskompetenz überführt werden kann.

Dr. Birgitta Wrede,
Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum (IFF),
Universität Bielefeld
email: birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Birgit Blättel-Mink und Ellen Kuhlmann (Hrsg.): Health Professions, Gender and Society. Shifting Relations in Times of Institutional and Social Change. International Journal of Sociology and Social Policy, Vol. 23, No. 4/5, 2003.

In dem auch heute noch traditionellen und hierarchischen Berufsfeld der Medizin und der angegliederten Gesundheitsberufe findet sich eine starke berufliche Trennung nach Geschlecht. Klar, die Krankenschwester ist fast immer weiblich und der Chefarzt (noch) männlich. Doch darüber hinaus gibt es auch zwischen den einzelnen medizinischen Fachrichtungen deutliche Unterschiede in der Geschlechterverteilung. Während die Chirurgie eine männlich dominierte Fachrichtung ist, finden sich in der Dermatologie oder der Kinderheilkunde sehr viel mehr Frauen. Das dies nicht mit der einzelnen Fachrichtung per se zu tun hat, sondern mit dahinter stehenden Bedingungen, verdeutlicht dieses Buch in einem Vergleich einzelner europäischer Länder sehr eindringlich.

Besonders der Aufsatz von *Rosemary Crompton* (S. 36-56), die weibliche und männliche Allgemeinärzte und Ärzte anderer Fachrichtungen in England und Frankreich befragt hat, zeigt, dass sich Frauen vor allem in den Fachrichtungen finden, in denen die Arbeitszeiten mit einem Familienleben kompatibel sind. In beiden Ländern sind Allgemeinärzte selbstständig tätig. In England finden sich allerdings häufig Gemeinschaftspraxen mit fest registriertem Patientenstamm, während in Frankreich die Dichte der niedergelassenen Allgemeinärzte viel höher ist und die Konkurrenz zwischen den Praxen größer.

In England waren im Jahre 1998 58% der Allgemeinärzte Frauen. Allgemeinärzte haben einen relativ großen Spielraum bei der Gestaltung des eigenen Arbeitspensums. Es schien das erklärte Ziel und der Grund für die Wahl der Fachrichtung der von Crompton befragten männlichen und weiblichen Allgemeinärzte, neben dem Beruf auch noch Zeit für die Familie und andere ihnen wichtige Dinge zu haben.

In Frankreich dagegen, wo es weniger Möglichkeiten der Teilzeitarbeit für Allgemeinärzte gibt und lange Arbeitszeiten und häufige Wochenenddienste üblich sind, sind nur 36% der Allgemeinärzte Frauen und bei denen mit eigener Praxis nur 27%. Von allen medizinischen Fachrichtungen haben Allgemeinärzte in Frankreich die längsten Arbeitszeiten. Hier finden sich Frauen vor allem in Fachrichtungen wie Gynäkologie oder

Dermatologie in angestellten Positionen in Krankenhäusern, wo zum Beispiel Wochenenddienste im Allgemeinen vermieden werden können.

Auch *Natalie Lepeyre* (S. 97-20) schildert in ihrem Beitrag über Allgemeinärztinnen in Frankreich, dass das Modell des männlichen Allgemeinarztes, der völlig in seiner Arbeit aufgeht und viele Stunden arbeitet, nicht mit den Vorstellungen der nachwachsenden Generation von Medizinstudentinnen und jungen Ärztinnen kompatibel ist. Durch eine Änderung im französischen Ausbildungssystem scheint die Anzahl der weiblichen Allgemeinärzte stetig zuzunehmen. Allgemeinärztinnen entwickeln zunehmend Strategien um den medizinischen Alltag und das Familienleben zu vereinbaren. Arbeitszeiten werden gestrafft, zum Beispiel auch durch Verkürzung der Zeiten, die mit den einzelnen Patienten verbracht werden. Durch eine zunehmende Tendenz, in Gemeinschaftspraxen zu arbeiten, erhöht sich die Flexibilität der Einzelnen. Einige der befragten Allgemeinärztinnen hatten sogar ihre Schwangerschaften um günstige Zeiten in ihrer Ausbildung herum geplant.

Elianne Riska untersuchte bei männlichen und weiblichen Pathologen in Finnland, ob das Geschlecht eine Rolle spielt bei der Entscheidung für diese Fachrichtung (S. 59-79). Obwohl in Finnland die Hälfte aller Ärzte weiblich sind, finden sich in der Pathologie nur 28% Frauen. Neun der 46 weiblichen Pathologen in Finnland, und neun männliche Pathologen wurden interviewt. Abgefragt wurden die Gründe der Wahl der Fachrichtung und ob es innerhalb der Fachrichtung zu geschlechtsspezifischer Arbeitsverteilung kommt. Für die befragten Frauen war der wichtigste Grund für ihre Entscheidung, dass es in der Pathologie einen geregelten Achtstundentag ohne Nacht- oder Wochenenddiensten gibt. Besonders bemerkenswert ist, dass die Pathologinnen berichteten, dass explizit ihnen als Frauen, zu untersuchendes kindliches Gewebematerial oder die Autopsien von Kindern angetragen wurden.

Der Artikel von *Ellen Kuhlmann* (S. 80-96) beschäftigt sich mit Geschlechtsunterschieden und Hierarchien bei Zahnärzten in Deutschland. Insgesamt wurden 1.325 weibliche und männliche Zahnärzte befragt. Obwohl schon 1925 20% und in den sechziger Jahren fast 30% der Zahnmedizinstudenten weiblich waren, fiel deren Anteil 1975 auf 16%. Interessanterweise ging dies mit dem gleichzeitigen Anstieg von Prestige und Einkommen der Zahnärzte und der verstärkten Tendenz zu selbstständigen Tätigkeit einher. Heute sind 35% aller

Zahnärzte in Deutschland Frauen, in Westdeutschland liegt der Anteil von Zahnärztinnen mit eigener Praxis allerdings nur bei 26%, in Ostdeutschland dagegen bei 50%. Eine Ausnahme bildet die Kieferorthopädie, mit einem Frauenanteil von 50%. Dies scheint eine typische Tendenz widerzuspiegeln, denn in der Kieferorthopädie sind der größte Teil der Patienten Kinder. Andererseits zeigt sich hier auch ein in der Medizin seltenes Phänomen, da die Kieferorthopädie sehr hohes Ansehen und Einkommen genießt, und trotzdem zu 50% mit Frauen besetzt ist.

Weitere Themenfelder des sehr interessanten Buches befassen sich mit der mangelnden Interaktion zwischen Ärzten und Hebammen in England (*Kenda Crozier*, S. 123-138), mit den Konflikten zwischen Krankenschwestern und Krankenschwesternhelferinnen in Norwegen (*Rannveig Dahle*, S. 139-158) und mit einem aktuellen Vergleich der Strukturierung der Altenpflege zwischen Schweden und Deutschland (*Hildegard Theobald*, S. 159-185).

Dr. Stefanie J. Klug
Fakultät für Gesundheitswissenschaften,
Universität Bielefeld

Liesel Hermes / Andrea Hirschen / Iris Meißner (Hg.): Gender und Interkulturalität. Ausgewählte Beiträge der 3. Fachtagung Frauen- /Genderforschung in Rheinland Pfalz, Stauffenburg Verlag, Tübingen 2002, Band 4, XVI, 317 S., 30 €, ISBN 3860577948



Die 3. Fachtagung Frauen- und Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz hatte zum Ziel, einen Überblick über den neuesten Stand der Geschlechterforschung in verschiedenen Disziplinen zu liefern und insbesondere Nachwuchswissenschaftlerinnen zu Wort kommen zu lassen. Überdies sind einige ausländische Wissenschaftlerinnen von Partneruniversitäten vertreten. Der vorliegende Band bietet eine Auswahl der wichtigsten vorgestellten Themen und Projekte. Der Einführungsvortrag von Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz bewegt sich im Grenzgebiet von feministischer Theologie und Philosophie und ist Edith Stein gewidmet. Die weiteren Beiträge sind in vier Sektionen gegliedert: Literatur- und Kulturwissenschaft mit einem Schwerpunkt auf interkulturellen Themen; Philosophie und Theologie mit Beiträgen u.a. über Mystik, Ästhetik, philosophische Ökonomie und Politik; Sozialwissenschaften mit überwiegend empirischen Untersuchungen sowie Naturwissenschaften und Technik mit ebenfalls empirischen Forschungsbeiträgen, u.a. aus den Bereichen Mathematik und Informatik. Die in diesen Band aufgenommenen Beiträge machen deutlich, dass in Rheinland-Pfalz Frauen- und Gender-Forschung einen bedeutenden Platz in der Forschung einnimmt.

rinnen von Partneruniversitäten vertreten. Der vorliegende Band bietet eine Auswahl der wichtigsten vorgestellten Themen und Projekte. Der Einführungsvortrag von Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz bewegt sich im Grenzgebiet von feministischer Theologie und Philosophie und ist Edith Stein gewidmet. Die weiteren Beiträge sind in vier Sektionen gegliedert: Literatur- und Kulturwissenschaft mit einem Schwerpunkt auf interkulturellen Themen; Philosophie und Theologie mit Beiträgen u.a. über Mystik, Ästhetik, philosophische Ökonomie und Politik; Sozialwissenschaften mit überwiegend empirischen Untersuchungen sowie Naturwissenschaften und Technik mit ebenfalls empirischen Forschungsbeiträgen, u.a. aus den Bereichen Mathematik und Informatik. Die in diesen Band aufgenommenen Beiträge machen deutlich, dass in Rheinland-Pfalz Frauen- und Gender-Forschung einen bedeutenden Platz in der Forschung einnimmt.

Irene Leicht, Claudia Rakel, Stefanie Rieger-Goert (Hg.), Arbeitsbuch Feministische Theologie. Inhalte, Methoden und Materialien für Hochschule, Erwachsenenbildung und Gemeinde, Gütersloh 2003, 380 S., 27.95 €, ISBN 3579054007

Das Werkbuch bietet eine aktuelle Einführung in die Feministische Theologie mit dem Ziel, das Lehren und Lernen in diesem Themengebiet zu systematisieren und zu erleichtern. In 19 Kapiteln wird in die wichtigsten

Thematiken und Inhalte Feministischer Theologie eingeführt und jeweils mit einer aktuellen Bibliographie ergänzt. Das Themenspektrum reicht von „Gottesrede“ über „Wissenschaftskritik“ bis hin zu „Körper und Sexualität“. In über 50 inhaltlich und didaktisch ausgearbeiteten Einheiten für den Unterricht in Hochschule und Schule arbeiten die Autorinnen konsequent nach dem Konzept der Elementarisierung. Auf einer separaten CD-Rom sind eine Vielzahl an Arbeitsmaterialien und Arbeitstexten abrufbar.

Erlemann, Christiane: Ich trauer meinem Ingenieurdasein nicht mehr nach. Warum Ingenieurinnen den Beruf wechseln. Eine qualitative empirische Studie, Kleine Verlag, Bielefeld 2002, 440 S., 24.90 €, ISBN 3893703705

Haben Frauen kein Interesse an Technik – oder welche anderen Ursachen sind dafür verantwortlich, dass es so wenige Ingenieurinnen gibt? Wo sollten z.B. Hochschulen ansetzen, um ihre Ingenieurstudiengänge für Frauen attraktiver zu machen? Die vorliegende Arbeit rollt das viel diskutierte Thema aus einer ungewöhnlichen Perspektive auf: Durch Befragung von Ingenieurinnen, die ihren Beruf „an den Nagel gehängt“ haben. Denn Erfahrungen von Fachaussteigerinnen können wie ein Seismograph den Blick auf Faktoren lenken, die auf subtile Weise Frauen von technischen Fächern entfremden. Mit der Methode der interpretativen Textanalyse rekonstruiert die Autorin die Abwendung vom ingenieurwissenschaftlichen Feld und deckt die Verflechtung positiver wie negativer fachlicher Erfahrungen mit dem persönlichen Hintergrund auf. Diese Methode, basierend auf biographisch orientierten narrativen Interviews, wird hier erstmals im Rahmen einer berufssoziologischen Untersuchung des Ingenieurwesens konsequent angewandt. Die drei einfühlsamen Fallrekonstruktionen, ausgewählt aus zwölf Interviews, sind sehr gut nachvollziehbar, in sich schlüssig und spannend zu lesen. Ergänzt durch „gegen den Strich gebürstete“ Studienstatistiken sowie kritische Kommentare zu vorliegenden Untersuchungen über Ingenieurstudentinnen vermittelt die empirische Studie sowohl den Einstieg in das Thema für Interessierte, einen thematisch und methodisch



Die 3. Fachtagung Frauen- und Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz hatte zum Ziel, einen Überblick über den neuesten Stand der Geschlechterforschung in verschiedenen Disziplinen zu liefern und insbesondere Nachwuchswissenschaftlerinnen zu Wort kommen zu lassen. Überdies sind einige ausländische Wissenschaftlerinnen von Partneruniversitäten vertreten. Der vorliegende Band bietet eine Auswahl der wichtigsten vorgestellten Themen und Projekte. Der Einführungsvortrag von Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz bewegt sich im Grenzgebiet von feministischer Theologie und Philosophie und ist Edith Stein gewidmet. Die weiteren Beiträge sind in vier Sektionen gegliedert: Literatur- und Kulturwissenschaft mit einem Schwerpunkt auf interkulturellen Themen; Philosophie und Theologie mit Beiträgen u.a. über Mystik, Ästhetik, philosophische Ökonomie und Politik; Sozialwissenschaften mit überwiegend empirischen Untersuchungen sowie Naturwissenschaften und Technik mit ebenfalls empirischen Forschungsbeiträgen, u.a. aus den Bereichen Mathematik und Informatik. Die in diesen Band aufgenommenen Beiträge machen deutlich, dass in Rheinland-Pfalz Frauen- und Gender-Forschung einen bedeutenden Platz in der Forschung einnimmt.

weiterführenden, interdisziplinären wissenschaftlichen Beitrag als auch praxisorientierte Handreichungen zu einem hochaktuellen bildungspolitischen Handlungsfeld.

Gisela Notz: Frauen in der Mannschaft. Sozialdemokratinnen im Parlamentarischen Rat und im Deutschen Bundestag 1948–1957, mit 26 Biografien, Dietz Verlag, Bonn 2003, 568 S., 49.80 € ISBN 3801241319



Anhand der konkreten Biografien von 26 sozialdemokratischen Frauen im Parlamentarischen Rat und in den beiden ersten Bundestagen zeigt Gisela Notz ein Stück Zeitgeschichte der Jahre 1948–1957 auf. Ausgehend von einer kurzen Beschreibung der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Situation

in der BRD schildert die Autorin die parlamentarische Arbeit der Frauen, fragt nach dem »Fraueneinfluss« in Politik, Verwaltung und Wirtschaft und untersucht, welche Rolle frauenpolitische Aspekte spielten und welche Barrieren Frauen zu überwinden hatten. Einige der Aufbauarbeiterinnen konnten an den Erfahrungen der Weimarer Republik ansetzen. Die meisten hatten sich während des Nationalsozialismus an Aktionen gegen das Regime beteiligt, oftmals als wichtige Unterstützung im Hintergrund, im Alltag, in Betrieben, einige hatten Konzentrations- und Todeslager überlebt, andere waren in die Emigration gegangen. Allen gemeinsam war der Wunsch, dafür zu arbeiten, dass ein sozialistisches und demokratisches Deutschland geschaffen wurde, in dem Unrecht, sozialer und geschlechterspezifischer Ungerechtigkeit, Faschismus und Krieg ein für alle Mal der Boden entzogen war. Die meisten Biografien zeigen keine »normalen« Lebenswege. Sie erscheinen voller Brüche, Ambivalenzen und Widersprüche. Das Selbstbewusstsein der Frauen besticht ebenso wie ihre Bescheidenheit und ihre sozialistische Überzeugung, die sie zum großen Teil in Arbeiterfamilien gewonnen haben und nie preisgeben wollten. Die Parlamentarierinnen sahen die Grenzen der patriarchalen Gesellschaftsnormen, stellten diese aber nicht grundsätzlich in Frage. Sie wollten die Partei und die neue Republik Schul-

ter an Schulter mit den Genossen aufbauen und blieben dabei immer einige Schritte hinter ihnen zurück. Zur Autorin: Gisela Notz geb. 1942, Dr. phil., Sozialwissenschaftlerin, wissenschaftliche Referentin in der Abteilung Sozial- und Zeitgeschichte des Historischen Forschungszentrums der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn und Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: bezahlt und unbezahlt geleistete Frauenarbeit, alternative Ökonomie, Familiensoziologie, berufliche und politische Bildung, historische Frauenforschung.

Ulrike Detmers (Hrsg.): Geschäftserfolg durch Geschlechterdemokratie, Reihe: Frau und Beruf, Band 3, Lit Verlag, Münster u.a. 2003, 160 S., 19.90 € ISBN 3825861600

Der soziale Wertewandel nimmt Einfluss auf herkömmliche Rollenmuster der Geschlechter. Seit der Zulassung zu allen Bildungsinstitutionen hat die professionelle Leistungsfähigkeit von Frauen die gleiche Stufe erreicht wie die der Männer. Fixierte Geschlechterbilder und männliche Ideologien blockieren jedoch die totale Gleichstellung der Geschlechter. Die Schriftenreihe Frau und Beruf enthält kritische Texte, die Impulse zum Bewusstseinswandel Richtung Geschlechterdemokratie erzeugen wollen.

Knappheit war und ist häufig ein Entwicklungsfaktor – und im Falle der leistungsbedrohlichen Verknappung qualifizierter Fach- und Führungskräfte ein besonders guter: Für die Entwicklung überfälliger geschlechterdemokratischer Unternehmenskulturen. Umsätze verdanken die Unternehmen seit jeher zum großen Teil weiblicher Kaufkraft – nun sind diese zur Erhaltung ihrer Wettbewerbskraft endlich auch auf die weiblichen Kompetenzen für's Spitzen-Management angewiesen! Der dritte Band der Buchreihe „Frau und Beruf“ ist eine Fortsetzung des Konzepts konsequenter Herausstellung des Nutzens, der mit der Erschließung weiblicher Kompetenzen verbunden ist. Herausgeberin und Co-AutorInnen untermauern und beschreiben, warum und wie Geschäftserfolg aus Geschlechterdemokratie resultiert.



Uschi Baaken/ Lydia Plöger (Hg.): Gender Mainstreaming. Konzepte und Strategien zur Implementierung an Hochschulen, Wissenschaftliche Reihe Band 145, Kleine Verlag, Bielefeld 2002, 144 S., 17.40 € ISBN 3893703721



Die Gleichstellungspolitik an Hochschulen hat in den letzten Jahrzehnten viel verändert, ist in ihren Effekten jedoch hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Dies erfordert eine veränderte Sichtweise von Gleichstellungspolitik und die Auseinandersetzung mit neuen Handlungsstrategien und Möglichkeiten.

In den derzeitigen gleichstellungspolitischen Debatten wird der Gender Mainstreaming-Ansatz als sinnvolle Erweiterung der bisherigen Frauenförderpolitik angesehen. Die Beiträge des Tagungsbandes thematisieren die aktuellen Diskussionen zur Umsetzung von Gender Mainstreaming in Organisationen. Die Umsetzung und Gestaltung von Gender Mainstreaming an Hochschulen steht dabei im Mittelpunkt. Der Band beinhaltet sowohl theoretisch-rechtliche als auch Beiträge, die sich mit Konzepten zur Implementierung von Gender Mainstreaming auf nationaler und internationaler Ebene auseinandersetzen.

Broschüre „Adressen für die Mädchenarbeit in NRW“

Mädchenarbeit lebt von der Vernetzung unter Pädagoginnen, davon, dass Praktikerinnen, Referentinnen, Expertinnen aus unterschiedlichen Bereichen voneinander wissen. In diesem Sinne hat die LAG Mädchenarbeit in NRW e.V. bereits 1999 eine Adressenbroschüre herausgegeben. Sie sollte einen ersten Überblick über die vielfältige Mädchenarbeitslandschaft in NRW geben. In Zusammenarbeit mit der LAG kommunaler Frauenbüros/Gleichstellungsstellen NRW wurde diese Broschüre nun überarbeitet. Folgende Rubriken sind zu finden:

- o Mitglieder der LAG Mädchenarbeit in NRW e.V.
- o weitere Mädchenarbeitskreise in NRW
- o Mädchentreffs und Mädchenhäuser in NRW

- o Nützliche Adressen für die Praxis
- o Internetadressen
- o Ministerien und Landesjugendämter NRW

Die Broschüre umfasst 24 Seiten und kann bei der Geschäftsstelle der LAG Mädchenarbeit kostenlos bestellt werden:

Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in NRW e.V., Alsenstr.28, 33602 Bielefeld, fon 0521-13 95 94, fax 0521- 329 21 05, lag@maedchenarbeit-nrw.de www.maedchenarbeit-nrw.de

Cornelia Krause-Girth / Christa Oppenheimer (Hg.): Lebensqualität und Beziehungen. Geschlechtersensible Betreuung psychisch Kranker, Psychiatrie-Verlag, Bonn 2003, ca. 260 S., 19.90 € ISBN 3884143573

„Man hat ja immer so die Vorstellung bei manchen Klienten, ich glaube, da bin ich auch nicht frei davon, Sexualität findet gar nicht statt. Und oftmals macht man wirklich überraschende Erfahrungen ... dass da doch Sexualität gelebt wird und man es sich bloß nicht vorstellen konnte“

Die Bedürfnisse und Konfliktlagen psychisch kranker Menschen unterscheiden sich je nach Geschlecht und Sozialisation – gender – erheblich. Obwohl das Erleben von Sexualität einen entscheidenden Einfluss auf die Lebensqualität hat, leben viele psychisch Kranke ohne Partnerschaft und vor allem Frauen können ihre Sexualität nur selten leben.

Bislang werden in der Betreuung und Behandlung psychisch Kranker weder die geschlechtsspezifische Unterschiede berücksichtigt, noch haben Liebe und Sexualität und die damit verknüpften Probleme einen Platz im psychiatrischen Alltag. Im Rahmen eines Forschungsprojektes der Universität Frankfurt gingen die Autorinnen der Frage nach, welche Bedeutung das Geschlecht und die Sexualität für psychiatrie-erfahrene Menschen haben und wie dieser Aspekt in der alltägli-



chen Arbeit zwischen Professionellen und Betroffenen reflektiert und behandelt wird. Dabei werden nicht nur Literaturrecherchen zusammengefasst, sondern auch Ergebnisse von Interviews und Befragungen von Nutzerinnen und Nutzern im Betreuten Wohnen ausgewertet.

Im Einzelnen geht es dabei um sowohl um frauenspezifische Themen wie die Sexualität psychisch kranker Frauen, die Situation psychisch kranker Mütter und die Probleme der Kinder schizophrener Mütter, als auch um beide Geschlechter betreffende Themen wie die Beziehungssituation psychisch kranker Frauen und Männer im Betreuten Wohnen.

Als Ergebnis werden Empfehlungen für eine geschlechtersensible Betreuung psychisch Kranker formuliert, die einen bewussten Umgang mit Sexualität einschließt und so die Lebensqualität der Psychiatrie-Erfahrener verbessern hilft.

**Ellen Kuhlmann/ Sigrid Betzelt (Hg.):
Geschlechterverhältnisse im Dienstleistungssektor. Dynamiken, Differenzierungen und neue Horizonte, Schriften des Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (HIFI) e.V., Bd. 6, 2003, 219 S., 24 €
ISBN 3-8329-0219-8**



Dienstleistungsarbeit ist der Motor des gesellschaftlichen Wandels. Die Dynamiken sind wesentlich durch veränderte Erwerbsmuster, Karriereaspirationen und Zeitstrukturen von Frauen geprägt. Frauen gestalten die Wandlungsprozesse mit, doch die Erklärungsmodelle orientieren sich weiterhin an männlichen Akteuren. In

den Analysen zeichnet sich durchgängig ab, dass die Verknüpfungen zwischen Erwerbsarbeits- und Lebenssphäre nicht angemessen erfasst werden. Darüber hinaus steht zur Diskussion, ob die Heterogenität und Dynamik des Dienstleistungssektors in traditionellen Kategorien wie Institution, Organisation, Profession oder Arbeitskraft abgebildet werden kann. In diesem Band werden die Geschlechterverhältnisse ins Zentrum gestellt und aktuelle Entwicklungen aus unterschiedlichen Perspektiven empirisch untersucht. Der Vergleich zwi-

schen Theorieansätzen und sozialen Feldern eröffnet neue und weiterführende Perspektiven in der Debatte um Dienstleistungsarbeit und Geschlecht.

Andrea Wolfram: Frauen im Technikstudium. Belastungen und Bewältigung in sozialen Studiensituationen, WAXMANN, Münster u.a. 2003, 282 S., 29.90 € ISBN 3830912404

In technischen Studienfächern stagnieren die Studentinnenzahlen auf niedrigem Niveau, obwohl die Bildungschancen nahezu gleich sind und der Anteil von Studienanfängerinnen an Hochschulen sich 50% nähert. Dieses Buch setzt sich mit sozialen in Abgrenzung zu leistungsbezogenen Studienbelastungen in technischen Studiengängen und ihrer Bewältigung durch Ingenieurstudierende im Geschlechter- und Hochschulvergleich auseinander.

Gründe für die äußerst geringe Attraktivität eines Ingenieur- bzw. Informatikstudiums für Frauen liegen u.a. in den Anforderungen an (informations-)technischen Fachbereichen, die über das für beide Geschlechter gleichermaßen empfundene hohe Leistungsniveau hinausweisen. Diese Anforderungen wurden in der vorliegenden Untersuchung auf der Grundlage des stresstheoretischen Transaktionsmodells nach Lazarus als soziale Studienbelastungen interpretiert, und die Bewältigungsformen als Reaktion auf diese Belastungen erforscht.



Tagung zum Thema E-Learning & Gender an der Universität Bielefeld

Virtual International Gender Studies: Innovation und Implementierung

Eine Tagung zum Einsatz neuer Medien in der Lehre veranstaltet das Projekt „VINGS – Virtual International Gender Studies“ am 30. und 31. Oktober 2003 an der Universität Bielefeld. Unter dem Titel „VINGS: Innovation und Implementierung“ werden Ergebnisse und Produkte des Verbundprojekts VINGS vorgestellt und in einem umfassenderen Rahmen zur Diskussion gestellt.

Ansätze einer geschlechtersensitiven Mediendidaktik in Theorie und Praxis werden im Schwerpunkt „E-Learning & Gender“ diskutiert. Unter dem Motto „Gender Best Practice“ stellen vier E-Learning-Projekte in den Bereichen Geistes- und Kulturwissenschaften sowie Rechts- und Naturwissenschaften ihre Arbeitsergebnisse vor. Die ausgewählten Projekte zeichnen sich dadurch aus, dass sie bei der mediendidaktischen Umsetzung ihrer Online-Studienangebote geschlechterrelevante Aspekte reflektiert haben.

Fragen der nachhaltigen Implementierung von E-Learning an Hochschulen erörtert. Vertreter/innen des Universitätsverbundes Multimedia NRW, des Projektträgers Neue Medien in der Bildung, der Hochschulleitenden und der Projekte setzen sich im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit der Integration multimedialer Lehrmodule in Präsenzuniversitäten auseinander. Im Fokus stehen dabei insbesondere die Chancen der Verankerung internationaler virtueller Gender Studies.

Das E-Learning-Projekt „VINGS – Virtual International Gender Studies“ realisiert zwei bundesweit einmalige Online-Studienangebote:

- das Studienprogramm VINGS im Bereich der internationalen Frauen- und Geschlechterforschung sowie
- das Weiterbildungsangebot „VINGS Qualifizierung Gleichstellung“.

Das Modellprojekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert und läuft unter der Konsortialführung des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF) der Universität Bielefeld bis zum Frühjahr 2004. In Kooperation der Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und der FernUniversität Hagen werden im Rahmen der Projektlaufzeit multimediale Lehr-/Lerneinheiten für 27 Kurse im Umfang von 42 Semesterwochenstunden erstellt. Seit dem Sommersemester 2002 können Studierende Online-Kurse belegen und via Internet bei international renommierten Expertinnen und Experten studieren.

Tagungsprogramm

VINGS: Innovation + Implementierung

Aussichten aus einem E-Learning-Projekt
30. und 31. Oktober 2003, Universität Bielefeld, Raum A3-126 (Senatssaal)



Donnerstag, 30.10.2003

14.00 Uhr Begrüßung
Prof. Dr. Ursula Müller, Leiterin des Verbundprojekts VINGS, Universität Bielefeld,
Prof. Dr. Dieter Timmermann, Rektor der Universität Bielefeld

14.15 Uhr
Good practice für gendersensitive E-Learning-Projekte
Prof. Dr. Britta Schinzel, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Informatik und Gesellschaft

15.00 Uhr
Strukturierte Komplexität: Das VINGS-Curriculum
Dr. Paula-Irene Villa, Universität Hannover, Institut für Soziologie

und Sozialpsychologie

15.45 Uhr Kaffeepause

16.15 Uhr
Vernetztes Lehren und Lernen: Chancen von internationalen virtuellen Gender Studies
Prof. Dr. Ilse Lenz, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaften

17.00 Uhr

Implementierung von E-Learning in Präsenz-universitäten mit Blick auf die Integration virtueller Gender Studies

Podiumsdiskussion u.a. mit:

- Dr. Hubert Groten, Geschäftsführer des Universitätsverbundes MultiMediaNRW
- Dr. Bernd Kleimann, Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS), PT-Begleitprojekt zu Nachhaltigkeitsstrategien für E-Learning an Hochschulen
- Prof. Dr. Ursula Müller, Leiterin des Verbundprojekts VINGS, Universität Bielefeld
- Prof. Dr.-Ing. Gerhard Sagerer, Prorektor für Lehre, Studienangelegenheiten und Weiterbildung der Universität Bielefeld, Technische Fakultät
- Projektträger Neue Medien in der Bildung + Fachinformation (PT-NMB+F) des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF)

Moderation: Prof. Dr. Brigitte Young, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Institut für Politikwissenschaften

18.30 Uhr Buffet

Freitag, 31.10.2003

9.00 Uhr VINGS: Lehren und Lernen im Netz

9.30 Uhr

Concept Maps als Mittel der Visualisierung in der Online-Lehre

Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Universität Hannover, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie

10.00 Uhr

Einzelpräsentationen eingeladener Projekte (s. unten)

11.00 Uhr Kaffeepause

11.20 Uhr

Geschlechtersperspektive auf Lernen & Lehren mit digitalen Medien

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Hochschuldidaktisches Zentrum (HDZ) der Universität Dortmund

11.40 Uhr

Ergebnisse zur Begleituntersuchung »Gender Mainstreaming-Media« im BMBF-Programm »Neue Medien in der Bildung – Förderbereich Hochschule«
Marion Kamphans, HDZ Universität Dortmund

12.10 Uhr

Männer in der Minderheit – Genderaspekte im BMBF-Projekt »Prometheus – das verteilte digitale Bildarchiv für Forschung und Lehre«

Dr. Ute Verstegen, Kunsthistorisches Institut der Universität zu Köln

14.00 Uhr

edumedia – Berücksichtigung von Gender in einem Weiterbildungsstudienprogramm

Britta Voß, Ilke Nübel, Universität Duisburg-Essen, Institut für Erziehungswissenschaften

14.30 Uhr

Physik multimedial – Lehr- und Lernmodule für das Studium der Physik als Nebenfach

Helmut Schottmüller, Universität Bremen, Technologiezentrum Informatik

15.00 Uhr

RION – Rechtsinformatik im Netz

Bernd Remmele, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Informatik und Gesellschaft

15.30 Uhr Abschlussdiskussion

Öffentliches Rahmenprogramm der Tagung

BMBF-Projekte stellen sich vor

Diese Veranstaltung ist offen für alle Interessierten
Freitag, 31.10.2003, 12.00-14.00 Uhr

Universität Bielefeld, Raum A3-137

edumedia (<http://www.edumedia.de>)

ILSO (<http://www.fernuni-hagen.de/ILSO>)

Monist 8 (<http://www.monist.de>)

Physik multimedial

(<http://www.physik-multimedial.de>)

PortaLingua - babelon

(<http://luna.lili.uni-bielefeld.de>)

Prometheus (<http://www.prometheus-bildarchiv.d/>)

Simba (<http://www.die.et-inf.uni-siegen.de/simba>)

Virtuelle Sozialpsychologie mit Compile

(<http://psycho.uni-muenster.de>)

Medienquadrat (<http://141.54.159.52/m2demo/m2/extern/index.php>)

Methodenlehre-Baukasten (<http://www.izhd.uni-hamburg.de>)

VINGS (<http://www.vings.de>)

Weitere Informationen und Anmelde-möglichkeiten über das IFF der Universität Bielefeld und über www.vings.de.

Our Future is Perfect – Kritische Veranstaltungsreihe zur Biotechnologie

Im Rahmen der Reihe, die vom internationalen autonomen feministischen Referat für Frauenlesbentransgender in Kooperation mit dem Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum (IFF) der Universität Bielefeld veranstaltet wird, sind in diesem Jahr bislang folgende Vorträge geplant:

29.10.2003

Dr. Erika Feyerabend, BioSkop e.V., Essen:
Lebe risikokontrolliert und sozialverträglich!
Feministische Wissenschaftskritik an Gen- und Biotechnologien

Die Gen-Forschungen verspricht viel, vor allem Krankheitsbewältigung und ein längeres und gesünderes Leben für alle. Unumstritten sind ihre Zukunftsperspektiven und Versprechungen dennoch nicht. Besonders die Gen-Analysen rufen auch Befürchtungen hervor. Die genetische Planung ganzer Bevölkerungen könnte mit den Mitteln moderner Forschung erneut wirklich werden. „Selektion“, „Eugenik“ oder „genetische Fortpflanzungskontrolle“ sind alarmierende Begriffe. Die moderne GenomforscherInnen und MolekularbiologInnen weisen diese Bevölkerungspolitik weit von sich. Die Figur des „Gesunden Kranken“, der „Risikoperson“, der „Noch-Nicht-Kranken“ betritt die gesellschaftliche Bühne. Nicht „Selektion“ sondern „Prävention“ von Krankheiten, so lautet die gegenwärtige Zielvorgabe. Entgegen aller Beteuerungen, kann dennoch die eugenische Planung von ganzen Bevölkerungen – nach dem Modell der „individuellen Chance“ – zum gesellschaftlichen Normalfall werden.

05.11.2003

Dr. Silja Samerski, Universität Hannover:
Die verrechnete Hoffnung. Von der selbstbestimmten Entscheidung durch genetische Beratung.

Genetische Beratung verspricht, schwangeren Frauen angesichts vorgeburtlicher Testoptionen zu einer „informierten Entscheidung“ zu verhelfen. Sie lernen, die verschiedenen Risiken der Option „Test“ und „kein Test“ gegeneinander abzuwägen und auf der Grundlage dieser Risikobilanz eine Art von „Produkthaftung“ für ihren Nachwuchs zu übernehmen. Allerdings kann der Genetiker lediglich statistische Zahlen auflisten, aber

über das, was für seine Klientin bedeutsam wäre – nämlich wie es ihr und ihrem Kind ergehen wird – keine Aussagen machen. Diese Kluft zwischen der konkreten Person und den abstrakten Wahrscheinlichkeitszahlen verschleiert er durch sein Gerede von den Genen, in denen sich heute schon ablesen lassen soll was morgen alles geschehen könnte. Gen-Gläubigkeit schafft die Voraussetzung dafür, sich im Namen der „Selbstbestimmung“ zum Risikomanager in eigener Sache erziehen zu lassen.

Mittwochs 18:00 Uhr im Hörsaal 8, Universität Bielefeld.

Alle Interessierten sind herzlich eingeladen.

Berufspraktisches Kolloquium für Studentinnen aus Natur- und Ingenieurwissenschaften

Das Interdisziplinäre Frauenforschungs-Zentrum der Universität Bielefeld führt in Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt Bielefeld ein berufspraktisches Kolloquium für Studentinnen aus Natur- und Ingenieurwissenschaften im WS 2003/2004 durch

Der Übergang von der Hochschule in ein eher männlich dominiertes Berufsfeld erfordert von den Frauen Selbstbewußtsein, vielfältige Kenntnisse, Informationen und außerdem eine gute Strategie für die Planungs- und Bewerbungsphase. Im Rahmen des Kolloquiums können Studentinnen sich über mögliche Berufsfelder, Arbeitsanforderungen und Erfahrungen in der Bewerbungsphase informieren und mit berufserfahrenen Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen diskutieren.

Zeit: 22. Januar 2004, 14.00 bis 18.00 Uhr

Ort: Universität Bielefeld, A3, Raum 137

Anmeldung bis zum 19. Januar 2004

Ansprechpartnerin:

Dipl.-Soz. Lydia Plöger

Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum (IFF)

Tel.: 0521/ 106-4579/74, Fax: 0521/106- 2985

E-mail: lydia.ploeger@uni-bielefeld.de

Fachtagung:**Berufsorientierung in unübersichtlichen Zeiten – Anforderungen, Strategien, Konzepte**

Am 11. und 12. Dezember 2003 im Jugendgästehaus Bielefeld

Die Übergänge von der Schule in Studium, Ausbildung und Beruf sind vielfältiger, unübersichtlicher und riskanter geworden und stellen erhöhte Anforderungen an das biographische Handeln Jugendlicher und junger Erwachsener. Berufsorientierungsprozesse sind komplexer und schwieriger geworden; immer weniger kann von einem einheitlichen Bedarf an Information und Beratung ausgegangen werden. Die institutionellen Angebote zur Berufsorientierung haben versucht, auf diese veränderte Situation zu reagieren, sie sind breiter und vielfältiger geworden. Neben bereits etablierten Angeboten sind im Rahmen einer kaum mehr überschaubaren Projektlandschaft eine Vielzahl neuer Ansätze zur Berufsorientierung entwickelt worden.

Doch wie wirksam sind diese Angebote? Setzen sie tatsächlich an den Orientierungsproblemen Jugendlicher an oder sind sie selbst ein Element der neuen Unübersichtlichkeit im Übergang von der Schule in Studium und Ausbildung? Welche Rolle spielen Eltern oder auch Peers im Prozess der Berufsorientierung, wird ihr Einfluss bei der Entwicklung institutioneller Angebote ausreichend berücksichtigt? Welche Rolle spielt das Geschlecht? Ist eine spezifische Mädchenförderung noch zeitgemäß, welche Erfahrungen gibt es mit Versuchen der Lenkung von Mädchen in untypische Berufsbereiche? Welche Orientierungen und Handlungsstrategien entwickeln Jugendliche im Übergang von der Schule in Ausbildung und Studium? Welche Kompetenzen brauchen sie und welche institutionellen Angebote sind hilfreich?

Diese und andere Fragen sind Gegenstand der Fachtagung am 11./12. Dezember 2003 in Bielefeld. Experten aus Wissenschaft und Praxis präsentieren neue Forschungsergebnisse und berichten aus einschlägigen Projekten. Insbesondere die Workshops bieten Gelegenheit zur Diskussion und zum Austausch. Die Tagung wendet sich an WissenschaftlerInnen, LehrerInnen, BerufsberaterInnen, Eltern und andere in der Berufsorientierung Engagierte.

Programm

Donnerstag, 11. Dezember 2003

14:30 Uhr
Begrüßung und Tagungseröffnung
Prof. Dr. Mechtild Oechsle,
Zentrum für Lehrerbildung,
Prof. Dr. Christoph Gusy, Rektorat der Universität
Bielefeld,
Ministerialrat Ulrich Thünken, Ministerium für
Schule, Jugend und Kinder des Landes NRW

Plenarveranstaltung: Berufsorientierung zwischen
strukturellen Anforderungen und individuellen
Orientierungen

15:15 Uhr
Subjektivierung von Arbeit – Neue Anforderungen
an Berufsorientierung und Berufsberatung
Prof. Dr. Günther G. Voß, Universität Chemnitz

16:00 Uhr
Info-Flut und Erlebnisorientierung. Berufswahl und
berufliche Beratung in der „dritten industriellen
Revolution“,
Dr. Martin Griepentrog, Hochschulteam Arbeitsamt
Bielefeld

16:45 Uhr
Kaffeepause

17:15 Uhr
Abitur und was dann? Handlungsstrategien von
AbiturientInnen zwischen Arbeitsmarktorientierung
und Selbstverwirklichung,
Prof. Dr. Mechtild Oechsle, Universität Bielefeld

18:00 Uhr
Neue Lernformen von Jugendlichen als Ressource
für den Übergang in die Arbeitswelt
Dr. Barbara Stauber, Universität Tübingen

18:45 Uhr
Abendessen

20:00 Uhr
Ausklang des Abends mit der Jazz-Band des Max-
Planck-Gymnasiums

Freitag, 12. Dezember 2003

Detmold

9:00 – 13:00 Uhr Workshops (parallel)

10:30 Uhr Kaffeepause

Schlüsselkompetenzen für die Studien- und Berufswahl. Das Heidelberger Tutorenprogramm „Abitur – und was dann?“

Frauke Isenberg, Dipl. Psych., Universität Heidelberg

1. Berufsorientierung und Geschlecht: neue Orientierungen – alte Konzepte?

3. Eltern und Peers: Welchen Einfluss haben sie auf die Berufsorientierung?

Biographische Lernprozesse junger Frauen im Übergang zwischen Schule und Beruf – Ergebnisse einer Längsschnittstudie, Prof. Dr. Doris Lemmermöhle, Universität Göttingen

Berufswahl: Der Einfluss von Eltern und Peers, Prof. em. Dr. Lothar Beinke, Osnabrück

Berufsorientierung im Kontext von Lebensplanung – welche Rolle spielt das Geschlecht?, Elke Rosowski, Dipl. Soz., Universität Bielefeld

Wie wichtig sind Eltern im Prozess der Berufsorientierung?, Christiane Maschetzke, Dipl. Soz., Universität Bielefeld

Mädchen in der beruflichen Beratung – zur Geschlechterpolitik des Arbeitsamte, Dr. Helga Ostendorf, Universität Hildesheim

Soziale Herkunft und Geschlecht und ihr Einfluss auf Studien- und Berufswahlentscheidungen, Dr. Christoph Heine, HIS Hannover

IT-Berufe – Moderne Beruflichkeit für Frauen? Gisela Westhoff, Dipl. Päd./Dr. Agnes Dietzen, BIBB Bonn

Familie als Ressource im Übergang Schule-Arbeitswelt, Dr. René Bendit, DJI München

Mädchen, IT und Technik – Ergebnisse aus den Projekten „Girls' Day – Mädchen-Zukunftstag“ und „idee_it“, Sabine Mellies, Dipl. Soz., Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie, Bielefeld

13:00 Uhr Imbiss

2. Institutionelle Angebote zur Berufsorientierung – Was leisten Schule und Universität, Arbeitsamt und Unternehmen?

14:00 Uhr Podiumsdiskussion
Welche Kompetenzen brauchen Jugendliche für den Übergang Schule – Arbeitswelt und wie können sie durch institutionelle Angebote und das soziale Umfeld unterstützt werden?

Moderation: Prof. Dr. Mechtild Oechsle

TeilnehmerInnen:

Dr. Wolfgang Eimer, Weidmüller Stiftung, Detmold
Prof. Dr. Gerd Famulla, Flensburg

Berufsorientierung zwischen Schule und Arbeitswelt: Auf welche Kompetenzen kommt es an?, Prof. Dr. Gerd Famulla, Universität Flensburg, wiss. Begleitung SWA-Projekt

Renate Hendricks, Vorsitzende des Bundeselternrates, Bonn

Dr. Jutta Obbelode, Schulleiterin Anne-Frank-Gesamtschule, Gütersloh

Dipl. Hdl. Christian Strijewski, Bundesanstalt für Arbeit Nürnberg

Schule und ihre Angebote zur Berufsorientierung, Dr. Helen Knauf, Universität Bielefeld

Prof. Dr. Günther G. Voss, Universität Chemnitz

Die zukünftige Rolle von Berufsorientierung und Berufsberatung in einer reorganisierten Bundesanstalt für Arbeit, Dipl. Hdl. Christian Strijewski, Bundesanstalt für Arbeit Nürnberg

15:30 Uhr Ende der Tagung

Tagungsort:

Jugendgästehaus Bielefeld

Hermann-Kleinewächter-Str. 1

33602 Bielefeld

Tel.: 0521/52205-0

Arbeits- und Berufswelt lebensnah – Welchen Beitrag leistet die Kooperation zwischen Schule und Unternehmen?, Dr. Wolfgang Eimer, Weidmüller Stiftung

Tagungsbeitrag (incl. Abendessen am 11.12. und Mittagsbuffet am 12.12.):

11./12. Dezember 2003: 35 € (ermäßigt 20 €)

Nur am 11. Dezember 2003: 20 € (ermäßigt 10 €)

Nur am 12. Dezember 2003: 15 € (ermäßigt 10 €)

Anmeldung durch Einsendung des Anmeldeformulars bis zum 10.11.03.

Information und Anmeldung:

Universität Bielefeld

Zentrum für Lehrerbildung (ZfL)

Falk Schönberger

Postfach 10 01 31

33501 Bielefeld

Tel.: 0521-106-3859

Fax: 0521-106-6402

Email: fschoenberger@uni-bielefeld.de

Projekthomepage:

www.berufsorientierung-und-lebensplanung.de

Die Projekte „Berufsorientierung und Lebensplanung: Jugendliche in der Sekundarstufe II“ und „Abitur und was dann? Berufliche Orientierungsprozesse und biographische Verläufe nach dem Abitur“ wurden gefördert durch das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung (MSWF) bzw. Wissenschaft und Forschung (MWF) des Landes Nordrhein-Westfalen.

Kongress: „HWP-Fachprogramm Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre – Bilanz und Aussichten“

05. - 06. November 2003, Hannover

Mit dem Fachprogramm „Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre“, das als Teil des Hochschul- und Wissenschaftsprogramms (2001-2006) von Bund und Ländern gemeinsam finanziert wird, wird ein breites Bündel an gleichstellungspolitischen Maßnahmen und Projekten in den Programmschwerpunkten „Qualifizierung für eine Professur“, „Frauen- und Genderforschung“ sowie „Erhöhung des Frauenanteils in naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen“ realisiert.

Mit dem vom BMBF geförderten Kongress im November sollen zum einen bisher erreichte Ziele sichtbar gemacht, zum anderen weitere Handlungsperspektiven für gleichstellungspolitische Maßnahmen entwickelt werden. In den Vorträgen werden insbesondere

Evaluationsstudien vorgestellt. Für eine intensive Diskussion werden open-space-Foren organisiert. Eine begleitende Posterpräsentation bietet die Möglichkeit, Maßnahmen und Projekte des Fachprogramms zu präsentieren.

Der Kongress wendet sich insbesondere an:

- die Hochschulleitungen,
- VertreterInnen aus Bundes- und Länderministerien, Wissenschaftsorganisationen und Frauenverbänden,
- Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Hochschulen sowie der Forschungsverbände und -zentren,
- MitarbeiterInnen aus den Projekten und Maßnahmen, die im Rahmen des Fachprogramms Chancengleichheit verwirklicht wurden

Für weitere Rückfragen wenden Sie sich bitte an Dr. Andrea Löther, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS), Universität Bonn, Poppelsdorfer Allee 15, 53115 Bonn, Tel.: 0228/73 48 37, e-mail: loether@cews.uni-bonn.de

„Quer denken und Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen“

Tagung des Zentrums für feministische Studien (ZFS) der Universität Bremen aus Anlass seines 5jährigen Jubiläums

31.10.2003, Bremen, Gästehaus der Universität

Inter- und Transdisziplinarität gelten als Kernelemente in der Geschlechterforschung. Wie hat sich dieser programmatische Anspruch verändert? Wie lässt er sich institutionell umsetzen? Welche Impulse und Anforderungen lassen sich daraus für die Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung ableiten?

Die Fachtagung ist ein Beitrag zur Debatte um Inter- und Transdisziplinarität im Feld der Geschlechterforschung. Der Schwerpunkt liegt dabei in der Zusammenführung zwischen theoretischen Konzepten und institutionellen Erfahrungen mit der Umsetzung. Die Fachtagung eröffnet einen Raum zum Austausch über den Zusammenhang zwischen Genderforschung und innovative Hochschulentwicklung. Im Anschluss an die Fachtagung wird das fünfjährige Bestehen des ZFS mit einem Empfang und kleinem Unterhaltungsprogramm gefeiert.

Anmeldung (bis 20. Oktober) und Programm:
Zentrum für feministische Studien (ZFS), – Geschäftsstelle -, Aska Loffroy, Postfach 330 440, 28334 Bremen, Tel.: 0421/218-9375; Fax: 0421/218-2522, e-mail: zfs@uni-bremen.de

Die Tagungsgebühr beträgt 25 EUR (ermäßigt 15 EUR) und kann zu Tagungsbeginn entrichtet werden.

Karriere für Ingenieurinnen

6.11.2003, Kaisersaal, Potsdamer Platz, 10785 Berlin

Eine Veranstaltung des VDI Beruf und Gesellschaft, Abt. Beruf und Karriere; Die Kernthemen des Tages:

- Vorstellung von Untersuchungsergebnissen zum Berufsverbleib von Ingenieurinnen in Deutschland
- Thesenbildung und Definition des weiteren Handlungsbedarfs zum Berufsverbleib von Ingenieurinnen
- Entwicklung erfolgreicher Strategien zur Verbesserung der beruflichen Situation von Ingenieurinnen
- Definition berufspolitischer Handlungsfelder zur Verbesserung der beruflichen Situation von Ingenieurinnen

In Deutschland und anderen europäischen Ländern fehlen Studien über die Karriereentwicklung von Ingenieurinnen außerhalb der Hochschulen und öffentlichen Forschungseinrichtungen. Während die National Science Foundation in den USA seit 10 Jahren einen jährlichen nationalen Report veröffentlicht, der die Beschäftigungssituation von Ingenieurinnen und Ingenieuren unterschiedlicher Fachrichtungen unter geschlechtsspezifischen Gesichtspunkten darstellt, sind in Deutschland nur jeweils aktuelle Informationen zur Situation im Wissenschaftssektor zu finden.

In unserer Veranstaltung bringen wir Akteurinnen und Akteure in den verschiedenen Entscheidungsprozessen zusammen und benennen Antworten und Strategien, mit welchen Unternehmenskonzepten, Fördermaßnahmen und Bewusstseins- bzw. Verhaltensänderungen erreicht werden können, dass Ingenieurinnen in ihrem Berufsfeld bleiben und erfolgreich tätig sind.

Ansprechpartnerin im VDI:

Dr. Susanne Ihsen, Abteilung Beruf und Karriere,
Postfach 10 11 39, 40002 Düsseldorf,
Telefon: +49 (0) 2 11 62 14-2 72, e-Mail: fib@vdi.de

Internationale Tagung „Gender Studies und Arbeitsmarkt“

7.-8. November 2002, 10:00-18:00, Universität Bern, Kuppelsaal

Das Nationale Forschungsprogramm NFP 35 „Frauen, Recht und Gesellschaft“ organisiert, gemeinsam mit dem Departement für die Gleichstellung von Frauen und Männern an der Universität Bern, eine internationale Tagung zum Thema „Gender Studies und Arbeitsmarkt“. WissenschaftlerInnen aus Grossbritannien, Deutschland und Frankreich präsentieren den Stand von Gender Studies aus der Sicht ihres Landes und stellen erste Ergebnisse eines Europäischen Forschungsprojektes vor, welches neun Partnerländer umfasst (EWSI Project Employment and Women's Studies: the Impact of Women's Studies Training on Women's Employment in Europe). Die Tagung, die diese Fragestellungen sowohl aus fachspezifischer wie aus institutioneller Perspektive analysieren wird, ist Ausgangspunkt eines neuen Forschungsprojektes zum Verhältnis von Gender Studies und Arbeitsmarkt in der Schweiz.

Im Zentrum der Tagung stehen, unter anderem, folgende Fragen: Was sind die Fachkompetenzen und Qualifikationen, die Gender Studies vermitteln (sollten)? Inwiefern helfen Gender Studies den StudienabgängerInnen auf dem Arbeitsmarkt? Was erwarten ArbeitgeberInnen und Studierende von Gender Studies-Lehrgängen? Welche Schlussfolgerungen sind zu ziehen im Hinblick auf die Entwicklung und Institutionalisierung von Gender Studies in der Schweiz?

Information und Anmeldung : steffent@iprolink.ch,
Therese Steffen, Erbstr. 2 A, CH - 8700 Küsnacht,
Website: <http://www.genderstudies.unizh.ch>

Technik – Körper – Wissen

Interdisziplinäre Tagung vom 12.-13. November 2003, Staatsarchiv, Karolineplatz 3, Darmstadt

Technik, technologische Entwicklungen sowie deren gesellschaftliche Anwendung sind nicht wertneutral. In ihnen sind und werden gesellschaftliche Strukturen und Sichtweisen eingeschrieben und damit auch die Geschlechterverhältnisse. In einem Wechselverhältnis beeinflussen Technik und Technisierung die Geschlechterverhältnisse und umgekehrt gehen bestehende Geschlechterverhältnisse in technische Entwicklungsprozesse

se als Strukturen und Sichtweisen ein.

Eine rasante Technisierung und Informatisierung verändert die Arbeits- und Lebenswelten grundlegend. Erkenntnisse und Produkte beispielsweise der Gen- und Reproduktionstechnologien, der Informatik und der Technoscience erschüttern die – seit der Neuzeit das europäische Denken bestimmende – Entgegensetzung von Natur/Kultur, Subjekt/Objekt, Mensch/Maschine, Technik/Leben, Mann/Frau etc. Mit jeder neuen Technologie werden die Grenzen neu vermessen.

Der Körper wird in diesem Zusammenhang zu einer zentralen Kategorie. Die technischen Gestaltungsmöglichkeiten reichen bis in den Körper hinein, bestimmen ihn auch in seiner Geschlechtlichkeit neu und führen zu neuen Formen der Konstruktion geschlechtlicher Identität. Die Prozesse der Informatisierung und Technisierung sowie ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung, die durch ein hohes Maß an Widersprüchen gekennzeichnet sind, werfen grundlegende Fragen auf. Einige von ihnen wollen wir während der Tagung in einem interdisziplinären Diskurs in vier Panels erörtern.

Fragen in den Panels:

- Wie kann sich feministisch emanzipatorisches Denken angesichts dieser Auflösung von Entgegensetzungen, der Entgrenzung von Körper und Technik positionieren? Wie können bio-technische Entwicklungen im feministischen Diskurs verortet werden? (Panel 1)
- Wie gestaltet sich konkret das Verhältnis von natürlicher Gegebenheit und technischer Konstruktion im Herstellungsprozess biologisch-technischer Systeme? Welche Konsequenzen hat das Verständnis von Körper als ein offenes und spontanes System für die Geschlechtscodierung von Körpern und Artefakten? (Panel 3)
- Wie kann Wissen menschengerecht verarbeitet und in Daten und Informationen repräsentiert werden? Wie können die wissenschaftskritischen und feministischen Anforderungen an Kontextualisierung, Historisierung und Situierung von Wissen erfüllt werden? (Panel 2)
- Welche neuen Optionen und innovativen Potenziale werden durch Formen technisierter Wissensvermittlung wie z.B. dem e-learning hervorgebracht? Wie gestaltet sich aus bildungstheoretischer und feministischer Perspektive der Widerspruch zwischen potenziellen Möglichkeiten und immanenten Begrenzungen, der sich durch das „Eingebundensein“ in gesellschaftliche Strukturen und Zuschreibungen ergibt? (Panel 4)

Organisatorisches:

Tagungsgebühr: 25 Euro/ermäßigt 10 Euro
Anmeldung bitte bis zum 31. Oktober 2003 an:

ffz Frauenforschungszentrum Darmstadt
Hochschulstraße 1
64289 Darmstadt
Tel. (0 61 51) 16 51 50
eMail: herbert@hrz2.hrz.tu-darmstadt.de

Herrschaft, Macht, Gewalt – Konstruktionen und Verhältnisse: Symposium zur Geschlechtergeschichte

**20.11. -22.11.2003, Universität Kassel, Senatssaal
veranstaltet von der IAG Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Kassel**

Herrschaft, Macht und Gewalt sind zentrale Kategorien der klassischen Staats- und Politikgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. An ihnen entzündeten sich aktuelle theoretische Debatten und methodische Kontroversen, an die wir anknüpfen wollen und von denen wir uns innovative theoretisch-methodische Impulse versprechen. Es zeigt sich, dass nicht nur der klassische Raum des Staates, sondern auch der der Geschlechterbeziehungen von Gewalt-, Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchzogen und somit integraler Bestandteil der politischen Geschichtsschreibung ist. Die Verwobenheit von Herrschaft, Macht und Gewalt mit der Kategorie Geschlecht steht im Mittelpunkt des Symposiums.

Dabei geht es zum einen um historische Konstruktionen von Macht, Herrschaft und Gewalt, d.h. diese werden nicht mehr als ahistorische Größen, sondern als relationale und geschlechtlich codierte Konstruktionen verstanden. Da sich die Vorstellungen von Macht, Gewalt und Herrschaft verändern, liegt die Herausforderung der historischen Analyse in einer Konfrontation aktueller theoretischer Begriffe mit den Ereignissen und Selbstverständnissen unterschiedlicher Zeiten und Kulturen.

Doch nicht nur die Konstruktionsweisen, sondern auch die sozialen Verhältnisse von Herrschaft, Macht und Gewalt stehen im Fokus des Symposiums. Damit ist die soziale Kontextualisierung und Bezogenheit, in der ein Macht- oder Gewaltverhältnis aufgehoben ist, gemeint – je nach theoretischer Perspektive auch als „Netzwerk“, „Beziehungsgeflecht“, „soziales System“ oder diskursive „Relation“ bezeichnet. Hier ist etwa

nach den je (geschlechts-)spezifischen Ausgangsvoraussetzungen und instrumentellen Modalitäten, den Zielen und Institutionalisierungsweisen von Herrschaft, Macht und Gewalt zu fragen.

Andererseits zielt die Analyse auch auf theoretische Differenzierungen zwischen den drei Begriffen. So wäre z.B. zu fragen, inwiefern sich Herrschaft, Macht und Gewalt voneinander unterscheiden und welche neuen Aspekte sich durch den Bezug auf die Kategorie Geschlecht eröffnen.

Weitere Informationen:

Dr. des. Pauline Puppel, FB 5, 0561-8042853, Puppel@uni-kassel.de und Bärbel Sauer, IAG FG, 0561-8042714, bsauer@hrz.uni-kassel.de

netzwerke. formen. wissen. Vernetzungs- und Abgrenzungsdynamiken der Frauen- und Geschlechterforschung

Tagung des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIF)

Hildesheim vom 27.– 29. November 2003

Vorträge und Arbeitsgruppen zu folgenden Themenschwerpunkten:

- Themenschwerpunkt I: Netzwerke als organisierte Wissenspolitiken
- Themenschwerpunkt II: Netzwerken zwischen Theorie und Praxis

Mit folgenden Arbeitsgruppen: AG 1 Vernetzen zwischen Gesundheitsforschung und Gesundheitspolitiken; AG 2 Vernetzung als Dialog der Disziplinen; AG 3 Vernetzungsdynamiken in globaler Perspektive; AG 4 Neue Räume – neue Netze

- Themenschwerpunkt III: Netzwerke(n) für die Zukunft?

Anmeldung und Informationen:

Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung

Universität Hildesheim, HAWK, Fachhochschule Hildesheim/ Holzminden/ Göttingen, Goschentor 1, 31134 Hildesheim, Tel.: 05121/ 881568

Email: nina.feltz@fh-hildesheim.de

Internet: <http://zif.fh-hildesheim.de/aktuelles/veranstaltung.htm>

Teilnahmegebühr (inkl. Tagungsmappe, Verpflegung & Kulturprogramm): 70 Euro, erm.: 40 Euro. Wir bitten um eine Anmeldung bis zum 31. Oktober 2003

Gender-Kompetenz für Informatikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen

15. - 16. Januar 2004:

Gendertheorien und Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften

17. - 18. Januar 2004:

Frauen in Informatik und Naturwissenschaften: Situation und Unterstützungsstrategien

Das Kompetenzzentrum Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften [GIN] an der Universität Freiburg bietet zwei Workshops für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Studentinnen an, die das Verhältnis von Gender und Informatik/Naturwissenschaften in Theorie und Praxis aufgreifen. Es werden Wissen und Fähigkeiten vermittelt, die helfen, mit den möglicherweise nachteiligen Auswirkungen von Gender auf Arbeit und Studium umzugehen.

Anmeldeschluss: 15. November 2003, Weitere Informationen: gin@mod.iig.uni-freiburg.de bzw. <http://mod.iig.uni-freiburg.de>

Call for Papers: Arbeit unter Druck. Qualitätsstandards von Arbeit im Arbeitsraum Europa – Feministische Einsprüche und Anstöße

2. Marburger Arbeitsgespräche vom 25. bis 27. Februar 2004 in Marburg

Die Marburger Arbeitsgespräche bieten ein Forum für die Debatte um die Zukunft der Arbeit und die Arbeit der Zukunft aus feministischer, geschlechtssensibler und genderkompetenter Perspektive (nähere Informationen unter www.gendanetz.de). Im Vordergrund der 1. Marburger Arbeitsgespräche im Februar 2003 stand die wissenschaftliche Kritik an arbeitspolitischen Konzepten, die nur noch – mit fragwürdigem Erfolg – auf die Sicherung und Schaffung von Arbeitsplätzen fixiert sind. Die Frage nach der Qualität von Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnissen, der Zusammen-

hang von „Arbeit und Leben“ und emanzipatorische Ansprüche an die Gestaltung von Arbeit und deren Wandel werden dabei weitgehend ausgeblendet. Gerade in feministischer Perspektive und in geschlechterdemokratischer Hinsicht geht es aber nicht nur um „Hauptsache Arbeit!“, sondern um sinnvolle, qualifikationsgerechte, gesellschaftlich anerkannte, sozial abgesicherte und existenzsichernde Tätigkeit mit Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung und der Beteiligung. Gleichzeitig kann diese Perspektive jedoch nicht unabhängig von der Frage thematisiert werden, wie Arbeit verteilt wird und welche Folgen Erwerbslosigkeit für die gesellschaftliche Teilhabe der Einzelnen hat.

Die 2. Marburger Arbeitsgespräche vom 25. bis 27. Februar 2004 sollen Gelegenheit zu einem internationalen Austausch über den Stand von Arbeitsforschung und Arbeitspolitik in feministischer, gender-kompetenter Perspektive zur „Qualität der Arbeit“ geben. Dazu sollen Forschungsbefunde und -desiderate aus unterschiedlichen Ländern zusammengetragen werden. Im Zentrum steht die Frage nach Qualitätsstandards von Arbeit im Spannungsfeld zwischen individueller Selbstverwirklichung, sozialer Gerechtigkeit und Geschlechterdemokratie. Dabei ist davon auszugehen, dass sich die Qualität von Arbeit nicht auf einen einfachen Maßstab reduzieren lässt, sondern eine Vielzahl von (teils widersprüchlichen) Komponenten und Dimensionen berührt. Vor diesem Hintergrund soll die Tagung zu einer Konkretisierung von qualitativen und emanzipatorischen Ansprüchen an Arbeit in ihrem gegenwärtigen Wandel beitragen.

Kontakt und Informationen: Philipps-Universität Marburg, GendA – Netzwerk Feministische Arbeitsforschung, FB 03, Institut für Politikwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Str. 6 G, 35032 Marburg, Tel. 06421-28-28990, e-mail: genda@staff.uni-marburg.de oder unter: <http://www.gendanetz.de>

Einladung zum IFF-Forum

am 19.11.03 von 12:30 bis 14:00 Uhr in T7-220

**Thema: „Abitur und was dann?
Berufsorientierung und Lebensplanung von
AbiturientInnen**

Prof'in Dr. Mechtild Oechsle